This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

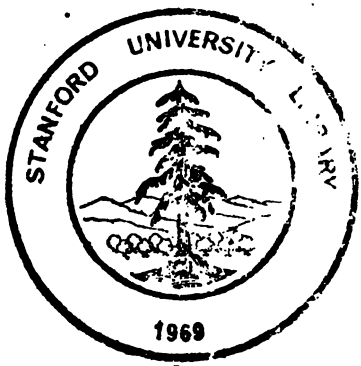
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 40291



Weimar. Gymn. Bibl.
g.

Ulrich Hegner's

gesammelte Schriften.

Erster Band.

Auch ich war in Paris.

Berlin,
bei G. Reimer.
1828.

MEH

PT 2298
H6
1828
v.1

Gewöhnlich ist die Vorrede eines Buches eine Brille, die der Herausgeber so vortheilhaft zu schleifen sucht, daß sie dem Leser wo nicht eine leuchtende, doch eine gefällige Ansicht des Werkes verleihen möge. Solches ist natürlich und erlaubt; wer etwas Rechtes gemacht zu haben glaubt, sucht Beyfall, das ist seine Belohnung. Aber die Brille hilft nicht immer; nicht alle Augen haben die gleiche Sehweite, nicht die gleiche Kraft; wenn deßwegen einige darin nur Nebel sehen, andre über Regenbogenfarben, die der Autor der Brille mitgetheilt habe, klagen, und lieber ohne dieselbe lesen, so ist auch das in der Ordnung. Auch ich werde mir also müssen gefallen lassen, zu welcher Art von Brillen man meine Vorrede zähle; hoffentlich nicht zu den vergrößernden.

Ich hatte es nie darauf angelegt, ein Schriftsteller zu werden, ob ich gleich manches aufgezeichnet habe. Meine Bestimmung war eine andre, der meine jugendlichen Kräfte gewidmet waren, oder wenigstens hätten gewidmet seyn sollen; erst als ich diesem Berufe durch unsre Staatsumwälzung enthoben ward, und mich der Zustand des Vaterlandes in stäte Unlust versetzte, nahm ich eine Reise nach Paris vor, weniger zu einem

besondern Zweck, als um andre Leute und die großen Kunstwerke zu sehen, die sich damals daselbst vorfanden. Daraus entstand ein Tagebuch über diese Reise, bey dessen erster Abtheilung ich durchaus keine Rücksicht auf ein größers Publicum genommen, sondern nur mich meinen nähern Freunden hatte zeigen wollen, wie ich gesehen und gedacht habe. Bey den folgenden Abtheilungen nahm ich schon mehr auf fremde Leser Bedacht, doch mischte sich auch da noch manche örtliche Anspielung und eigne Persönlichkeit ein, davon ich jetzt mehreres weggelassen, andres besser ins Licht gestellt, und als den Geist von Zeit und Ort bezeichnend habe stehen lassen. Da zu gleicher Zeit zwey allgelesene Reisewerke über Paris von zwey allbekannten Verfassern (Meyer aus Hamburg und Kotzebue) erschienen waren, die mit glänzenden Farben das große Leben mahlten, so schickte ich Unbekannter meinen Versuch im kleinen Leben unter dem Titel: auch ich war in Paris in die Welt, um zu sehen ob man auch mich noch für einen Mahler halte; nicht daß ich gerade als ein Correggio auftreten wollte, jene waren ja auch keine Raphaele. Einiges ist hinzugefügt, das damals nicht gedruckt werden durfte.

Ueber die Molkenkur ist wenig zu erläutern; es ist eine pure Dichtung, die sich aus sich selbst erklärt, ein Roman zu dem ich hinlängliche Muße fand, als die Schweiz unter des französischen Kaisers Schutze wieder Frieden haben durfte und mußte, kein bedeutender Sturm mehr unsre Gewässer trübte, und bloß noch die Art von Vaterlandsliebe in allgemeine Anregung kam, welche sich durch einflußreiche Stellen verdient machen will. Manches ist auch da an der Schreibart ver-

beſſert, doch weniger als im vorhergehenden Werke.

Meine älteſte Schrift von einigem Umfang waren eigentlich Saly's Revolutionstage, denn ſie entſtand ſchon 1798, als ich in der Hauptſtadt des Kantons im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild von beyden und ihrem Thun und Treiben aufgefaßt hatte, ein Bild das ſich mir beſtändig vor die Augen drängte, und um ſo wahrer ſeyn konnte, weil ich keiner Partey beſonders huldigte, eben weil alles Partey war. In einer Krankheit die mich das Haus hüthen ließ, machte ich den Verſuch meine Erfahrungen in die Geſchichte eines jungen Landmannes von einiger Bildung, desgleichen es in der Schweiz hin und wieder gegeben hatte, einzukleiden, und befliß mich der Wahrheit und Freymüthigkeit in der dichteriſchen Hülle, mit gänzlicher Vermeidung aller individuellen Bildniſſe, eines ausgenommen, das aber kein ſchweizeriſches iſt. Mit der Geſundheit kehrte ich auch wieder in das thätige Leben zurück, ließ die Schrift Jahre lang liegen, und nahm ſie erſt wieder zur Hand, nachdem alles im Vaterlande in beſtehende Ordnung gekommen war; da begann ich den Entwurf auszuarbeiten, als ein Denkmahl jener ſtürmiſchen Tage. Nur ein Bild der Zeit wollte ich geben, Denkwürdigkeiten, nicht eine Geſchichte. Ich hatte auch wohl eine Fortſetzung im Sinne, aber das ging nicht; mit dem Einrücken feindlicher Heere die ſich als Freunde ankündigten, wachten noch mehr feindſelige Leidenſchaften auf, Liſt, Haß und Rache, Selbſtſucht, Verfolgung und Gewaltthat, die ich nicht zu ſchildern vermochte, weil ihre grelle Wirk-

Erſter Theil.

Der erſte Theil dieſer Reiſe war, wie man wohl ſehen wird, nur für Freunde geſchrieben; dieſe wünſchten aber, daß er auch gedruckt würde, und — hier iſt er. Ich weiß wohl, daß bei dem Publikum keine Entſchuldigung ſolcher Art gilt, indeſſen bin ich dieſe wahrhafte Aeußerung mir ſelber ſchuldig.

Nachdem ich mich im Anfange dieſes Jahres 1801 endlich von meiner politiſchen Bürde, die weniger groß als drückend war, losgemacht hatte, wurde die Begierde in mir rege, die erhaltene Muße (das erſparte Geld kann ich nicht ſagen) zu einer Reiſe nach Paris zu nutzen. Schon ſeit mehrern Jahren trug ich mich immer mit einer Reiſe nach Rom, und meine Phantaſie machte in dieſer Zeit manchen Zug dahin, aber die Wirklichkeit wollte ſich niemals geben, und nun war es zu ſpät; was wollte ich jetzt in dieſem Lande thun, da ſeine beßten Kunſtwerke, der Hauptgegenſtand meiner Reiſe, von der großen Nation hinweg*erobert* worden, und bei der allgemeinen Unordnung die zurückgebliebnen ſchwerlich zu ſehen ſeyn werden! Um den Charakter des Volkes kennen zu lernen möchte ich nicht hingehen, ich kenne ein beſſeres; und um Staatsverfaſſungen zu prüfen käme auch der Liebhaber dieſes Studiums heut zu Tage wohl zu ſpät, weil man keine mehr findet, ſondern allenthalben nur auf zuſammenſtürzende Trümmer von alten, oder rohe Baumaterialien zu neuen ſtößt.

Es bleibt dem berühmten Lande freylich noch seine schöne Natur, die keine schlechte Regierung verkrüppeln und kein Eroberer hinwegführen kann, und seine durch Geschichte und Kunst bedeutenden Ruinen des Alterthums. Allein wenn man einmal auf einem gewissen Alter ist, so macht man nicht mehr gern weite Reisen bloß für das poetische Gefühl, ob es gleich gut läßt und vornehme Sitte in Deutschland ist, von „den „im jungen Sonnenstrahl aus Nebelhüllen emporstei„genden Hügeln der ernsten hohen Roma" mit der Wehmuth eines aller Freude abgeschiednen Geistes zu sprechen; oder die „Zypressen des Janiculus und Pi„nien des Montorio" wie Heilige anzurufen und demüthig zu bedauern, in den Sandwüsten und Nebelländern des Nordens geboren zu seyn; oder dem Publikum zu erzählen, wie man oben auf dem Capitole gestanden und „seine Thränen rinnen lassen auf die „heilige Asche der Helden, zusammenschauernd in der „Unwürdigkeit, wozu man vom Schicksale verdammt sey" — Große Worte und erhabene Empfindungen, nur Schade, daß sie mehrentheils mühsam zusammengelesene opera posthuma sind! Zudem bin ich nicht in dem kalten Norden geboren, der jedoch eben so glückliche Einwohner zu ernähren scheint, als das heiße Italien, von dessen brennenden Südwinden jene Schönempfinder nichts sagen, sondern in der Schweiz, wo die Natur in ihrer concentrirten Mannigfaltigkeit wenigstens erträglich ist; auch hab' ich schon lange ver-

lernt, Empfindungen nachzulaufen, weil ich aus Erfahrung weiß, daß die gemachten nicht die ächten sind.

Nach Paris also soll meine Reise gehen, und zwar vorzüglich darum, weil dort so viele Schätze der Kunst vereinigt sind, die ehedem in den Kirchen, Gallerieen und Kabineten Frankreichs, Hollands, Deutschlands und Italiens zerstreut waren. — Ohne gerade ein Künstler oder Kenner geworden zu seyn, habe ich, schon von meiner ersten Jugend an, so viel Liebhaberey zur Kunst gehabt, so viel damit getändelt, darüber gelesen, gesammelt und sprechen gehört, und so wenig Schönes vom ersten Range gesehen, daß ich es zu meiner Ausbildung unumgänglich erforderlich halte, dahin zu gehen, wo das Beßte dieser Art zu finden, und, wie man versichert, so leicht zu genießen ist.

Meine Freunde, für die ich diese Reise beschreibe, werden nicht fragen, wozu eine an Geld- und Zeit kostbare weitere Ausbildung in einem Fache, zu dem man keinen öffentlichen Beruf hat? Sie sind mit mir überzeugt, daß ein Mann, der über die Jugendjahre hinaus ist, nicht mehr wählen kann, was er sich für eine Bildung geben wolle, sondern daß er sich's zur Pflicht machen muß, das, was er bereits hat, zu bearbeiten; habe er's nun durch Erziehung oder Liebhaberey, auf ebnem oder holperigem Wege erhalten. Ist es nur einmal sein erworbenes Eigenthum und kein unedles Gut, so darf und soll er es benutzen und vermehren, und dem Schicksale danken, wenn es ihm leichte

Mittel an die Hand gibt, ſeine geiſtige Ausbildung ſo gut als möglich zu vollenden.

Aber nun ging es mir wie einem Verliebten, der in dem Anſchauen ſeines Mädchens täglich neue Rechtfertigungen ſeiner Liebe findet, denn da ich einmal dieſen Entſchluß gefaßt und in das günſtigſte Licht geſetzt hatte, geſellten ſich bald zu dem angegebenen Bewegungsgrunde noch eine Menge anderer. Das muß ein ſehr reiner oder ſehr blöder Menſch ſeyn, der nur Einen Grund zu einer Handlung hat. — Wer wird aber die Nebengründe alle angeben können oder wollen, welche einen gebilligten Vorſatz begleiten? Die Hauptſtadt Europas wollt' ich ſehen, den Mittelpunkt der neuen weltumſchaffenden Politik, die hohe Schule der ſinnlichen Kultur, das franzöſiſche Paradies — ich wollte mich ſelbſt überzeugen, wie eine Million Menſchen in einem Umfange von ſechs bis ſieben Stunden beiſammen wohnen können, ohne einander aufzureiben oder zu verpeſten — das Treibehaus der leichten Höflichkeit wollt' ich beſuchen, und ſehen, was von dieſem zarten Gewächſe ſich etwa noch auf einen alten Stamm pfropfen laſſe; zugleich gedachte ich die Vortheile des einſamen Lebens in großen Städten zu prüfen — und endlich (wer wirft den erſten Stein auf mich?) wollt' ich ſagen können: Ich bin auch da geweſen.

Empörendes Sittenverderbniß, himmelſchreyende Verſchwendung und verworfene Armuth, werde ich ſehen, aber eben deßwegen muß auch große und ſtille

Tugend da zu finden seyn. Man weiß ja, daß, wo die Versunkenheit der Sitten am tiefsten ist, musterhafte Tugend sich auch am kräftigsten emporhebt, so wie unter den lasterhaftesten Kaisern Roms der erhabenste Stoicismus blühte.

So faßte ich mein Vorhaben auf mancherlei Art in Rahmen und Glas, und war sehr erfinderisch, die Bedenklichkeiten zu heben, welche mir die weite Entfernung von den Meinigen verursachte.

Ich fing nun an, meinen Entschluß einigen Bekannten zu eröffnen, in der Hoffnung, Reisegefährten unter ihnen zu finden, die mir die besorgliche lange Weile der Wirthshäuser verkürzen, und ihre Bemerkungen mit mir theilen könnten.

So lange ich noch von meiner Reise, als von etwas ungewissem, wozu ich wohl Lust hätte, sprach, wollte mich jeder begleiten. Jeder fand den Einfall vortrefflich, die Kosten unerheblich und ein paar Monathe wohl zu entbehren. Als ich aber die Zeit meiner Abreise bestimmte, und die Sache nicht mehr blos ein Lustzug der Einbildung war, sondern zur Wirklichkeit werden sollte, traten alle zurück und keiner wollte mehr mit. Ich sahe nun, daß es mit solchen schnellen Zusagen wie mit jeder Bekehrung ist. Der neue Mensch beschäftigt sich zuerst nur mit dem Gefälligen seines veränderten Zustandes, und vergleicht denselben mit

der bisherigen langen Weile der Alltäglichkeit, er ſchmeichelt ſich mit der Wichtigkeit, die er, bey ſich ſelbſt wenigſtens, durch den ungewöhnlichen Entſchluß erhält, und glaubt auch die Leute ſehen ihn bedeutender dafür an; wenn es aber Ernſt gilt und Hand an's Werk gelegt werden ſoll, dann zeigen ſich erſt die Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten, über deren Anblick der Reiz der Neuheit ſich verliert, und der Geluſt verſchwindet, ſo daß dann die erſte Liebe bald erkaltet, und der alte Sauerteig wieder wirkſam wird.

Endlich gelang es mir doch einen, mir zwar perſönlich unbekannten, Gefährten an Herrn G. von R. zu bekommen, zu dem ſich nachher noch Herr St. von B. geſellte, welches mir ſehr lieb war, weil ich mich anfänglich faſt ſcheute, allein zu reiſen. Ich hab' es auch nie bereut, indem ich an beyden Männern ſchätzbare Bekanntſchaften machte; gleichwohl ſoll dem alten Sprichworte: qui a compagnon a maître, ſeine Wahrheit nicht benommen ſeyn. Für einen Mann, der mehr Welterfahrung hat, und nicht äußerlicher noch innerlicher Unterſtützung bedarf, mag das Alleinreiſen allerdings ſeine Vorzüge haben.

Nichts iſt peinlicher, als jemand ein Vorhaben eröffnen, wenn man voraus weiß, daß er's nicht billigen wird. So ging es mir mit meiner alten Mutter; ich war zwar feſt zur Reiſe entſchloſſen und wußte

wohl, daß sie kein erklärtes Nein dazu sagen würde, aber ich fürchtete die geheimen Mutterthränen, wobey einem Sohne jede Entschuldigung auf der Zunge erstirbt; und so vermochte mich endlich nur die Furcht, sie möchte es aus fremdem Munde erfahren, und mir darüber gerechte Vorwürfe machen, daß ich meine, vielleicht kindische, Scheu vor der älterlichen Autorität überwand, und mit dem Geheimnisse herausrückte.

Da ich diese Reise nicht unternommen, um die Welt, sondern um mich selbst zu unterrichten, so bin ich mir auch selbst zuweilen ein Gegenstand der Beobachtung gewesen, daher werden es mir meine Freunde auch zu gut halten, wenn ich etwa solcher persönlicher Angelegenheiten erwähne, oder wider meine Gewohnheit so oft von mir selbst rede. Unterdessen bin ich überzeugt, wer von sich selbst mit Wahrheit spricht, und aufrichtig die Eindrücke schildert, welche die Begegnisse (scheinen diese auch noch so geringfügig) auf ihn selbst machen, der spricht unter seinem eignen Namen von tausend andern, und darf das Mutato nomine de te getrost als einen Spiegel gegen Freund- und Feinde wenden.

Es ist daher nicht immer Eitelkeit, von sich selbst zu sprechen, und es mag wohl mancher es wagen, sein eignes Ich einen Augenblick zum Gegenstande der Aufmerksamkeit zu machen, der dabey mehr Selbstverläugnung zeigt und weniger um Beyfall buhlt, als ein

anderer, der kein Wort von ſich ſelbſt ſagt, und nur Könige und Fürſten zurechtweiſt.

So würde ich auch noch gerne zwey mächtiger Anfechtungen gedenken, die ſich mir in den Weg ſtellten, wenn ich es nur einzukleiden wüßte, ohne von neuem den guten Ton zu beleidigen; denn dieſe Hinderniſſe beſtanden in zwey politiſchen Stellen, die mir in meinem unruhigen Vaterlande angetragen wurden. Wenn ich mir ſchon vorſtelle, daß ich meine Reiſe nur einer Geſellſchaft von Bekannten erzähle, wo man wohl etwas über die Schnur hinaus ſprechen darf, ohne in den Schein egoiſtiſcher Abſchweifung zu fallen, ſo fühle ich doch, daß es gewagt iſt, von ſeinem Benehmen bei angetragenen Ehrenſtellen (wenn man ſie auch für keine halten ſollte) viel zu ſprechen. Man langweilt die Freunde, und die welche keine ſind mögen es gar nicht vertragen. Es gibt Privatangelegenheiten, beſonders von dieſer Art, über die man ſeine Empfindungen niemals laut werden laſſen ſoll, auch in das Ohr des vertrauteſten Freundes nicht, weil jedes menſchliche Gebrechen, das unſrer verkehrten Natur anklebt, eher ſeines Gleichen um ſich leidet, als die erbſündliche Eitelkeit, die, wenn ſie im Buſen zweyer Freunde ſich auch nur leiſe berührt, ſogleich eine kleine Entfernung erzeuget, wovon die Wirkung oft noch fortdauert, wenn man nicht mehr an die Urſache denkt. Es ſchaden daher ſolche kleine, auch nur momentane, Zurückſtoßungen und fliegende Antipathieen der Freundſchaft

unendlich, und thun ihr oft mehr Abbruch, als auffehenerregende Schwachheiten.

Nicht daß ich damit den Ariſtoteles unterſtützen wolle, wenn er ausruft: Ach, meine Freunde, es gibt keinen Freund! — ſondern ich möchte nur auf die zarte Gebrechlichkeit des reinſten und edelſten menſchlichen Gefühls, welches wir Freundſchaft nennen, aufmerkſam machen — und mit dieſer Warnung mich ſelbſt entſchuldigen.

So wie der neue Schweizer in mancher Rückſicht mehr geſchoren iſt als der alte, ſo iſt er's auch mit den Päſſen, und was das kränkendſte iſt, ſo ſind auch an dieſer Schererei abermals unſre Befreier ſchuld. Ehemals konnte einer mit einem altväteriſchen Paſſe von ſeiner altväteriſchen Obrigkeit durch ganz Europa reiſen; jetzt muß man ſich erſt wie ein Rekrut meſſen und wie ein Schelm ſignaliſiren laſſen, und dann warten, bis der Regierungsſtatthalter noch ſeine Unterſchrift dazu gegeben. Kommt man nun mit ſo einem Paſſe nach Deutſchland, ſo wird man, wenn's noch gut geht, mit ſeinem Wilhelm Tell (auf dem Siegel) ausgelacht, von dem ſie ſogar behaupten, er habe niemals gelebt. Will man aber die Mutterrepublik beſuchen, ſo nimmt ſie einen aus zärtlicher Vorſorge nicht auf, es ſey denn, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten habe

sein Certifikat und der französische Gesandte sein Visa beygesetzt, welch letzterer dann noch beyfügt, daß man sich bey dem Präfect der ersten französischen Grenzstadt vorzeigen solle.

Welche fatale Weitläuftigkeit, besonders für den, der dringende Geschäfte hat — und welche sclavische Dependenz würd' ich sagen, wenn Frankreich nicht seine guten Gründe dazu hätte! Da wir aber unabhängige Verbündete sind, so hätte das höfliche Frankreich uns wenigstens diese Gründe erklären, oder nach dem heiligen Rechte der Gleichheit uns auch gestatten sollen, keinen Franzosen in die Schweiz zu lassen, dessen Paß nicht vom helvetischen Minister in Paris unterzeichnet wäre — so hätte doch dieser Minister auch was zu thun gehabt!

Das Beßte ist noch, daß mir diese ganze, vielfach unterschriebene, besiegelte und bestempelte Erlaubniß in das gelobte Land zu reisen, nicht mehr als drey Batzen kostete.

Auch war ich in Verlegenheit, einen bürgerlichen Charakter, wie die Päße fordern, anzugeben. Als Kaufmann, sagte man mir, könne ich am sicherßten durchkommen; aber das bin ich nicht. Einen Gelehrten mag ich mich auch nicht nennen lassen, weil ich zwar vieles weiß, aber gemeiniglich das nicht, was man mich fragt. Am liebßten hätte ich noch für einen Mahler passirt, weil ich mit Darlegung meiner historischen Kunstkenntniße der Mahlerzunft und mir selbst hätte

Ehre machen können; aber ich besorgte, die scharfen Wächter der Verrätherey in Frankreich möchten auf einen praktischen Beweis dringen, wo ich dann als ein gemeiner Pinsel zum Vorschein käme. —

Wie man oft über Kleinigkeiten in stärkerer Verlegenheit ist, als über große Dinge, so wußte ich mir auch hierin nicht zu helfen, bis mir endlich ein mitleidiger Freund das natürlichste und zweckmäßigste rieth: ich sollte mich als amateur des arts präsentiren.

Gerne hätte ich nun auch noch Reisebeschreibungen nachgelesen und mir Notizen gesammelt, ich konnte aber nicht mehr dazu kommen. Nun, so sehe ich was sich darbietet, dachte ich, und sehe es desto unbefangener, wenn es mir von keinem Weltverbesserer vorgeleyert wird. Zwar bestrebte sich auch mancher meiner Bekannten, die in Paris gewesen, mir einen Vorschmack der dortigen Seligkeit beyzubringen. Alles thut sich darauf zu gut, dort gewesen zu seyn; daher erzählte mir jeder was er wußte, ja oft noch mehr. Wenn man aber, wie es manchmal geschieht, nur bey dem unbestimmten ersten Eindrucke, den das ungewohnte Große und Schöne macht, stehen bleibt, ohne denselben weiter mit Verstand zu entwickeln, oder sich das Gesehene durch Nachdenken eigen zu machen, oder sich an das Einzelne mit liebevoller Aufmerksamkeit zu hängen, so geht es einem mit seinen Reminiscenzen

bald wie dem Apuleius, als er in einer bekannten Lage alle seine Empfindungen nur durch einen gewissen eignen Schrey ausdrücken konnte. Bey manchem meiner Erzähler glaubte ich etwas ähnliches zu hören.

Eben so mußte ich, wie einer der das Zahnweh hat, und dem von jedem Vorübergehenden ein Mittel empfohlen wird, auch manchen wohlmeinenden Rath über die ökonomischen und Fuhrwerksangelegenheiten meiner Reise anhören, ohne daß ich darum fragte. Ein ungebethener Rath aber ist mir so wenig willkommen, als es mir seit unsrer Staatsveränderung die ungebethenen Gäste sind, weil beyde die gleichen Ansprüche auf unverdiente Aufmerksamkeit machen, und dem, der den Frieden liebt, einen unerträglichen Zwang der Höflichkeit gebieten. — Man gibt sich auch durch nichts so bloß, und verräth so seine Particularneigungen und Leidenschaftlichkeiten, als wenn man unaufgefordert sich in fremde Angelegenheiten mischt, und Leuten, von denen vorauszusetzen ist, daß sie über ihre eignen Sachen selbst nachdenken oder fragen werden, wenn sie eines Rathes bedürfen, geschwind seine vorübergehende Ueberzeugung beybringen will. Wenigstens sollte man es machen wie die nordamerikanischen Wilden, die, wenn sie ein Vorhaben für gefährlich halten, ihre Warnung in eine Allegorie kleiden, so gäbe es doch auch was sinnreiches zu hören. Ueberhaupt sollte man bedenken, daß selbst ein erbethener Rath selten haftet, und sich

dieſe Sache dem Menſchen nicht ſo geſchwind anhängen läßt, wie man einen Hut an die Wand hängt.

Im gegenwärtigen Falle galt es nun freylich ſo ernſthaft nicht; ich wurde nur dadurch an dieſe allgemeine Rathgeberey erinnert, gegen welche ich jetzt ſelbſt einen ungebethenen Rath ertheile.

Empfehlungsſchreiben, die mir ungeſucht angeboten wurden, wies ich nicht von der Hand, weiter aber gab ich mir auch keine Mühe darum, weil ich niemals weder bey mir ſelbſt noch bey andern viel vortheilhafte Wirkung davon verſpürt habe. Ich rede von den Empfehlungsſchreiben, die uns bey angeſehenen Perſonen oder in die feine Welt einführen ſollen, wenn wir noch ſchwach genug ſind, ſolchen Alltäglichkeiten nachzugehen.

Man gibt ſolche Recommandationen zuweilen aus Eitelkeit, um zu zeigen, daß man auch auswärts bedeutende Bekanntſchaften habe; dieſe ſind gar oft die feurigſten, weil man, was an der Bekanntſchaft abgeht, durch das hohe Lob des Empfohlenen zu erſetzen ſucht, aber ſie ſind ſelten die kräftigſten, eben um ihres Urſprungs willen; und wehe dem vernünftigen Manne, der mit Poſaunenton aufgeweckten Erwartungen entſprechen ſoll!

Oder man gibt ſie auch, wie ſie ehmals einer meiner Freunde gab, weil es in der Schrift heißt: gib dem, der dich bittet. Dieſe werden ſehr ungleich auf-

genommen, je nachdem ſie in gläubige oder ungläubige Hände fallen.

Haben ſie aber auch wirklich freundſchaftliche Geſinnungen zum Grunde, ſo kommt doch immer das meiſte auf den empfohlenen Gegenſtand ſelbſt an. Auch das beßte Prädikat kann einem gemeinen Subjekte nicht lange helfen; man fühlt Fremden gewöhnlich mehr auf den Puls als Bekannten. Und wenn auch die Empfehlung einen würdigen Mann getroffen hat, ſo iſt äußere Höflichkeit und ſelten etwas mehreres die Folge derſelben. Man wird zum Eſſen und in Geſellſchaften eingeladen, und, wofern das nicht Zweck der Reiſe iſt, bey kurzem Aufenthalte nur um ſeine Zeit gebracht.

Man könnte es zum Erfahrungsſatze machen, daß der Freund unſers Freundes ſelten auch unſer Freund wird, und daß die beßten und dauerhafteſten Verbindungen immer die unempfohlenen ſind.

Für Reiſende, die auf die Heirath, ſey es nun der Mädchen oder der Meinungen, ausgehen, iſt es allerdings ein Gewinn, ſogleich in einem Hauſe Zutritt zu haben, wo verheirathliche Frauenzimmer ſind, oder in gelehrten und politiſchen Geſellſchaften produzirt zu werden, wo ſie ſich orientiren können; oder ſich einem großen Manne zu nähern, um ihm mit Hülfe der Recommandation Worte der Vertraulichkeit abzulocken und ſich ſeine Geberden als Maximen des Betragens zu abſtrahiren (oder zu perhorresciren). Ohne dieſe Vortheile würde auch manche Reiſebeſchreibung nicht

an

an das Tageslicht gekommen seyn, worin jetzt der „Herr Urian" viel Wesens von seiner günstigen Aufnahm aller Orten, den Folgen seiner Empfehlungen, macht, und so umständlich über die wechselseitigen Gefälligkeiten und seinen Gespräche ist, wie Don Quixote über seine Abentheuer in der Höhle von Sierra Morena. Ja es scheint allmählich in dem schreibseligen Deutschland Sitte zu werden, seiner eignen und Andrer guten Lebensart und Urbanität ein solches Monument zu stiften. Ob aber diese Denkmale deutscher Art und Kunst, die heute gelesen und morgen vergessen werden, als eine Widerlegung meiner ungefälligen Bemerkungen gelten können, ist noch die Frage.

Unterdessen möchte ich niemand seine Freude verderben; wenn einer gern seinen Zeitvertreib bey der langen Weile sucht, so kann er sich meinetwegen immerhin mancher sogenannten guten Gesellschaft durch Recommandationen aufdringen. Ich gebe nur meine eignen Beobachtungen und Erfahrungen an, und die haben mich immer gelehrt, daß verständige Reisende, denen nicht mit dem leeren Aeußern gedient war, eben nicht viel Werth auf ihre Empfehlungen legten, und die davon abhängenden Besuche zwar gutmüthig mitmachten, jedoch selten ohne den geheimen Seufzer der Lästigkeit.

Hierfür spricht auch das Beyspiel des heiligen Howards, der wohl nicht zum Zeitvertreib reiste, und gewiß nichts zu benutzen unterließ, was er zu seinem

Zwecke dienlich fand, und der dennoch auf seinen Reisen selten von Empfehlungsschreiben Gebrauch gemacht und behauptet haben soll, daß er in seinen Nachforschungen glücklicher sey, wenn er sich selbst überlassen bleibe.

Dem Guten und Edlen, dem Großen und Schönen beyzukommen, gibt es jedoch ein Mittel, das zwar im Anfang einige Selbstüberwindung kostet, aber kräftiger wirkt, und tiefer eingreifende Bekanntschaften macht, als alle Empfehlungen. Es besteht darin, daß man es wage, sich selbst zu empfehlen, daß man sich nicht scheue, einem Menschen, oder jedem andern merkwürdigen Gegenstande, wenn die Neigung zu ihm aus reiner Quelle fließt, ohne anderes Geleit, als die Einfalt und Klugheit, die einem gebildeten Manne geziemt, entgegen zu gehen, und man wird Wunder sehen, wenn man diesem Charakter getreu bleibt, mit welcher Leichtigkeit und welchem erhöheten Selbstgefühl man seinen Zweck erreicht; denn, wenn es einen „wahren Glauben, dem alles möglich ist," gibt, so besteht er in dem Zutrauen auf die Reinigkeit der Absicht und dem weisen Benehmen dabey. Und wenn auch nicht alles nach Absicht gelingen sollte, so macht man doch andre brauchbare Erfahrungen, die immer das Handeln aus eigner Kraft begleiten.

Es ist möglich, daß man zuweilen auf diesem Wege der Verspottung begegnet, oder sie anfänglich wenigstens befürchtet, allein das halte uns nicht ab; der Spott haftet nicht an einem reinen Vorsatze, und eben

dieſe Selbſtüberwindung lehrt uns das wahre Glück des Lebens kennen. Nondum felix es si nondum turbate irriserit, ſagte mehr als Ein alter Weiſer.

Freylich mißbraucht auch oft die Frechheit dieſes Betragen, das nimmt aber ſeinem Werthe nichts; man weiß ja, daß das Beßte immer dem ſchlimmſten Mißbrauch ausgeſetzt iſt.

Meine Abſchiedsbeſuche waren bald gemacht. Die theilnehmende Freundlichkeit meiner wenigen Freunde freute mich; ich kann aber nicht ſagen, ſie verſüßte mir das Bittere des Abſchieds, denn ich fühle dieſe Bitterkeit ſelten; ich habe wenig Sinn für die Trennung, und keinen Maßſtab in meinem Herzen für ihre Dauer; gewöhnlich kann ich das Lieбſte verlaſſen, ohne eine Spur von Trauer in mir ſelbſt zu entdecken, hingegen rührt mich in ähnlichen Fällen oft die Wehmuth anderer zu einer mitleidigen Zähre, jedoch meiſtens in umgekehrtem Verhältniſſe ihres lauten Ausbruchs, ſo wie der ſtille Seufzer gottergebener Demuth niemahls ohne Wirkung an meinem Herzen vorübergeht.

Wenn ich indeſſen auch in dem Momente der Trennung nichts fühle, ſo kenne ich doch die Sehnſucht der abweſenden Liebe, und treue Anhänglichkeit an meine Freunde verläßt mich in der Ferne ſo wenig als in der Nähe. Es ſind mir ſchon Freunde geſtorben, die mein Herz ſelbſt gewählt hatte, die mein gan-

zes Vertrauen beſaßen, an die ich immer mit der reinſten Freude dachte, ja einer ſtarb plötzlich — und ich fühlte nichts bey ihrem Tode, meine Empfindung blieb ungerührt, ich trauerte weder um ſie noch um mich, aber mich ergriff die Trauer der Ihrigen, daß ich mein Auge voll Thränen wegwenden mußte, und wenn dieſe Verſtorbenen nach Jahren wiederkommen könnten, ich liebte ſie noch mit der alten Treue, denn für die Treue kann ein rechtlicher Mann immer ſtehen; etwas anderes aber iſt es mit der Zärtlichkeit in der Freundſchaft, dieſe richtet ſich, wie ich ſchon bey berühmten Verbindungen dieſer Art geſehen habe, nach dem Thermometer unſers Wiſſens und Glaubens überhaupt.

Freundſchaft iſt nicht ein Geſchäft des Herzens allein, und hängt nicht bloß vom Willen ab, ſondern eben ſo ſehr von der Uebereinſtimmung der Geſinnungen und von der Richtung der Verſtandeskräfte; ſo lange wir aber hierin noch wandelbar befunden werden, ſollen wir nicht von der Unſterblichkeit der Freundſchaft ſprechen.

Ueberdieß iſt die Trauer beym Abſchied, ſo wie die Freude beym Gruß und die Empfindung beym Dank, ſo ſelten ganz rein und unvermiſcht von eigner und fremder Täuſchung, daß, wer die Welt und ſich ſelbſt kennt, auf die Aeußerungen dieſer Gefühle gern Verzicht thut, und zuletzt, wie Montaigne, nicht gern mehr grüßt, und nicht gern Abſchied nimmt, nicht gern danket, und nicht gern hat, daß man ihm danke.

In solcher Sinnesart herrscht freylich Mangel an scheinbarer Gefälligkeit, aber darum noch kein Mangel an wohlwollender Liebe, denn diese kann mit der Wahrheit bestehen, auch mit derjenigen Wahrheit, welche unsre Gebrechlichkeit aufdeckt.

So mögen wohl auch meine Erfahrungen viel zu dieser Kälte der Empfindung beygetragen haben. Wie oft sah ich, daß jene schluchzende und händeringende Abschiedszärtlichkeit nichts weiter war, als momentane oberflächliche Reizbarkeit, die sich, ach wie schnell! in Gleichgültigkeit und Vergessenheit auflöste. Saepe videtur esse charitas, et est magis carnalitas: sagt der herzenskundige Thomas a Kempis.

Ich sah ein zärtliches Ehepaar Abschied auf eine Reise von etlichen Tagen nehmen; sie umarmten sich, weinten, hingen sich wieder um den Hals, exclamirten, kehrten zurück, konnten sich nicht lassen, gestikulirten noch von weitem — Ich schämte mich meiner Kälte — Und diese empfindsamen Personen konnten keine Woche ohne groben Zank hinbringen, wollten sich immer scheiden lassen, und verwünschten sich in der Abwesenheit.

Ich sah einen Bruder, der seine zwey Geschwister, indessen er sie um ihr Erbtheil schändlich betrog, nie anders verließ, als in zärtlichen Thränen zerschwimmend.

Hingegen welche wohlwollende Aufmerksamkeit leuchtete mir oft aus den kaltscheinenden Aeußerungen ernsthafter und gesetzter Menschen entgegen!

Der Abſcheu vor dem Empfindeln macht, daß man oft ſeine wahre Empfindung zurückhält, und dieſe Zurückhaltung kann bald zur Gewohnheit, und Gewohnheit nach und nach zur Natur werden.

An dem ſchönſten Frühlingsmorgen reiſte ich den 13. May 1801 von Hauſe ab, und tröſtete noch die Meinigen mit der kurzen Dauer meiner Reiſe und dem nicht unedeln Zwecke derſelben, Menſchen und menſchliche Künſte zu ſehen.

Hierzu fand ich wirklich ſchon in Zürich Gelegenheit, wo eine Ausſtellung von Kunſtwerken lebender ſchweizeriſcher Künſtler, ein franzöſiſcher Kunſtreuter, und ein deutſcher Tonkünſtler, alſo Kunſt und Kunſtſtücke nach Belieben, zu ſehen und zu hören waren.

Die Gemählde-Ausſtellung war gerade zum letzten Mahle ſichtbar, und wurde noch ſtark vom geſchmackliebenden Publikum beſucht. Es fanden ſich Gemählde und Zeichnungen da von Bidermann, Geßner, Lips, Rieter, Wocher und einigen andern, die allerdings eines öftern Beſuchs werth waren, wenn auch das Publikum noch geſchmackvoller geweſen wäre; Stücke, die ſich auf jeder Gemählde-ausſtellung hätten zeigen dürfen. Freylich wurde von Kunſtverſtändigen auch an dieſen verſchiedenes getadelt, zum Beiſpiel (ich nenne gerade die vorzüglichſten) an Bidermann, der in ſeinen Viehſtücken mit dem größten Erfolge die Bahn

der berühmten Niederländer betritt, fand man das Colorit seiner Landschaften etwas zu wasserfarbig und bunt, und schrieb solches den vielen Arbeiten in Aquarell zu, womit er sich bey Verfertigung seiner Schweizerausſichten (den ersten übrigens in ihrer Art) beschäftigt — An den mit scharfem Verstande gedachten und mit unermüdlicher Kunst behandelten Gemählden Rieters tadelten sie, bey aller Kraft des Pinsels, noch eine gewisse Härte und Mangel an Harmonie, an andern anderes.

Wenn man indessen auch zugibt, daß der Tadel an sich nicht ungerecht war, so prädominirten doch die Schönheiten weit über die Fehler, und es ist nicht zu vergessen, daß der Forderungen so viele sind, die man an ein Gemählde machen kann, mehr als an jedes andere Kunstwerk, daß selbst der Meister aller Meister nicht vor dem Richterstuhle der Vollkommenheit besteht.

Hätten meine Wünsche auch Kraft, so gäbe ich jenen noch etwas von Geßners größrem Style, und diesem wünschte ich die Reinheit der Farben und klare Lieblichkeit jener. Wochern bäthe ich, sein außerordentliches Talent nicht an Copien in Wasserfarbe und Auflösung schwerer aber kleinlicher Probleme zu verschwenden, und den kunstgerechten Zeichner Heinrich Lips würde ich zuweilen an seine geliebten und ehemahls so glücklich nachgeahmten Vorbilder Italiens erinnern, um nicht von dem Geiste kleinstädtischer Aengstlichkeit und unbedeutsamer Nettigkeit befangen zu werden;

auch um des begründeten Ruhms willen, den er sich durch seinen Grabstichel erworben, glaubte ich ihm rathen zu dürfen, sich nicht ganz kleinern Arbeiten hinzugeben, sondern daneben immer ein großes Werk an der Hand zu haben, an dem er sich erhohlen und erheben könne.

Man hätte kaum erwarten dürfen, daß in Helvetien, wo es den Künsten jetzt so ganz an aller Unterstützung fehlt, noch solche treffliche Werke zum Vorschein kämen. Freylich sind viele dieser Kunstwerke noch aus den vorigen Zeiten, aber auch damahls war die Unterstützung nur kärglich, denn die Kunst bedarf großer Herren, und solche gab es in der Schweiz nicht, obwohl einige glaubten, es zu seyn. Doch gab es von Zeit zu Zeit vornehme Reisende, die ein Andenken jener glücklichen Gegenden oder schönen Ansichten mit sich nehmen wollten, und so das Talent unterstützten; jetzt aber sind die vornehmen Reisenden und das Glück der Gegenden verschwunden, und der Künstler hat nichts mehr als die schönen Ansichten, die noch die heilige Flamme seines Geistes beleben.

Schade ist es übrigens, daß die Vorsteher dieser Ausstellung nicht etwas strenger in der Auswahl gewesen sind, und so viel schülerhafte Produkte aufgenommen haben, von denen sich der gute Geschmack wegwendet. Es ist nicht Aufmunterung für Ungeschickte, wenn sie ihre Werke neben den Arbeiten großer Meister aufgestellt sehen, es ist vielmehr ihr Verderben.

Künstler von der untern Klasse haben ohnehin die Gewohnheit, ihre Werke so lange mit amorosen Blicken und in jedem Lichte anzuschauen, bis sie das Verdienst, das nicht in der Wirklichkeit da ist, wenigstens hinein imaginirt haben. Sehen sie sich nun wirklich ausgestellt, so verschieben sie auch den wahren Gesichtspunkt der Ausstellung, und horchen auf nichts als auf die günstigen Worte des begaffenden Pöbels, der das schlechte zu loben verdammt ist, oder sie halten sich an den Trost, in dem gedruckten Verzeichnisse zu figuriren. Man wird sagen, ich rede nur von Thoren, aber ich antworte: hätten sie Verstand, so würden sie besser mahlen, oder ihre Werke nicht auf die Ausstellung geben.

Ich bin aber überzeugt, daß es nicht so wohl um der Aufmunterung willen geschah, daß solche Gegenstände aufgenommen wurden, als aus Mangel an Bessern, und um die Wände voll zu machen; hauptsächlich aber ist es eine Wirkung der schweizerischen Gefälligkeit. — Schweizerische Gefälligkeit, ist denn die so groß? Ja, sie ist so groß, daß sie zur moralischen Schwäche geworden ist. Es ist eine Ohnmacht der dreistgeäußerten Erwartung andrer zu widerstehen, die wenigstens die Städtebewohner unsers Vaterlandes auszeichnet, und sich auch hier im Kleinen äußerte, so wie sie im Großen an mancher unsrer gegenwärtigen Unannehmlichkeiten Schuld ist.

Nachdem ich auch hier noch von einigen Bekannten Abschied genommen, und von freundschaftlicher

Hand ein Empfehlungsschreiben nach Paris erhalten hatte, eilte ich von Zürich wegzukommen, denn es wurde mir da so viel von der traurigen Lage des Vaterlandes und seiner Nichtunabhängigkeit erzählt, daß mir der anwesende französische General und die Menge lustiger Offiziere, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, ein Dorn im Auge waren, und mir alle Freude vergällten.

Den 14. May reiste ich in der Basler Landkutsche mit vier Passagieren, worunter zwey Offiziere waren, von Zürich ab. Ich fahre nicht gern in Einem Wagen mit Leuten, die nicht meine Vertrauten sind; man ist sich zu nahe. Ueberdieß klebt mir von der Einsamkeit meiner Kinderjahre her die Unart der Verlegenheit an, dagegen kein Zwang und kein Sträuben hilft, bis ich mit dem Unbekannten nach und nach bekannter werde; ich habe keine Ruhe, so lange ich nicht die individuelle Seite dessen, der mir gegenüber ist, zu treffen weiß. Es ist Mangel an gutem Ton, Ungeduld der Beobachtung, ich weiß es wohl, kann es aber nicht ändern, und tröste mich dann am beßten mit Schweigen, und mit dem Gedanken, daß ich allein darunter leide. Schwerlich aber werde ich, auch im Sitze der feinen Lebensart selbst, dieser Ungeschicklichkeit mehr ganz los werden.

Von Zürich bis Baden war mir die Fahrt sehr unangenehm, weil sie durch die Gegend ging, welche

ſo lange der Schauplatz des Krieges und ſoldatiſcher Zügelloſigkeit war. Noch ſahe man die Hütten der Soldaten an den Hügeln; auf der Stirne des armen Landmanns glaubte ich noch den Schweiß geplagter Mühſeligkeit und die Thräne des Kummers auf ſeiner Wange zu erblicken. Auch die abgebrannte Brücke und die Trümmer der Häuſer zu Wettingen erregten keine fröhliche Erinnerungen, und ich hörte ungern die Offiziere von der Schande der Menſchheit, dem Kriege, ſprechen.

Freylich hat ſich ſchon manches wieder erholet, vieles ſteht noch zu hoffen, am meiſten aber iſt zu wünſchen übrig. Auch fehlt es in meinem rathloſen Vaterlande weder an Hoffnungen noch an Wünſchen, das ſchlimmſte aber iſt, daß jeder ſeine eignen hat; die meinigen beſchränken ſich post tot discrimina rerum einzig noch auf zwey Punkte, nämlich auf die Eintracht, ſey dann das Object der Uebereinſtimmung was es wolle, und auf die Entfernung der fremden Truppen, die zwar die äußerliche Ruhe des Staates zu erhalten ſcheinen, die innerliche der Häuſer aber ſtören. Doch wenn nur einmahl die Eintracht da wäre, mit der Entfernung der Truppen würde es ſich dann ſchon geben. Aber das iſt eben die ſchlimmſte Folge einer Revolution, daß den Leuten dadurch die Augen nicht aufſondern zugehen, und Freunde und Feinde derſelben, wie Pharao bey der Revolution Moſis, anſtatt ſich zu nähern immer verſtockter werden. Die einen wollen

lieber alle zehen Plagen Egyptens ausstehen; als sich in die Zeichen der Zeit schicken, die andern aber legen es darauf an, vierzig Jahre in einer Wüste zu leben.

Diese unangenehme Stimmung machte, daß ich auch das alte Schloß zu Baden, dessen Ruinen mir nie gefielen, mit neuem Widerwillen ansahe. Es ist nicht nur ein Denkmahl des Kriegs und zwar eines, freylich kürzern, aber noch unsinnigern als der letzte war, sondern es ist zugleich ein Denkmahl der kleinlichen Eitelkeit gewisser hoher Stände, die bey der Schleifung desselben darauf sahen, daß es ja nicht ganz niedergerissen werde, sondern als ein immerwährender Triumphbogen in eidgenossischem Geschmack zum Schrecken ihrer Feinde zur Hälfte stehen bleibe.

In Arau waren wegen des heutigen Himmelfahrtsfestes alle Wirthshäuser mit tanzenden und singenden Bauern angefüllt, und auch in den Gassen standen sie in Menge mit ihren Mädchen umher. Ein munteres Volk, das, der geringen Entfernung ungeachtet, durch blühendere Gesundheit und leichtere Haltung des Körpers sehr von den lederfarben Landleuten eines benachbarten Kantons absticht, die voll Hypochondrie und neidischen Mißmuths kaum noch das Kegelspiel als eine Ergetzung treiben mögen, und wenn sie mit ihren Unschönen gesellschaftlich zusammen kommen, keinen andern Lebensgenuß kennen, als sich un

term Abschreyen alberner Lobwasserscher Psalmen zu betrinken.*) Ein sittlicher Verfall, wovon es nicht schwer, und vielleicht heilsam wäre, die Ursachen anzugeben, wenn einer es wagen wollte, seine Haut dem Stich ergrimmter Wespen und seine Ohren dem Gesumme geistlicher Hummeln preis zu geben.

Beym Nachtessen ließ sich ein armer Musikant mit seinem Weibe und zwey Knaben hören. Schon der Vortheil, daß ich während dieser Zeit nichts sprechen muß, und doch etwas nachzusinnen habe, macht mir diese Tafelmusiken erwünscht. Darf ich aber noch hinzufügen, daß in der Musik solcher fahrender Spielleute etwas anziehendes und rührendes für mich ist, das oft mein Gefühl stärker ergreift, als das künstlichste Concert, zu dem man sich in Putz und Pracht, und mit gespitzten Ohren versammelt. Diese Rührung mag ihren Grund zum Theil in der romantischen Vorstellung von ihrem Leben, hauptsächlich aber in der Musik selbst haben. Die Tänze und Volksgesänge, welche sie spielen, sind meistens allbeliebte Melodien, die nicht durch Protection, sondern durch ihre eigne Trefflichkeit, sich in die Kreise des fröhlichen Lebens

*) So war es noch 1801. Seitdem sind andre Lieder aufgekommen, wogegen man jene Psalmen als ein Heiligthum zurückwünschen möchte. Doch ist zu hoffen, daß die neuentstehenden Sängervereine bald einen für Sitte und Kunst angemessenern Ton zu Stadt und Land einführen werden, wenn die Sache nicht bis zur Ostentation getrieben, und dadurch wieder abschreckend wird. 1826.

eingedrungen und erhalten haben, und in reicherm Maße von dem wahren Geiste der Tonkunst angehaucht sind, und deßwegen auch mehr reelle Wirkung auf die unverfälschte Empfindung haben, als so manches modisches Meisterstück gelehrter Harmonie.

Man sollte also diese Leute nie schnöde abweisen, noch weniger sie während ihres Spieles lächerlich machen; man beleidigt in ihnen die himmlische Kunst, deren Zweck es ist, uns mit allem, also auch mit armen Musikanten, in Harmonie zu setzen.

Man stößt zwar allenthalben auf kleine Spuren unsrer Staatsveränderung, doch kann man nicht von gar allen mit Fug sagen: Vestigia terrent. So begegnete uns heute (15. May) auf offener Landstraße eine katholische Processsion, die ganz bescheiden und demüthig, wie es sich für bethende Christen geziemt, an uns vorbey zog, und nicht, wie es wohl ehedem, wo nicht hier doch anderswo, geschah, aus Eifer für die Ehre Gottes mit Steinen nach dem Wagen warf, oder ihn umzuschmeißen drohte, weil der Aberglaube auf den Mienen der Reisenden Ketzerey las. Ehre dem Ehre gebührt! Daß das Pfaffenthum nicht mehr aus den gastfreundlichsten Menschen zu gewissen Zeiten wilde Thiere machen kann, ist eine wohlthätige Folge der Revolution.

Hingegen gewährt etwas anders, das neu, obgleich an sich unschuldig ist, dem reisenden Schweizer einen

ſehr unangenehmen Anblick; ich meine die Zahlen der Häuſer, welche ihm die Erinnerung ſo vieler läſtiger Einquartierungen aufregen, die ſeine häusliche Bequemlichkeit ſtörten, oder ſeinen kleinen Vorrath aufzehrten, oder, wenn ſie's gut meinten, ihm das langweiligſte Detail von Scharmützeln vortönten, oder ſonſt mit eingebildeter Ueberlegenheit ihre Unwiſſenheit auskramten, und er bey allem dem noch die ſclaviſche Miene der Erkenntlichkeit annehmen mußte.

Dieſe Nummern ſind auch an den niedrigſten Hütten der Armuth angebracht, und wer kann ſich dabey enthalten, an die Drangſale des dürftigen Bewohners zu denken, die er von den rohen Gäſten hülflos erdulden mußte! — Wenn auch dieſe Gäſte nicht wirklich vorhanden ſind, ſo iſt doch die Nummer der Titel dazu, und alſo dem ungewohnten Schweizer immer ein drükkender Anblick.

Den Nutzen möchten jedoch dieſe Zahlen haben, daß man ſie als den Maßſtab der äſthetiſchen Kultur eines Ortes betrachten kann; denn in Arau waren ſie ſchon beſſer gemahlt als in Olten, und da beſſer als auf dem Lande; in einigen Dörfern aber ſo ſchlecht, daß ſie auch auf der dienſtfertigſten Gemähldeausſtellung kaum einen Platz gefunden hätten.

Im Kanton Baſel herrſcht ſchon wieder eine ganz andere Bauart der Häuſer, als im Kanton Argau und

Solothurn, und dort eine andere als im Kanton Baden und Zürich. Hiervon aber ist der Grund wohl nicht leicht anzugeben; ich glaube indessen, daß er mehr in der Anhänglichkeit der Landleute an die Gewohnheiten ihrer Väter, und in ihren eingeschränkten Geistesbedürfnissen, als in der Verschiedenheit des Klima und des Landbaues, wie man gewöhnlich behauptet, zu suchen sey, denn hierin ist ja keine Verschiedenheit, wenigstens keine so große, daß sie Ursach einer solchen Wirkung seyn könnte. Die gleiche Bewandtniß, wie mit der Bauart, hat es auch mit der Kleidung, der Sprache und der körperlichen Bildung, worin sich wohl in keinem Lande so viel Abänderung in einem so kleinen Raume zeigt, wie in der Schweiz, obwohl der Schweizer bey allem dem doch einen allgemeinen Nationalcharakter hat. Diese verschiedenen ausgezeichneten Modifikationen desselben Charakters aber mögen wahrscheinlich eine Folge der Freyheit und der mannigfaltigen Kraft der Nation seyn, denn je despotischer ein Staat ist, desto einförmiger ist der Schnitt der Leute. Zudem, so wie in Familien sich oft etwas, nicht nur von der sittlichen und physischen Kraft des Vaters, sondern auch von seinen Gewohnheiten, unerklärlich auf eine lange Descendenz forterbt, so kann auch unter der in wechselseitigem Einfluß gegen einander stehenden Menge zuweilen ein Mann auftreten, an dem irgend eine Eigenschaft seines Lebens so entschieden hervorleuchtet, oder von dessen Worten und

Werken

Werken eines ſo treffend geräth, daß dadurch der Geſchmack der ihn umgebenden Zeitgenoſſen unwillkührlich und unaufhaltſam beſtimmt, und von dieſen auf ihre Nachkommen fortgepflanzt wird.

Mehrern Generationen aber eine bleibende Richtung zu geben, iſt allerdings große eigenthümliche Kraft (wo nicht ein geheimer Segen) erforderlich; und ich wäre eben ſo begierig den Mann zu ſehen, der vor ſeinen Zeitgenoſſen ſo viel zum Voraus hatte, daß ſein ſittlicher Charakter nicht nur auf ſie bleibend wirkte, ſondern ſich auch Jahrhunderte durch bey ſpätern Geſchlechtern erhielt, als ich mit Ehrfurcht den großen Schriftſteller oder Künſtler betrachte, der bey ſeiner Nation Epoche macht.

Am Abende meiner Ankunft in Baſel zog mich eine zwanzigjährige Erinnerung nach der Terraſſe des Münſters und nach der Rheinbrücke hin; zwey Plätze, ſehr angenehm durch ihre Lage an und über dem ſchönen lautern Fluſſe, der ſich hier noch in Einem Strome, ohne durch ſteinige Inſeln unterbrochen zu ſeyn, fortwälzt, und nun ſeine vaterländiſchen Berge und Hügel verläßt, und, wie der Dichter ſagt, unaufhaltſam nach der Ebene dringt, um Ländern Nahmen und Städten Leben zu geben.

Für Reiſende, die ſich irgendwo aufhalten müſſen, iſt ein ſolcher Luſtgang unentbehrlich, um ſich von der

Zerſtreuung der Geſellſchaft und der langen Weile des Wirthshauſes zu ſammeln. Auch große Brücken mitten in den Städten haben für Fremde viel Anziehendes, weil man da faſt alle Klaſſen von Einwohnern zu ſehen bekommt, und in Begleitung eines Bekannten leicht neue Bekanntſchaften machen kann, denn wie die alten Israeliten unter die Stadtthore ſaßen, ſo ſcheinen die Städter in der Schweiz den Aufenthalt auf ihren Brücken zu lieben, und viele haben dazu ihre beſtimmten Stunden, wo ſie ſich unfehlbar einfinden, um ſich von Neuigkeiten (die für ſie mehr Reiz haben als Neuerungen) zu unterhalten, und die Wünſchenswürdigkeit derſelben, mehr noch als ihre Wahrheit, zu beherzigen.

Da ich einen Tag in Baſel auf die Abfahrt der Diligence warten mußte, ſo hatte ich unterdeſſen das Vergnügen, die reiche und ſchöne Gemählde-ſammlung des Mahlers Birrmann zu ſehen, die er der franzöſiſchen Revolution und den Aſſignaten verdankt. Unſtreitig eine herrliche Collection für einen Privatmann, in der ſich Bilder von den erſten Mahlern aller Schulen befinden; ein unbezahlbarer Schatz für einen Liebhaber, der ſeinen äſthetiſchen Sinn nähren und ausbilden, und allenfalls durch Mittheilung jungen Künſtlern nützlich ſeyn will. Ob aber dem jungen Künſtler ſelbſt ein ganzes großes Kabinet erſprießlich ſey, iſt

eine andre Frage. Für einen erfahrnen Meiſter, der ſeinen Ruhm ſchon gegründet hat, mag es eine nützliche Erhohlung ſeyn, unter ſo mannigfaltigen Gegenſtänden der Kunſt herumzuwandeln, und ihre Verſchiedenheiten, die doch alle nach einem Zwecke ſtreben, zu bemerken, zu vergleichen und zu benutzen; aber für junge Leute iſt es, wie zehen Erfahrungen gegen Eine lehren, höchſt gefährlich, wenn ſie zu viele Muſter vor ſich haben, weil gerade das, was man glauben ſollte, daß es ihnen die Augen öffnen würde, dazu dient, ihren Blick zu verwirren. Sie werden durch das kritiſche Aufſuchen unnachahmlicher großer Eigenſchaften zu gelehrt, oder durch den Widerſpruch mancher Reminiscenzen zu ängſtlich bey ihrer eignen Arbeit, und gewöhnen ſich, die Natur nicht mehr mit eignen klaren Augen, ſondern durch das glänzende Prisma ihrer Sammlung anzuſehen, wodurch ſie in eine zuſammengeflickte Regelgetechtigkeit verfallen, der nichts als die Hauptſache, Geiſt und Leben, fehlt.

Es iſt daher auch nicht immer Eiferſucht und Eigendünkel, ſondern oft wahre Klugheit, wenn Meiſter nicht wollen, daß ihre Schüler zu häufig die Gallerieen beſuchen. Indeſſen hat dieſes unzeitige Studium doch einen negativen Nutzen, indem es den Künſtler zu einem Kenner mißbildet, der auch ein nothwendiges Glied der äſthetiſchen Geſellſchaft iſt, ohne welches weder Künſtler noch Liebhaber recht fortkommen können, weil der Kenner oft beyde durch ſeinen Verſtand zu-

rechtweiſt. Freylich iſt er auch oft beyden verhaßt, wenn er ſich durch ſeine unfruchtbare Kennerſchaft (wie ſie's dann nennen) emporſchwingt und ſtolz wird, indeſſen die wahre Kunſt dürftig ums Brod arbeitet.

Von dem Geſagten möchte ich jedoch keine Anwendung auf den geſchickten Beſitzer dieſer Sammlung machen, denn, ehe er ſie anfing, hatte er es ſchon weit in der Landſchaftzeichnung gebracht, und ſich ſichere Grundſätze gemacht. Wenn man jedoch ſeine vormahligen römiſchen Landſchaften betrachtet, ſo muß man ſagen, daß ſie ſeinen jetzigen an geiſtiger Freyheit und Wahrheit der Farben nichts nachſtehen. Iſt er aber kein Beyſpiel meiner Bemerkungen, wie er auch keines ſeyn ſoll, ſo möchte es doch nicht ſchwer ſeyn, ein lebendiges in der Nähe zu finden.

Ueber die Verſchiedenheit der Mundarten in der Schweiz und ihren beſondern Gang könnte ein müßiger Gelehrter (oder ein vacirender Geſetzgeber) unterhaltende Beobachtungen anſtellen, und ſich um das Vaterland verdient machen, wenn nur die ökonomiſch-philanthropiſch-patriotiſch-literariſchen Geſellſchaften noch beſtänden, die aber leider verſchwanden, die Mutter ſamt den Kindern, ehe man noch über ihren Nahmen recht einig war. — Es würde indeſſen dem Gelehrten ſchwer fallen, den Grund anzugeben, warum der Dialekt von Baſel mehr Aehnlichkeit mit dem von

Zürich habe, als der von den Gegenden jenſeit der Thur, welche doch unmittelbar an Zürich grenzen, und wo gleichwohl in der Ausſprache der zwey erſten Vokalen und der Diphthongen eine ſo jählinge Verſchiedenheit ſich zeiget, die ſelbſt in den entferntern ſüdlichen kleinen Kantonen nicht ſo groß iſt. Eben ſo unterſuchenswerth und ſchwer anzugeben wäre die Entſtehung der geſchmeidigen Weichlichkeit der Berneriſchen Sprechart, oder der Urſprung der ſonderbaren ſo ſtark accentuirten Naſenſprache der Appenzeller, welche beyde Arten ſo ſehr von der tonloſen Trockenheit der Zürcheriſchen abſtehen.

Auch hier lernte ich wieder aus der perſönlichen Bekanntſchaft mit einem trefflichen Manne, wie ſehr man ſich oft in dem Bilde irren kann, das man ſich von einem Menſchen, wenn man ihn nach ſeinen Schriften beurtheilt, macht. Ich hatte einige Vorurtheile gegen ihn wegen ſeiner politiſchen und belletriſtiſchen Schriftſtellerey, indem mir dünkte, er laſſe ſich als Politiker zu ſchnell von dem günſtigen Scheine des Augenblicks und als Schriftſteller zu ſehr von dem Glanze fremder Autorität hinreißen, und opfere ſeinem lebhaften Sinne für fremdes Verdienſt und ſeiner Gabe der ſchnellen Vollendung zu oft die Originalität der Wahrheit und den guten Geſchmack auf. Aber mancher kann noch kein Glück mit ſeinen Büchern

gemacht haben, weil er ſeine eigentliche Beſtimmung noch nicht kennt, und doch voll großer Eigenſchaften ſeyn, ſo wie dieſer, der ſich mir im Umgange bald als einen Mann von eigenthümlichem Geiſte, großem Verſtand und kräftigem Willen zeigte, deſſen jugendlicher Enthuſiasmus, abgekühlt durch die lehrreichen Erfahrungen der Revolution, einer wohlmeinenden Klugheit Platz gemacht zu haben ſcheint, welche, durch ſeinen emporſtrebenden Geiſt getrieben, ſeinen politiſchen Wirkungskreis in unſerm Vaterlande noch mehr erweitern könnte, als er es gegenwärtig ſchon iſt, wofern ihm nicht der unauslöſchliche Haß der ariſtokratiſchen Partey gegen alle homines novos, und die damit verbundene leidenſchaftliche Verkleinerung alles Guten, das nicht der alten Quell enttröpfelt, im Wege ſteht. Aber ach! ſo lange noch auf der einen Seite dieſer blinde Haß des ariſtokratiſchen Haufens, nicht nur gegen Sachen ſondern auch gegen perſönliches Verdienſt, fortdauert, und auf der andern Seite die kraſſeſte Selbſtſucht die Schritte der Demagogen leitet, ſo ſteht es noch ſchlecht um das Vaterland, und es iſt zu befürchten, daß wenn nicht bald ein erfahrner Gärtner kommt, der dieſes Unkraut auszutilgen vermag, oder ein treuer Hirt, der ſich der wenigen noch unangeſteckten Schafe erbarmet, gar alles zu Grunde gehe, und das viele Böſe auch das Gute mit ſich ins Verderben ziehe.

Von dem künſtlichen Wocher ſah ich eine Copie in Waſſerfarbe von einem großen Rembrandiſchen Gemählde, Simeon im Tempel, das er ſelbſt beſitzt. Jedermann muß geſtehen, daß es beynahe unmöglich ſey, mehr Wärme der Farben und zierliche Reinlichkeit in dieſem Fache zu zeigen, aber eben deßwegen iſt es zu bedauern, daß dieſer edle und denkende Mann ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit dieſem zeitraubenden und weder bleibenden Ruhm noch Geld bringenden in Waſſerfarben mahlen aufopfert, das den Künſtler immer nur zu neuen Schwierigkeiten führt, und wobey er, wenn er ſie auch alle überwunden hat, doch nur ein Werk liefert, das kalt und todt iſt gegen die Wärme und Durchſichtigkeit des Oelgemähldes, wovon eben dieſe ſonſt ſo verdienſtliche Rembrandiſche Copie den beſten Beweis gibt.

Es geht alle zwey Tage eine Diligence von Baſel nach Paris ab, ſo daß der Reiſende nie lange aufgehalten wird. Das Büreau derſelben hält der Gaſtwirth zum Storche, wo ich logirte. Ich hatte alſo den nicht geringen Vortheil, ſogleich im Hauſe ſelbſt meine Bezahlung zu berichtigen, und mein Gepäck nicht lange herumſchleppen laſſen zu müſſen. Die ganze Fahrt bezahlte ich zum Voraus mit 106 Livres 7 Sous; dabey darf man 15 Pfund Gepäck umſonſt mitnehmen, jedes Pfund darüber aber wird mit 7 Sous be-

zahlt. Dem Conducteur gibt man einen Laubthaler Trinkgeld, und wenn man ihm noch einen dazu gibt, so besorgt er auch unter Weges die Trinkgelder der Postknechte.

In diesem Gasthofe hielt sich auch eine Menge französischer Emigranten auf, die theils auf Pässe, theils sonst auf eine günstige Gelegenheit warteten, in das liebe Vaterland zurückzukehren. Da ihre Rückkehr nicht mehr so scharf beobachtet wird, und sie dabey nichts wagen, als wieder an die Grenze geführt zu werden, so drängen sie sich jetzt haufenweise unter allen Gestalten zurück nach dem lange vermißten Glücke des heimischen Lebens. Es waren aber sehr verschiedene Leute. Einige, welche aus Dürftigkeit altmodische deutsche Kleider trugen, zeichneten sich nur noch durch ihre leichte Manier als Franzosen aus, und waren übrigens sehr stille, indem sie vermuthlich durch langen und abhängigen Aufenthalt im Ausland etwas von der Demuth angenommen, die dort der Vornehme fordert, und der Gemeine ausübt. Andere aber sahen aus, als wenn sie geraden Weges aus Frankreich kämen, und thaten auch so: das heißt, sie schrieen und aßen. Wer Theil an ihrem Gespräche (von Hazardspielen) nehmen wollte, dem wurde höflich geantwortet; wer aber schwieg, von dem nahm man keine, weder beleidigende noch unbeleidigende, Notiz, welches

ich als eine der löblichen Umgangsmanieren der Franzosen, worin sie es den andern Nationen zuvorthun, ansahe. Die Engländer nehmen zwar noch weniger Kenntniß von dem Unbekannten, aber sie thun es entweder aus Stolz oder aus hölzerner Unbehülflichkeit, denn sie antworten dem kaum, der mitsprechen will. Der Deutsche hingegen sieht es nicht gern, wenn ein Schweigender neben ihm sitzt; sein gesellschaftlicher Tafelwitz hat Ansprüche, und sieht sich nach Beyfall um; gebt ihr den nicht, so mißt er nach Landesart aus euerm Aeußerlichen euern Stand ab, und neckt euch, wenn ihr geringer, oder zieht sich zurück, wenn ihr bedeutend seyd. Der ehrliche bescheidene Deutsche aber (und das ist der Wahre, denn der, so an Wirthstafeln witzig ist, ist schon eine Abart) hat es gerne, wenn man an seinem ehrbaren Gespräche Theil nimmt, und ihm die Ehre erweist, mitzusprechen. Auch der lebhafte Italiäner besitzt nicht die Conversationstoleranz des Franzosen, weil er eben so viel schwatzt als dieser, aber nicht den feinen Takt für das, was sich sagen und nicht sagen läßt, hat, sondern in seinem angebornen Affekte oft ein Wort zu viel spricht, und ihm dann ein schweigender Horcher zum plagenden Vorwurf wird.

Als ich nun endlich in der Diligence saß (17. May) und ehe ich noch zurecht sitzen konnte, schon aus der

Schweiz heraus war, ſah ich es für den erſten Vortheil an, zugleich mit meinem Vaterlande auch die ſtaatsklugen Räſonnements, die mich immer umtönten, verlaſſen, und nun eine Zeit lang ohne Sorgen mir ſelbſt leben zu können, welches zu Hauſe unmöglich iſt, denn niemand kannegießert mehr als der Schweizer; er war es von jeher gewohnt, weil er ſelbſt mehr oder minder Antheil an den Staatsgeſchäften hatte, und alſo um ſo viel mehr Intereſſe in alle neuen Ereigniſſe legen mußte. Seit der Revolution aber iſt gar kein Maß und Ziel mehr darin; man hört nichts als unfruchtbare Wünſche und leere Hoffnungen, die je leerer ſie ſind, deſto lauter tönen, lahmen Tadel, viel Fluchen und wenig Segnen, von Leuten über die böſen Zeiten ſchimpfen, die dabey eſſen und trinken und ſich luſtig machen, und gerade von dieſen am meiſten; kaum glaubt man ein tobender Lerm ſey vorbey, ſo folgt ein andrer noch unerträglicherer. Dieſem allem nun für eine Weile zu entgehen, pries ich mich glücklich, indem die Erfahrung mich hinlänglich belehrt hat, daß das Anhören ſpießbürgeriſcher Politik nicht lange beluſtigt, und man ſich, ungeachtet aller Mühe, bey guter Laune zu bleiben, doch bald kläglich ennüirt, und was das ſchlimmſte iſt, ſich ſelbſt in die Länge nicht vor Anſteckung bewahren kann, denn es iſt unmöglich, ohne ein Menſchenfeind zu ſeyn, dem Geiſte, dem Tone und der Lebensweiſe des Zirkels, womit man umgeben iſt, lange Zeit widerſtehen zu können, ohne

nach und nach, auch wider seinen Willen, einen Anstrich davon zu bekommen.

Außer einem jungen französischen Staabsoffiziere waren lauter deutschsprechende Personen in dem Wagen, welches ich nicht ungern sah; es ist besonders im Anfang einer Reise in mehr als einer Rücksicht angenehm, unter Bekannten oder wenigstens unter Landsleuten zu seyn, und da, wo eine fremde Sprache gesprochen wird und fremde Sitten herrschen, hat es so was heimliches, in seiner Landessprache ungehört und ungestört Bemerkungen darüber machen zu können.

Auch die Gegenwart des Kriegsmannes war mir nicht unbeliebig; er kennt die Gebräuche des Landes, dachte ich, er kann uns rathen. Er fing aber gleich an, nach Art der Kriegsleute uns Großthaten zu erzählen, und nach Art der Franzosen sich in der Bewunderung von Paris zu verlieren, und beydes auf Kosten unsers armen Vaterlandes. Je n'aime pas votre païs, sagte er ganz unbefangen, tenez quand vous aurez vu Paris, vous detesterez votre patrie. Und als wir ihn um die Vorzüge von Paris befragten, sprach er weniger von großen und gelehrten Leuten daselbst als von Mädchen, weniger von Künsten und Wissenschaften und Lehranstalten als von den Restaurateurs und Kaffehäusern des Palais Royal, weniger von der Opera und ihren Zauberkünsten als

von dem Reiz ihrer Tänzerinnen; beſonders empfahl er uns das Theater Montanſier, wo zwar kein rechtliches Frauenzimmer hingehe, aber in deſſen Foyer die eleganteſten Filles anzutreffen ſeyen. Er ſang uns auch zugleich eine Menge der neueſten Vaudevilles, die auf dieſem Theater ihr Glück gemacht haben. Alles dieſes geſchah an dem erſten Nachmittag, und je mehr wir über alle dieſe Wunderdinge erſtaunten, deſto bereitwilliger wurde er, uns immer mit mehrern bekannt zu machen, ſo daß es uns zuletzt faſt graute, in unſrer Unſchuld dieß neue Babylon zu beſuchen. Uebrigens ſagte und that er alles das nicht aus Bösartigkeit, um uns zu beleidigen, ſondern weil es ſo ſeine ſinnliche Ueberzeugung war, und er nichts beſſers zu kennen ſchien.

In Bourglibre mußten wir ausſteigen und lange warten, wegen der Viſitation der Diligence. Ich hatte mich ſchon in die übliche Verfaſſung gegen die Unterſuchung meines Mantelſackes geſetzt, aber es fragte kein Menſch darnach. Dieſe Leute ſcheinen die Mühſeligkeit und die lange Weile vergeblicher Durchſuchungen eben ſo ſehr zu ſcheuen, als die Reiſenden ſelbſt, und da ſie ſonſt alle Hände voll zu thun haben, ſo laſſen ſie gern einen unverdächtigen Fremden im Frieden hinfahren, wiewohl ſie übrigens nicht ſehr freundlich ausſehen.

Bourglibre hat seinen Nahmen in der republikanischen Taufe erhalten; er schickt sich aber schlecht für einen Ort, wo kein Mensch frey passiren kann. Diesen Widerspruch zwischen Wort und Sache bemerkt man indessen bey vielen durch die Revolution an die Tagesordnung gekommenen Redensarten. Es wäre schon ein schöner Beytrag zur Revolutionsgeschichte Frankreichs, und seiner Trabanten, der übrigen neuen Republiken, wenn man nur ein Verzeichniß der großen und heiligen Wörter, die sie hervorgebracht hat, und der daraus hergeleiteten Erwartungen und Versprechungen aufstellte, und dann die Wirklichkeit damit vergliche, ja jeder Wirklichkeit ihren wahren Nahmen gäbe; man erhielte so eine Philosophia definitiva, woraus man inductionsweise Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erklären könnte.

Welch ein schönes und fruchtbares Land ist das Elsaß! Aus den großen und wohlgebauten Dörfern zu schließen, muß viel Wohlstand unter dem Landvolke herrschen. Auch sah ich wider meine Erwartung allenthalben die Kirchen noch in gutem Stande und die Kirchhöfe mit Kreuzen besetzt.

In Habsheim, wo wir übernachteten, trafen wir auf ein großes Fest. Junge Leute beyderley Geschlechts tanzten um einen Baum herum, und die Alten sahen ihnen zu; auf Weinfässern unter dem Baume saßen

die Spielleute. Auch in den Häusern wurde getanzt. Ich hielt es für ein Freyheitsfest, besonders wegen des mit Bändern ausgeschmückten Baumes; man belehrte mich aber, daß es die Kirchweihe sey. Ob bey diesem Anlaß auch eine Feyerlichkeit in der Kirche gehalten worden, konnt' ich nicht erfahren; wenigstens scheint doch die Freyheit des Gottesdienstes so weit wieder hergestellt zu seyn, daß man an der Kirchweihe tanzen darf, wobey freylich schwer zu bestimmen ist, welchem Gotte gedienet werde.

Dieser Ort soll in alten Zeiten von den Schweizern verbrannt worden seyn; ich hatte aber keine Lust, meine Vorfahren deßhalb bey den Einwohnern zu entschuldigen, und dachte, die elsässischen Husaren haben es uns in den neuen Zeiten hinlänglich vergolten.

Frühmorgens (den 18. May) ging es wieder durch große Ebenen weiter. Mich ergötzte der heitere Himmel und die schöne Aussicht mehr als die martialischen und erotischen Gespräche des Offiziers, der uns von dem Römer Marius erzählte, welcher seinen Sohn habe füsilliren lassen, weil er sich gegen des Vaters Verboth mit dem Feinde geschlagen. — Dieß soll indessen nicht zum Beweise französischer Unwissenheit dienen, denn auch von deutschen Kriegsleuten läßt sich eben nicht historische Genauigkeit erwarten; nur hätte ein Deutscher schwerlich ein solches Zutrauen auf seine Ueberlegenheit, Unbekannten dergleichen Schnitzer auf-

zutiſchen; aber eben dieſes Ueberlegenheitsgefühl iſt es, das nicht nur meinem Reiſegefährten, ſondern auch einem großen Theile ſeiner Landsleute eigen iſt, und wodurch die liebenswürdige Nation Fremdlingen ſo oft ein Lächeln ablockt. — Er erzählte uns auch von ſeinen Bekanntſchaften in Paris, worunter beſonders mehr als hundert Opernmädchen ſeyen, die ihn alle gern hätten, und die er uns mit Nahmen und Zunahmen nannte. — Das Ende vom Lied war dann: J'ai diablement voyagé (er hatte den Feldzug in Oberitalien mitgemacht, und war unter Vandamme in Schwaben geweſen) mais il n'y a que Paris dans le monde!

In Aſpach aßen wir in einer elenden Herberge elend zu Mittag. Die Wände waren da, als wenn keine Revolution und Bilderſtürmerey vorgegangen wäre, mit heiligen Kupferſtichen und Kreuzen behangen; allein der Offizier ließ bald merken, daß nicht mehr jedermann dieſen traurigen Bildern die alte Achtung erweiſen müſſe; er ſagte zur Wirthstochter, als er das beſchmutzte Kruzifix anſah: Mademoiselle, les mouches ont * * sur votre bon Dieu. — Welchen Beytrag zu den Nachrichten über den gegenwärtigen Religionszuſtand in Frankreich ich meinen Leſern nicht entziehen darf, weil ſie daraus, ſo gut als aus den weitläuftigſten Aktenſtücken erſehen, daß die von der römiſch-katholiſchen Religion kaum trennbaren Uebel, grober Aberglaube und grober Unglaube, hier noch wie anderswo herrſchen.

Ich weiß nicht, war es Vorliebe oder Wahrheit, daß ich dem Städtchen Mühlhausen und seinen Einwohnern noch so offenbare Spuren von dem Charakter schweizerischer Handelsstädte, die sich durch Sauberkeit der Häuser, öffentliche Reinlichkeit und vertrauliche Bürgerlichkeit auszeichnen, anzusehen glaubte; wenigstens fielen mir die netten Gartenhäuser, die fruchtbaren Gärtchen, die reinlichen Gassen, die Kleidung und das Betragen der Einwohner durch ihre Aehnlichkeit mit dem, was ich zu Hause sah, auf, und erregten in mir ein leises Heimweh, wodurch mir der kurze Aufenthalt in dieser noch unlängst verbündeten Schweizerstadt sehr angenehm wurde.

Schade wäre es, wenn dieser alte gute Geist reinlicher Häuslichkeit und treuherziger Beschränktheit, durch den alles verschlingenden Dämon der neuern Politik vertrieben, der feinen Allgefälligkeit der neuen Landsleute Platz machen müßte; es wäre dabey wahrlich für diese Stadt mehr verloren als gewonnen, weil letztere Eigenschaft unter dem Scheine der Humanität so oft gräßlichen Egoismus verbirgt, womit sich weder häusliches noch öffentliches Glück verträgt, hingegen jene weitläuftige und sparsame Ehrbarkeit bey aller Härte im Umgang doch Treu und Glauben hält, und damit auffallenden Wohlstand seit Jahrhunderten über die Einwohner gebracht hat. Und doch ist zu befürchten, daß diese Veränderung allmählich vorgehen möchte, da

die

die Verfaſſung eines Staats den vorzüglichſten Einfluß auf die Sitten der Bürger hat.

Nunmehr war unſre Diligence recht beladen; ſechs Perſonen ſaßen darin, und vier oben auf der Decke, und hinten war ein ganzer Berg von Gepäck. Es ging daher auch mit keiner großen Diligenz, ſondern ſo langſam, als immer eine Schweizerlandkutſche. Inwendig ſitzt man gut, vornehmlich auf den vier erſten Plätzen, denn die Sitze ſind breit und weich, da aber drey und drey Perſonen zuſammenſitzen, ſo haben es die zwey letzten, ſo die Mitte einnehmen, ſchlimm, weil ſie ſich nirgends anlehnen können, welches beſonders bey Nacht, wenn man gerne ſchlafen möchte, unbequem iſt. Wie man oben in dem Korbe fährt, hab' ich nicht verſucht, es muß aber dem Anſchein nach eine unſanfte Wiege ſeyn; zwar iſt der Platz mit einem ſchuhhohen Rande eingefaßt, indeſſen hat man doch ſchon Beyſpiele, daß Leute heruntergeworfen wurden. Bey Nacht und Regenwetter kann man daſelbſt liegen, und ſich mit einer ledernen Decke ſchützen.

Mit einer jeden dieſer großen Diligencen geht ein Conducteur, der zu der lebendigen und todten Ladung Sorge tragen muß, und dem man ſeine Sachen ſicher überlaſſen darf. Er wacht auch von ſeinem Himmel herab über die Poſtillione, welches wir heute zu unſerm Glücke erfuhren, denn ein müder Poſtknecht fuhr

ſchlafend uns begab, und ſchon waren wir an dem äußerſten Rande eines tiefen Grabens, worein ſich das ungeheure Fuhrwerk bereits zu ſenken anfing, als der behende Conducteur ſchnell hinunter ſprang und die Pferde mit Mühe noch ins Geleiſe brachte.

In Befort war mein erſtes, einen franzöſiſchen Unteroffizier aufzuſuchen, der ſich als Verwundeter lange in meinem Hauſe aufgehalten hatte, und deſſen Compagnie gerade hier lag. Ich hoffte ihn auf der Straße anzutreffen, und mich an ſeinem Erſtaunen und ſeiner Freude bey meinem unvermutheten Anblicke zu ergetzen, und durchzog deßwegen das ganze Städtchen, das einen ſchönen Platz und hübſche Gebäude hat, ſelbſt die Kaſernengaſſe ließ ich nicht aus, obſchon mir der Anblick einer Kaſerne, als der Wohnung des unwiſſenden Gehorſams, der Wäſchetrocknenden Armuth und der Hundabrichtenden langen Weile, unerträglich iſt; aber mein Franzoſe war nirgends zu finden, und ich erfuhr endlich von ſeinen Kameraden, daß er juſt heute Morgen als krank ins Hospital abgereiſt ſey. Dieſe betrogene Erwartung kränkte mich deſto mehr, je lebhafter ſich mein Geiſt mit der Scene des Wiederſehens und ſeinen Folgen beſchäftigt hatte.

Hier war es mir, als wenn ich auf Ein Mahl hundert Stunden weiter fortgerückt wäre, weil ich nunmehr rings um mich nichts als franzöſiſch ſprechen

hörte; in dem Wirthshause wurde französisch befohlen, auf der Straße französisch gesungen und gezankt, auch die Kinder vor den Häusern spielten und schwatzten französisch. Es war das erste Mahl in meinem Leben, daß ich persönlich diese Erfahrung machte, daher hatte ich meine Freude daran. Eine kindische Freude zwar, ich konnte ja vorher vermuthen, daß man in Frankreich französisch reden würde; allein es ist, Gott sey Dank, in jeder Freude etwas kindisches, darum hab' ich darüber weniger Bedenken, als über das Lautwerdenlassen derselben, weil mit dergleichen Unmerkwürdigkeiten manchem, auch noch so geneigten, Leser wenig gedient seyn mag. Unterdessen macht ein jeder seine Durchflüge wie ihm die Federn gewachsen sind, und wenn ich die meinigen mit andern zum Heil der Welt ans Licht getretenen Reisebetrachtungen vergleiche, so wird zwar dadurch das Gefühl meines Splitters nicht gehoben, allein ich entdecke doch so beträchtliche Balken von dem gleichen Holze in den Augen meiner cosmopolitischen Vorgänger, daß mir die Sünde desto leichter wird;

„Und so sporn ich meinen Lauf
„Nach der Wanderer Exempel"

getrost fort, und hoffe, meine Freunde werden gegen mich eben so nachsichtig seyn, als das lesende Publikum gegen die ist, welche sich die seinigen nennen.

Diese Veränderung der Sprache machte nun auch, daß ich schon eine große Verschiedenheit der Sitten u

bemerken glaubte; wenigstens schien e und Häuser so
die Alten munterer sprächen, die Jur
ger bewegten und die Kinder mit lein Anlaß ergriff,
spielten. Es kann aber seyn, daß nes aufmerksam
wirklich war, darum weil ich es tzenfelde unsre un-
und daß mein nunmehriger Eintritt Froschschenkel das
ich erst von hieraus berechnete, man in Z. essen müsse,
abend und die schöne Lage den Orten Ruhe, und gab
girte, vieles zu dieser vorth ab, die unstreitig Mun-
Denn wer ist auf Reisen Ausländerinnen zum Vor-
Bestimmungen seiner V
auch noch so ein großem deren Armseligkeit man kaum
Auf dem Schlossel der Schweiz einen Begriff
Schweizerdeportirten Menge; aus Baumästen gefloch-
thätigen Entfernung verbundene mannshohe Wohnun-
bittern Leiden des kung haben, als die niedrige Thüre,
ster, die man uns kriechen muß. Doch man kennt sie
sahen, was jetzt r seitdem unsre Freymacher auf Kosten
Freyheit, durch ten kampirt haben; denn kaum etwas
fenden Lebens ist ähnlicher Natur waren ihre Bara-
r nun auf Ein Mahl klar wurde, daß
n einigen meiner Landsleuten so bewun-
Wir fuhrheit nicht von oben herab eingegeben
Land, schlechtern daß sie sich von Kindesbeinen an am
fer. Das immerde darin geübt haben.
französischen P
begierliche Tacit wo wir Abends ankamen, um daselbst
laufen oft lang saßen vor allen Häusern Weiber, Mäd-

chen und Kinder, die arbeiteten, plauderten und spielten, welches der Straße ein gar lebhaftes Ansehen gab. Die hiesigen Schönen stehen im Lobe der Artigkeit und Gefälligkeit, und scheinen es auch allerdings zu verdienen, wie wir Reisende uns dessen beym Herumgehen in der Stadt überzeugten. Sie thaten nicht so einfältig spröde, wie ich wohl auch schon gesehen, sondern wagten es zu antworten, wenn man sie fragte, und lachten nicht eher, als wenn was Lächerliches gesprochen wurde; sie waren sogar frey genug, muntere Fragen an uns zu thun. Daß wir aber mit ihnen sprechen konnten, hatten wir dem Offizier zu danken, der sogleich nach französischer Art sich zu denen, so vor dem Gasthofe saßen, gesellte, und zu scherzen anhob. Mädchen, die vor den Häusern sitzen, müssen sich das wohl gefallen lassen; es ist aber auch nichts Böses daran, so bedenklich es anderswo scheinen möchte, sondern eine löbliche, gesellschaftliche Sitte; sie haben ihre Mütter und Nachbarn um sich, und es ist ja ausgemacht, daß der Engel der Finsterniß, der jungen Mädchen so aufsätzig seyn soll, seine bösen Künste weniger auf offener Straße treibt, als im abgelegenen Zimmer, wo ihm kein Schlüsselloch zu enge und kein Riegel zu fest ist.

Die Unterschrift des französischen Ministers in meinem Passe forderte, daß ich mich bey dem Präfect

der ersten Grenzstadt zeigen solle. Da aber in den Städten, wo ich bisher durchgekommen, keiner war, so wies mich jetzt der Conducteur an den hiesigen; allein es kam mir seltsam vor, mich noch einem Präfect vorzustellen, da ich schon drey Tagereisen in Frankreich gemacht hatte, und ich besorgte, es möchten mir eben um deßwillen Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, wie auch schon Reisenden vor mir begegnet ist; ich erkundigte mich deshalb vorher noch in dem Büreau der Messagerieen, wo man es rathsamer fand, daß ich nicht hingehe — es werde wahrscheinlich niemand darnach fragen, weil diese Vorsicht nur um der Emigranten willen genommen werde; sollte es aber auch geschehen, so dürfe ich nur sagen, ich sey spät in Vesoul angekommen, als die Präfectur schon geschlossen gewesen.

Bis hieher hatte wirklich noch kein Mensch, nicht einmahl beym Eintritt in Frankreich, sich um meinen so stattlich legalisirten Paß bekümmert, und die mancherley Vorsichtsanstalten, womit ein Fremder geplagt ist, ehe er einen Paß nach Frankreich erhalten kann, scheinen nur noch als Schreckmittel für die zu gelten, die nicht hinein kommen sollen. Ueberhaupt aber sind die Franzosen nicht nur hurtiger, sondern auch liberaler über dergleichen Visitationsangelegenheiten, als die gewissenhaften Deutschen, weil sie mehr Blick haben, und besser unterscheiden können, und sich weniger aus der Verantwortlichkeit machen. Freylich sind sie dann

auch grauſamer, wenn ſie plagen wollen, und laden oft an einem einzigen unſchuldigen Gegenſtande mehr Sünde auf ſich, als ſie an hundert andern durch ihre Leichtigkeit gut machen.

Bey einer Kirche, in die ich hineintrat, entſprach das Inwendige der ſchönen Außenſeite nicht. Es war zwar aufgeräumt, aber ſo wohl im böſen als guten Sinne des Worts; denn das Silber und Gold hatten, wie ein Küſter ſagte, unſelige neue Heliodore (denen es jedoch beſſer gelang als jenem alten) aufgeräumt, und treugebliebene Chriſten hatten ſeitdem die nackten Altäre wieder mit dem nothwendigſten Geräthe bedeckt, und die kahlen Wände dürftig bekleidet; aber wo vor dem heidniſcher Reichthum prangte, ſchmiegte ſich jetzt die gottgefälligere Armuth.

So ſieht es auch in den meiſten Dorfkirchen aus, die ich bisher geſehen. Alle ſind wieder zum Gottesdienſte eingerichtet, aber noch wüſt und leer, und ſtatt der ehemahligen Pracht (Geſchmack war in katholiſchen Kirchen jederzeit ſelten) iſt nur unreinliche Dürftigkeit zu finden. Auch das Auswendige dieſer Kirchen findet man mehr vernachläſſigt, je weiter man kommt, und weit weniger ehrbar als im Elſaß, — Kreuze auf den Gräbern trifft man keine mehr an, und die großen ſteinernen Kruzifixe liegen zerſchlagen auf den Kirchhöfen umher.

Hier zu Lande bekommt man in den Wirthshäusern nur Löffel und Gabeln zu Tiſche, und keine Meſſer mehr, ſondern man muß ſich mit ſeinem oder ſeines Nachbars Taſchenmeſſer behelfen. Ich konnte die Urſache dieſes lächerlichen Gebrauchs weder erfahren noch erdenken. C'est l'usage, antwortet der Franzoſe mit ernſthafter Miene, wenn man gerade wiſſen möchte, woher dieſer usage komme, und es kommt ihm kein Sinn daran, etwas dagegen einzuwenden, eben parceque c'est l'usage en France. Wär' es aber nicht in Frankreich ſondern in einem andern Lande ſo der Brauch, alsdann würde er mit Verächtlichkeit fragen, ob man hier das Fleiſch mit den Fingern ſchneide? Der ungewohnte Fremdling vergißt dabey oft ſein Taſchenmeſſer zurückzunehmen, doch ſind gemeiniglich die Wirthsleute ſo ehrlich, daß ſie ihn daran erinnern, ſo daß man das Zurücklaſſen der Meſſer nicht wohl als den Grund dieſer Unſitte angeben kann.

Langſam wie einen Frachtwagen ſchleppten heute (20. May) acht Pferde die Diligence durch ſchlechte Straßen fort. Es lagen zwar ſchon allenthalben Haufen dünner viereckiger Steine zur Ausbeſſerung der Chauſſee beyſammen, aber das Werk war noch nicht angefangen. Von der gleichen Art Steine werden auch die Bauernhäuſer gebaut und die Dächer gedeckt, das gibt dieſen Hütten zwar ein etwas beſſe-

res Aussehen, als jenem Faschinenwerk, das ich gestern gesehen, doch scheinen auch sie größten Theils die Wohnung der Armuth und sorgenloser Dumpfheit zu seyn.

Allenthalben wo die Diligence anhält, kommen Bettler zum Vorschein; es sind aber meistens alte hülflose Leute, da hingegen in der Schweiz mehrentheils die Kinder betteln. Heraus läßt sich der Schluß machen, daß am einen Orte für die Alten und am andern für die Jungen besser gesorgt sey; denn wenn auch in der Schweiz die Kinder öfters nur aus Muthwillen den Reisewagen nachlaufen, und also das Betteln des mühsamen Alters mehr Verlassenheit und Armuth verräth, so zeiget sich doch darin wenig sittliche Sorgfalt für den zarten Charakter der Kinder, daß man sie so dieser alles Ehrgefühl lähmenden Gewohnheit überläßt, wovor sich, wie es scheint, die Franzosen zu ihrem Vortheil in Acht zu nehmen wissen.

In Combeaufontaine, wo wir über Mittag anhielten, wollte einer von der Reisegesellschaft einem armen Marketenderjungen, der, weil ihm sein Vater in Schwaben ermordet worden, nun (oben im Korbe der Diligence) die Reise nach Paris zu seinen Verwandten macht, ein Stück Geld geben, weil er beständig weinte, und wenn man essen sollte verschwand; er war aber nicht zu bewegen, etwas anzunehmen; ich habe schon gegessen, war des armen Jungen beständige Antwort. Wir konnten diese Weigerung nicht anders erklären, als aus dem französischen Nationalcharakter,

der ſich durch ungebethene Almoſen erniedrigt glaubt. Dieß beſtätigt auch die Erfahrung, die wir in der Schweiz häufig den Anlaß hatten zu machen, daß die franzöſiſchen Soldaten niemahls Almoſen bathen, ſie mochten auch noch ſo bedürftig ſeyn; ja es ſind Beyſpiele genug bekannt, daß nicht einmahl Bleſſirte in den Hospitälern Geld, das ihnen gebothen wurde, annahmen, da hingegen Kaiſerliche und Ruſſen nur zu häufig unſre Mildthätigkeit anſprachen, und niemand einen Fehlgriff thun ließen, der ihnen unaufgefordert etwas geben wollte.

Dieſe heroiſche Ehrliebe nun, die lieber darbt als Almoſen empfängt (freylich auch in ihrer Ausartung lieber nimmt als bittet), zeigte ſich ſchon in dem zerlumpten Knaben, und iſt eine der Eigenthümlichkeiten der franzöſiſchen Nation, die ihre edle Seite bezeichnen.

Es war acht Uhr Abends, als wir bey einem Gewitter in Langres ankamen. Der Weg führte uns bey einer Promenade vorbey, die wegen der hohen Lage der Stadt und der großen Bäume nicht anders als ſchön ſeyn kann; der Regen verſtattete uns aber nicht ſie zu beſuchen — deſto ſchöner mahlte ſie ſich indeſſen meine Phantaſie aus.

Dieſe Vorſorge für die unſchuldigſte und nothwendigſte Art des öffentlichen Vergnügens trifft man hier zu Land allenthalben an. Es gibt kein Städt-

chen, so unbedeutend es sonst auch sey, das nicht seinen öffentlichen wohlunterhaltenen Schattenplatz habe, gewöhnlich der Länge des Flusses nach, oder auf einer kleinen Anhöhe, oft auch an einem anmuthigen Orte dicht vor den Mauern der Stadt. Auch die kleinsten bestehen doch aus einigen Gängen von Linden oder wilden Kastanienbäumen; dieß gereicht dem Orte zur Zierde und seinen Vorstehern zur Ehre.

Ich weiß aber ein Land, oder Bezirke eines Landes, wo diese Zierde der Städte seltener ist, und die Vorsteher weniger Ehre darin zu suchen scheinen, obgleich die Natur durch ihre Anmuth laut darauf hinweist, und auch die flüchtigsten Anlagen, wie die Erfahrung hier und da augenscheinlich lehrt, über Erwartung zu belohnen verspricht; allein bisher wollte die an sich löbliche, nur oft allzu eifrige Sorge für das öffentliche und besondere Eigenthum dem Gedanken fast nirgends Platz machen, daß der bürgerliche Wohlstand auch Pflichten für das Schöne der Natur und Kunst habe, und heutiges Tages würde ein solches Werkchen, wenn auch die Kosten zu gering wären, um in Erwägung zu kommen, wohl gar als eine Folge der verderblichen Aufklärung angesehen werden, durch welche so manches Unheil über das Land gekommen seyn soll. Man ist daher allezeit mit der Einwendung gegen solche Vorschläge gefaßt: es sey besser, daß man arbeite als spazieren gehe, und vortheilhafter, daß der Boden zum Anbau als zum Müßiggange bestimmt

ſey, und fügt noch wohl hinzu, unſre Vorfahren haben ſich auch ohne dieß behelfen können.

Das mag auch alles wahr ſeyn, nur paßt es nicht als Einwendung, weil nicht vom Müßiggange, ſondern von einer unſchuldigen Annehmlichkeit des Lebens die Rede iſt. Aber ſo ſpricht hier wie allenthalben das Vorurtheil der Gewohnheit, das ſich für unfehlbar hält und unheilbar iſt; es waffnet ſich nähmlich mit ſtumpfen Gemeinplätzen, der Dialektik der Armen am Geiſte, und führt damit ſeine Freunde an der Naſe herum, und findet um ſo viel mehr Beyfall, jemehr dergleichen Ausſprüche aus patriotiſcher Selbſtverläugnung zu entſpringen ſcheinen, und als heilige Grundſätze gegen das Verderbniß der Zeit aufgeſtellt werden, ob ſie gleich im Grunde ſo leer ſind, als die Importanz der Herren, denen man ſie abhorcht. — Tragen ſich denn Eure Frauen und Töchter auch noch wie Eure Mütter und Großmütter? Bauet Ihr noch wie Eure Vorfahren das Feld mit eigner Hand und hackt im Weinberge? Geht Ihr nicht auch dem Zeitvertreibe nach, und welchen habt Ihr, der nur eines Spaziergangs unter blühenden Linden werth wäre? Oder ſind Eure Mitbürger etwa ſo arbeitſam, daß ſie keine Stunde des Feyerabends übrig hätten, um mit ihren Familien im Schatten und in der friſchen Luft auszuruhen; wäre das nicht vortheilhafter und geſunder, als wenn ſie den Erwerb des Tages in der dumpfen Weinſtube vertrinken? — Allein mit Leuten, die ſich mit Ge-

meinörtern wehren, ist nicht gut streiten, sie sind unüberwindlich weil sie unüberzeugbar sind.

Zum Glücke hat jeder Mensch auch seine Gönner, die bisweilen für ihn, und seine Freunde, die bisweilen nicht wider ihn sind, und so hoffe ich, die meinigen werden der Behauptung ihren Beyfall, ja vielleicht ihre Unterstützung nicht versagen, daß der Grund und Boden, auf dem ein öffentlicher Spaziergang angelegt wird, keine nutzlose Bestimmung habe, und daß nicht Feld und Wald und Wiesen, so reizende Partien sie darbieten, und so oft mit Recht das Lustwandeln in denselben, künstlichen Schattengängen vorgezogen wird, jemahls als allgemeiner Ersatz dafür gelten können. Wie oft führen wir einen Gast noch gern ins Freye, indessen die Hausfrau für das Mittagessen besorgt ist; wie oft geben sich nicht Freunde einen Rendezvous, um über Angelegenheiten zu sprechen, die sie nicht gern zu Hause abthun; wer fühlt nicht oft den Trieb, sich von einem Verdruß oder einer Grille, die ihn auf seinem Zimmer quält, unter freyem Himmel loszumachen; kann man dieses alles an der heißen Sonne? Kranken, die sich erhohlen, wie erwünscht ist ihnen oft des Morgens ein Schattenplatz in frischer Luft, wo sie ihre wiederkehrenden Kräfte prüfen können! Eine muntere Gesellschaft von beyderley Geschlecht ginge manchmahl gern ins Grüne, um dem öden Spieltische auszuweichen, oder der in kleinen Städten so oft stockenden Conversation wieder Leben

zu geben, wo soll sie hingehen — in den Staub der Landstraßen, oder in den Feldern herum, um den Wohlgeruch des Düngers einzuathmen? Mahlerische Kindergruppen, wo können sie lieblicher spielen, wo schöne Mädchen sich gefälliger zeigen, ja auch Eure alternden Hälften, Ihr sorgebeladenen Väter des Volks, wo können sie mehr Munterkeit und gute Laune für Euch sammeln, wo durch geschmackvollen Putz Euern Wohlstand lauter preisen, als auf dem frohen, alles im vortheilhaften Lichte darstellenden Platze, der zur Ergetzung und Erhohlung für Junge und Alte bestimmt ist?*)

So sehr mir aber die Promenade in Langres, die ich nicht sahe, gefiel, so abscheulich kam es mir hingegen vor, daß hart an der Landstraße und vor den Thoren der Stadt das Aas eines Pferdes lag, von dem ein Hund fraß. — Wie können die Franzosen sich vorzugsweise feine und zartfühlende Leute nennen, so lange sie in den Zugängen einer Stadt wie Langres solche Greuel dulden! Darüber herrscht denn doch in dem Lande, wo weniger Kunstalleen sind, eine bessre Ordnung. Wie würden auch ihre Offiziere über Mangel an Polizey schreyen, wenn sie so was nur außer ihren Grenzen anträfen! — Der unsrige sagte dieß Mahl

*) Auf Oertlichkeiten zu Anfange dieses Jahrhunderts bezüglich.

Mahl nichts, als ich ihn fragte, ob er das todte Pferd geſehen habe, als: Ja.

Ganz unvermuthet hatte ich hier das Vergnügen, einen Offizier anzutreffen, der da, wo ich zu Hauſe bin, ein junges Frauenzimmer geheyrathet, ſie aber durch einen plötzlichen Tod verloren hatte. Schon damahls war mir ſeine ungeheuchelte Trauer und ſein beſcheidenes Mitmachen unſrer bürgerlichen Leichengebräuche, und ſein nachheriges ſtilles und edles Betragen um ſo viel merkwürdiger, da man ihn vorher nur als einen jungen Mann von der lebhafteſten Luſtigkeit gekannt hatte; auch jetzt gefiel mir wieder die Theilnahme, mit der er von der Schweiz (wogegen unſer Vandammiſche Kriegsmann ſich jetzt kein Wort zu ſagen getraute), und die zarte Empfindung, womit er von ſeiner verſtorbenen Gattin ſprach. Er kam von Paris und war doch noch ganz in Trauer gekleidet, auch aß und trank er beynahe nichts, indem er ſagte: Je ne vis que d'eau et d'amour. So ſehr ich nun von der Aufrichtigkeit ſeiner Klagen überzeugt und ſelbſt davon gerührt war, ſo bemerkte ich doch mit Verwunderung das auffallende Nationale in ſeiner Schmerzensäußerung. Wo der Deutſche im gleichen Falle ſtumm und in ſich gekehrt ſein Schickſal beſeufzt hätte, führte hier der Pariſer an der Wirthstafel das Wort, um mir ſeine Leiden zu erzählen, und wußte

durch die Eleganz seines Wesens und seiner Ausdrücke die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ja er äußerte so viel zuvorkommende Verbindlichkeit gegen ein Frauenzimmer das neben ihm saß, daß, wer nur dieß bemerkt hätte, leicht hätte glauben mögen, ihr gelte seine Liebe. — Wir Nichtfranzosen machten wirklich nachher unter uns aus, es sey nicht gegen die Natur und Moralität eines echten Franzosen, sich auch im untröstbarsten Leide über den Tod seiner Geliebten einer vorübergehenden momentanen Liebschaft zu überlassen.

Zum Schlafen wies man mir ein Zimmer an, das ehemahls mag schön gewesen seyn, aber jetzt in häßlichem Verfall war; Boden, Wände, Decke, alles war äußerst unreinlich, der große Spiegel gespalten und nichts weniger als spiegelhell, um die modischen Betten hingen die schmutzigsten Gardinen und ihr Zustand ließ befürchten, daß nicht bloß Menschen darin nisten; durch den Kamin fiel der Regen in Strömen herunter. — In diesem Zimmer rauchte ich noch mit meinem Reisegefährten eine Pfeife, weil uns nicht sehr nach den Betten gelüstete, als eilend eine Magd hereintrat, die Fenster aufriß und zornig ausrief: Ouvrés au moins la fenêtre, Messieurs, vous empestés la chambre! — Es herrschte zwar ein gewisser Geruch in der Kammer, der unsern Toback noch übertraf, der

iſt aber einheimiſch in den franzöſiſchen Wirthshäuſern (c'est l'usage, wie der Mangel an Meſſern bey Tiſche), daher darf niemand etwas ſagen, hingegen Tobakrauchen: fi donc, das verpeſtet die Luft!

Wir waren noch nicht recht zu Bette, ſo kam das Frauenzimmer, welches mit uns zu Nacht gegeſſen hatte, ins Zimmer: Messieurs, j'ai perdu mon ridicule, n'est-il pas dans votre chambre par hasard? — Hätt' ich nicht unlängſt zum Glück erfahren, was ein Ridicule ſey, ſo wären wir noch in die Verlegenheit gekommen, uns eine Definition davon auszubitten, jetzt aber konnt ich ihr verſichern, daß wir davon nichts wüßten. Sie ſchien es aber nicht recht glauben zu wollen, weil ſie noch immer ſtehen blieb; vielleicht hielt ſie uns wegen des niederträchtigen Tobakgeruchs deſto eher des Sakrilegiums fähig, den Haſard ihres Verluſts begünſtiget zu haben. Doch als ſie ſahe, daß ſie keinen nähern Aufſchluß von uns erhalten konnte, ging ſie endlich ſeufzend weg.

In Chaumont und Bar-ſur-Aube ſah ich auch wieder mit Luſt die ſchönen Alleen von Linden, wofür man bey uns noch ſo wenig Sinn hat.

Wir kamen (den 21. May) durch wenige Dörfer und langweilige Gegenden ohne Bäume, wo ich zum erſten Mahle recht die immerwährende Abwechslung der grünen Berge und anmuthigen Thäler meines Va-

terlandes vermißte. Freylich gewähren dieſe flachen Felder einen Ueberfluß an Getreide, wenn unſre armen Hügel und Berge nur Gras hervorbringen, oder nur nackte Felſen zeigen; ſie haben alſo den Vorzug der Fruchtbarkeit, die den Leib nähret, und jene den der Schönheit, die die Seele erfreut und auch in der Armuth gefällt.

Bar ſcheint ein armes altes Städtchen zu ſeyn, das, ſo wie alle Städte in Frankreich, Paris etwa ausgenommen, die Nachtheile der Revolution empfindet und ihre Vortheile erſt noch erwartet. Leere Palläſte und zertrümmerte Kirchen, die man immer häufiger antrifft, je weiter man in Frankreich hinein kommt, ſind dem Wanderer Fingerzeige der Armuth, die kein Geſchwätz des neugeſinnten Einwohners von anderweitigen Vortheilen zu verhüllen vermag. Es begehren aber auch nicht alle Einwohner das Unglück Glück zu nennen, wenn man es ihnen nur nicht zum Nationalvorwurf macht, denn in dem Falle würde der Franzoſe mit der Göttin der Wahrheit ſelbſt hadern. Ich hörte in einem öffentlichen Hauſe, wo von der Revolution die Rede war, laut ſagen: Personne n'y a gagné que ceux qui n'avaient rien à perdre; und kein Menſch hatte etwas dagegen; als aber ein Fremder daraus den Schluß zog, ſie mache alſo Frankreich keine Ehre, belehrten ihn ſogleich zehen Stimmen, daß die Revolution ein großes Werk, und nur durch die Selbſtſucht einiger Böſewichter ausgeartet ſey. —

Auch auf dem Lande sah ich mich oft nach Spuren von neuem Glück um, da ich aber den Zustand vor der Revolution nicht gekannt habe, so konnte ich hierüber kein sicheres Urtheil fällen; indessen, wenn sich der Wohlstand des Bauers durch große neue Häuser bezeichnet, wie das in mehrern Schweizergegenden der Fall ist, so fand ich bisher noch wenig Merkmahle davon. Vielleicht würde sich aber mancher Neufranke mit der großen Wahrheit des IV. Artikels der ersten helvetischen Constitution zu trösten wissen, daß „Aufklärung besser sey als Reichthum," wenn nur erst die kleine Schwierigkeit überwunden wäre, ihm eben diese Aufklärung beyzubringen, und nicht oft das Beyspiel des Lehrers selbst dem seligmachenden Glauben im Wege stände!

Man hatte mir auch zu Hause viel von der Entvölkerung Frankreichs durch seine großen Kriege vorgesagt, und behauptet, man sehe auf den Feldern nur alte Leute und Weiber arbeiten. Leider mag der schreckliche Krieg wohl viele Menschen verschlungen haben, ich muß aber gestehen, daß mir die Merkmahle davon eben nicht so sichtbar aufgefallen sind, allenthalben war noch Jugend genug vorhanden; freylich sah ich auch Alte und Weibspersonen auf den Gütern schaffen, aber wer daraus sogleich den Schluß auf Mangel an Jungen machen wollte, könnte sich irren. Sieht man nicht auch oft bey uns zehen und mehr Weiber und Mädchen beysammen auf dem Felde hacken, und würde

nicht der Fremdling ausgelacht werden, der behaupten wollte, es geſchehe aus Mangel an Mannsperſonen?

Allerdings beweinen manche Eltern ihre verlornen Kinder; aber ſolche Thränen fließen nicht öffentlich unter dieſem Volke, das außer dem Hauſe nur der Fröhlichkeit huldigt, und ſo gerne noch die Wolke liebkoſet, wenn die Göttin ſchon lange ſeinen Umarmungen entflohen iſt.

Was man hier zu Lande häufig und bey uns nicht ſieht, das ſind die Holzſchuhe, welche ſchon die kleinſten Kinder tragen. Die Franzoſen behaupten, dieſe ſchwere Bekleidung mache die Beine gelenkſam und leicht, welches beym erſten Anblick widerſprechend ſcheint, zumahl da bekannt iſt, mit welcher Vorliebe und Geſchicklichkeit dieſe Nation über ihre Blößen einen Flor der Zweckmäßigkeit zu werfen weiß; gleichwohl könnte etwas Wahres daran ſeyn, denn die am Fuße angebrachte Laſt zieht das Bein gerade und macht den Schwung deſſelben, den Schritt, gleichförmiger und ſicher. Die leichtere Beweglichkeit der franzöſiſchen Füße iſt dieſer Muthmaßung wenigſtens nicht entgegen. So hörte ich auch von einem der erſten Operntänzer in Paris verſichern, daß er den ganzen Tag in Holzſchuhen herumgehe, wenn er Abends eine wichtige Rolle in einem Ballette zu tanzen habe, welches wohl am ſtärkſten für dieſe Behauptung ſprechen

möchte. Er gab als Grund an, daß er seine Füße, wenn er sie von der Last der Holzschuhe befreye, noch einmahl so leicht fühle.

In diesem Städtchen sah ich einen Mann in einem kurzen Schlafrocke mit einer weißen Mütze Abends unter seiner Hausthüre stehen, dessen Anzug ihm so sehr das Ansehen eines bürgerlichen Schweizerbürgers aus dem Geschlechte, welches Adelung von den Balistariis der mittlern Zeiten herleitet, gab, daß ich fast darüber erschrack, denn ich war mir diese Tracht in Frankreich gar nicht vermuthen, und glaubte, meinen alten Nachbar aus der väterlichen Heimath zu erblikken, der sein Leben ruhig und unschädlich, aber auch unnützlich, auf dem Pflaster vor seinem Hause verträumt, und die wenigen vorübergehenden Menschen besieht — betrachten erforderte schon zu viel Anstrengung und zum Beobachten fehlt ihm der Sinn — oder die vorbeyfahrenden Kutschen ehrerbiethig grüßt, oder mit seines Gleichen den Werth der Neuigkeiten, nach dem eignen Nutzen, wie sich das in der ganzen Welt versteht, bestimmt, und nicht gern daran denkt, daß über seinem Horizonte noch wohl ein andrer seyn möchte, und außer seinen Bedürfnissen noch andre nach Befriedigung schreyn; der mir so oft beneidens- und oft *bedauernswerth* vorgekommen, weil er nicht fühlt,

was ihm fehlt, und nur so, wie Ennius sagt, praeterpropter lebt.*)

Unser Nachtessen in Bar-sur-Aube war sehr lustig. Da wir von hier aus zum ersten Mahle die ganze Nacht durch fahren sollten, so ließen wir uns den guten Wein wohl schmecken, um die Kälte und lange Weile der Nacht desto leichter zu überstehen, vornehmlich aber, um uns Herz zu machen, weil die Gegend für unsicher gehalten wurde, und uns deßwegen schon den Tag über zwey Gensd'armes begleitet hatten. Der Conducteur (der immer mit den Reisenden speist) erzählte uns nun auf Begehren des Offiziers, wie die Diligence vor vier Wochen unweit Paris sey angegriffen worden, und wie er es nicht habe wagen dürfen, sich zu wehren, weil die Anzahl der Räuber zu groß gewesen, und die Frauenzimmer in dem Wagen ein klägliches Angstgeschrey erhoben. Da die Räuber keinen Widerstand gefunden, so haben sie alle Passagiere heißen aussteigen und sich der Länge nach auf den Boden hinlegen, ihn aber gezwungen, das Geld, welches für die Regierung aufgeladen war, auszuliefern. Hierauf haben sie die Reisenden, deren Gepäck nicht berührt wurde, wieder in den Wagen steigen lassen, ja die Höflichkeit so weit getrieben, daß sie den

*) Gewissen Leuten damahls (1804) zur Beherzigung gesagt; aber was hilft dem Blinden der Spiegel!

Frauenzimmern selbst hineingeholfen, mit der Abbitte: de les avoir derangées un moment.

Er erzählte uns auch, wie nicht lange vorher die Passagiere selbst die Diligence bey hellem Tage ausgeplündert haben. Unter dem Vorwand, einen Augenblick auszusteigen, haben sie sich seiner und des Postillions bemächtigt, und ihn genöthigt, alles herzugeben.

So ein Gespräch einmahl angefangen zieht einen ganzen Schwarm von Historien nach sich; jeder erzählte nun was er von Räubergeschichten wußte, und der Offizier schwur, daß er sich wehren werde, wenn auch die Menge der Spitzbuben noch so groß seyn sollte; was man wohl in Paris von ihm sagen würde, wenn er in einem solchen Falle seine Waffen nicht gebrauchte? Diese Erklärung war uns aber nicht willkommen, denn vertheidigt er sich, sagten wir, so schießen sie in den Wagen herein und treffen uns auch. — Darum floß der Wein, um unsern Muth zu beleben, und wir erreichten vollkommen unsre Absicht, denn nach und nach verschwand das Schauerliche unsrer Vorstellungen und wir scherzten muthwillig über die Begegnisse, die sich ereignen könnten.

Mit dem Geleite der Gensd'armes ist es aber nicht viel. Sie haben gar kein kriegerisches Aussehen und sind commode Herren, die Nachts lieber schlafen, als sich den Unannehmlichkeiten des Wetters und der Gefahr aussetzen. Daher finden sie sich vermuthlich mit den Conducteurs ab, denn sie reiten, wie ich auch

in der Folge erfuhr, des Nachts gewöhnlich nur eine kurze Strecke mit, und verschwinden nachher.

Früher bestand die Begleitung aus Soldaten, die oben auf der Decke des Wagens saßen, und durch ihre Tapferkeit einige Mahle die Anfälle von Räubern abtrieben. Man fand es aber zu gefährlich für die Reisenden, weil sie dem Feuer auf diese Art ganz ausgesetzt waren.

Für Reisende, welche das Scire tuum nihil est nisi te scire et sciat alter, zum Leitfaden ihrer Reise und Reisebeschreibung machen, ist es erwünscht, wenn sie in eine große Stadt kommen, weil sie da mehr als anderswo Stoff zu Bemerkungen finden, die ihren Kenntnissen Ehre machen und von der gelehrten Welt mit Dank aufgenommen werden. Ich war demnach zu bedauern, daß mein Aufenthalt in Troyes, der Hauptstadt des Departements de l'Aube, nur über das Mittagessen dauerte, und ich also nicht Gelegenheit hatte, für meine Freunde einen belehrenden Vorrath von statistischen und litterarischen Nachrichten über die Volksmenge und Manufakturen der Stadt, oder über die Bibliothek des berühmten Franz Pithou und die Servellatwürste, welche hier vorzüglich gut seyn sollen, zu sammeln, oder von dem großen Schatze der Collegiatkirche St. Stephani etwas mehreres sagen zu können, als daß er wahrscheinlich nicht mehr vorhanden

seyn wird, oder die gute Gesellschaft des Orts zu schildern, und so das erforderliche Utile dulci zu mischen, womit man sich bey dem leselustigen Publikum einen Nahmen und allenfalls seine Reise bezahlt machen kann.

Leider verspüre ich aber auch in meiner Natur keinen starken Zug nach dergleichen Erkundigungen, und werde meistens nicht eher aufmerksam, bis ich andre mit der abschreckenden Zuversicht des Wissens darüber sprechen höre, und ich dann erst mit meinen Fragen aufzutreten mich scheue, und es also zum Erkundigen für mich zu spät ist. So wie aber der Mensch, wenn er sich selbst mit andern vergleicht, gemeiniglich nichts angelegeners hat, als sich selbst zu trösten, so entschuldige ich in solchen Fällen meine Unwissenheit mit meiner Abneigung und meine Abneigung mit der Erfahrung, daß die Quelle solcher imponirender Nachrichten oft eben so unlauter, als der Strom ihrer Wirkung seicht ist; und meine Gleichgültigkeit gegen die gute Gesellschaft schreibe ich dann der langen Weile zu, die ich so oft in eleganter Unterhaltung gefunden habe.

Indessen kann ich doch so viel von Troyes sagen, daß es angenehme und mahlerische Zugänge hat, und eine alte meist aus Riegelwerk gebaute Stadt ist, obgleich auch manche große und steinerne Gebäude und Palläste zu sehen sind, welche aber als Nationalgüter jetzt größten Theils in Verfall gerathen, und von Handwerksleuten und Kaffewirthen bewohnt werden; denn unter manchem Fenster, wo ehedem ein königlicher

Gouverneur oder General, ein Bischof oder vornehmer Prälat neben einer in Schönheit und Pracht glänzenden Dame mag gestanden, und die Augen des bewundernden Volkes auf sich gezogen haben, hing jetzt die dürftige Wäsche einer Schusters- oder Schneidersfrau zum Trocknen heraus. — An der Kathedralkirche waren alle Bildsäulen, welche der alte Aberglaube zur Ehre der Heiligen stattlich und zahlreich hingepflanzt hatte, nun von dem neuen Unglauben der Vernunft zu Ehren (und zur Schande der Menschlichkeit) verwüstet und zerschlagen.

Die Stadt soll aber auch vor der Revolution schon in Abnahme gekommen seyn, welches man der Nähe der ungeheuren Hauptstadt zuschreibt, die, je größer sie anwächst, desto sicherer die Lebenskraft der Provinzialstädte zu ersticken droht; wie ein großes Feuer ein kleines, das in der Nähe ist, entweder mit sich vereinigt oder auslischt.

In den Städten stehen gewöhnlich bey den Gasthöfen, wo man absteigt, Friseurs unter der Thüre, die ihre Dienste anbiethen. Eine solche Gelegenheit, meinen Kopf, der von der nächtlichen Reise übel mitgenommen worden, wenigstens äußerlich wieder herzustellen, war mir erwünscht.

Diese Leute haben sich hier auch der Herrschaft *über den Bart angemaßt*, welches zwar der Bequem-

lichkeit des Reisenden willkommen ist, aber sie üben ihre Gewalt so usurpatorisch aus, und behandeln den armen Unterthan mit so unerträglicher Rohigkeit, daß das glimpfliche Benehmen der medizinisch-chirurgischen Fakultät, die in meinem Vaterlande von jeher im Besitze dieses Zweiges der menschlichen Kultur war, weit vorzuziehen und zu wünschen ist, daß sie dieses Recht beständig behaupten möge, wenn es schon Salzmann unter die Quellen des menschlichen Elends zählt, und Feinde der Zunft bedenklich oder Weichlinge beleidigend für ihr Zartgefühl finden wollen, daß Leute, die meistens nur an unlautere Begriffe a posteriori gewöhnt sind, sich auch mit Gegenständen reinerer Anschauung befassen.

Dieser Friseur erzählte mir noch mit tonsorischer Gesprächigkeit ein weites und ein breites von der Zwietracht, welche die Rückkehr des Bischofs und einiger ungeschworner Priester in der hiesigen Bürgerschaft, ja selbst im Innern der Familien verursache, so daß neue Verfolgungen daraus entstehen, gleich als wenn jene nicht kämen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. — Hätte ich nur die Nahmen und Sachen behalten und mir etwa ein consularisches Reskript darüber verschaffen können, so wollte ich dann noch ein paar angesehene Personen mit hereinziehen, und so eine stattliche Erzählung bilden, die meiner Reisebeschreibung Ehre machen, und vielleicht hier und da im *Vaterlande* als merkwürdiges Belege der neuen

französischen Geschichte angeführt würde; aber so muß ich es dem der nach mir kommen, und in die Hände dieses Balbiers fallen wird, überlassen, seine Nachrichten mit mehr Geschicklichkeit zu benutzen. Mir blieb nur der Eindruck davon, daß es partout comme chez nous und das Menschengeschlecht allenthalben das gleiche ist; über jeden Vorfall theilt man sich in Parteyen, und dann sucht jede nur die Demüthigung der andern, keine aber das Eine das Noth ist: Frieden und Ordnung.

Auch hier war der Gasthof, wie allenthalben, wo ich durchgekommen, äußerst schmutzig und die Bedienung sehr nachlässig. Ich möchte nicht denen beygezählt werden, die alles tadeln, was sie nicht ihrer wunderlichen Erwartung gemäß finden; sondern übe mich vielmehr mit allem fürlieb zu nehmen, ohne ein Wort der Ungeduld zu sagen, so daß ich unter Weges oft meine Unzufriedenheit über den lauten Tadel meiner Reisegefährten äußerte; deßwegen trete ich auch in keine Smelfunguſische Klage über den unerträglichen Wust der öffentlichen und geheimen Zimmer ein, und sage nichts von dem Mangel an Aufmerksamkeit für den Reisenden, aber um der Ruhmredigkeit derjenigen Franzosen willen, welche uns weis machen wollen, ihrem Lande fehle nichts und andern Ländern alles, um *der Großsprecherey* so vieler Krieger willen, die so gar

die Reinlichkeit unſrer Wirthshäuſer verachteten, weil ſie auf ihrem eigenen Miſte nicht ſo gedeihet, und die ſchnellſte Bedienung nicht ſchnell genug fanden, weil ein Eroberer das Unmögliche verlangen darf, um dieſes einheimiſchen Eigendünkels willen ſage ich, was die Wahrheit iſt und behaupte, daß man in unſern kleinen Städten, ja in manchen Dörfern beſſer eingerichtete Gaſthöfe antrifft, als in den großen Städten Frankreichs. Daß dieſe wohlfeiler ſind, iſt ein Vorzug, ſo von der größern Fruchtbarkeit des Landes herrührt, aber eben das ſollte den Wirthsleuten die Mühe erleichtern, ihren Häuſern die erforderliche Reinlichkeit und Bequemlichkeit zu verſchaffen. Es gibt viele reiche Leute in Frankreich, aber die Nation iſt arm, pflegte man ehedem zu ſagen; entweder iſt alſo dieſer Mangel an öffentlichem Wohlſtande Schuld, warum das geprieſene Land keine Wirthshäuſer wie England, Holland und die ehemahlige Schweiz hat, oder der Geſchmack an öffentlicher und häuslicher Sauberkeit liegt ſonſt nicht in dem Charakter des Volks.

Bis hieher, weiter aber nicht, traf ich immer noch ſchweizeriſche Scheidemünze an. Größeres Geld anzutreffen, hätte mich weniger befremdet; wer gedenkt nicht noch jener Zeit, wo die langerſparten Nothpfennige unſers Vaterlandes nach Frankreich hinflogen, wie die Nägel aus dem in Trümmer ſtürzenden Schiffe

nach dem Magnetberge! Aber sogar die Schillinge meines Kantons, die schmutzigste aller Münzsorten, begegneten mir allenthalben und galten nicht nur ihren Werth, sondern noch darüber, weil sie für Halbbatzenstücke angesehen wurden. Diese Freude, so oft Landeskraft, wie es der Schweizer nennt, anzutreffen, soll er den französischen Truppen zu danken haben, die bekanntermaßen zuweilen in Schweizergeld ausbezahlt wurden, und solches nach und nach in ihr Land verpflanzten.

Mich wundert, daß noch kein Schweizerbothe, oder anderer gemeinnütziger Schriftsteller den Ungläubigen diesen offenbaren Vortheil der Staatsumwälzung zu Gemüth geführt hat, daß, jemehr Schillinge in fremde Länder kommen, man sich zu Hause desto weniger die Finger daran beschmutze, und auch durch die Exportation an jedem Stück einen Pfennig gewinnen könne; oder daß nicht Rapinat, der in seiner Schutzschrift etwas um Thatsachen verlegen zu seyn scheint, diese als das Juwel in der Krone seiner Ehrenrettung aufgestellt hat.

Von Troyes aus ist nunmehr die Straße bis nach Paris hin größten Theils in der Mitte gepflastert, das rumpelt und rasselt aber so gewaltig, daß man kaum sein eigenes Wort hört, und die Postknechte deßwegen *gewöhnlich neben* dem Pflaster hinfahren, denn die

Chaus-

Chauſſeen ſind ſehr breit und müſſen ehedem wirklich königlich geweſen ſeyn; jetzt ſind ſie zwar etwas im Verfall, doch nicht ſo ſehr, wie in Franche-Comté, auch werden ſie hier und da wieder hergeſtellt.

Heute hatte ich nun zum erſten Mahle Gelegenheit, im langſamen Vorbeyfahren das Auswendige eines der großen franzöſiſchen Landgüter zu betrachten, und meine Phantaſie mit dem Inwendigen deſſelben zu beſchäftigen. Dieſes prächtige Schloß und dieſer unendliche Umfang von Ländereyen, dergleichen man in meinem armen Vaterlande gar nicht kennt, gehörte vielleicht ehemahls einem ausſchweifenden fürſtlichen Praſſer, oder einem blutſaugeriſchen Generalpächter, oder auch einem reichen, gebildeten und wohlthätigen Landedelmanne, der, müde des Geräuſches und eiteln Lebens der Hauptſtadt, ſeine Tage der Weisheit und ſeinen Reichthum dem Glücke ſeiner Unterthanen weihte. Mir einen ſolchen ſeltenen Mann zu denken, lud mich jetzt der heitere Himmel und die ſchöne Gegend ein, und ich ſtellte mir ihn vor, bald in wiſſenſchaftlichen Unterredungen mit gelehrten Freunden, die ihn aus der Stadt beſuchten, bald auf einſamen Spaziergängen an Frühlingsmorgen, oder beym zierlich reinlichen Mahle mit ſeiner liebenswürdigen Familie, bald wie er ſelbſt ſeine Kinder unterrichtet, oder ſich mit ſeinen Pächtern unterhält, bald wie er ſich mit ſeinem Pfarrer über die ſittlichen Angelegenheiten des Dorfs berath, oder freundlich mit dem Alter ſpricht

und die lächelnde Jugend grüßet, oder mit einem alten treuen Diener seinen Garten bearbeitet; bald wie er vornehme Gesellschaft aus Paris empfängt und unterhält, oder Gott dankt, wenn sie wieder geht; und zuweilen auch, wie er den bey aufgeklärten Männern, die auf dem Lande leben, nie ganz erlöschenden Gedanken an bedeutendere Thätigkeit von sich abwehrt, oder durch Handlungen der Wohlthätigkeit, ja wohl gar durch Rosenfeste, zu unterdrücken sucht.

In allen diesen Situationen konnt' ich mir den guten Mann sehr leicht als weise, aber schwerer als glücklich denken; denn in meiner Vorstellung gesellte sich immer die Empfindung einer gewissen Leerheit zu diesem Zustande selbstgemachter Pflichten, und es fiel mir ein, was der vortreffliche Marillac, Siegelbewahrer unter Ludwig XIII., freylich allzuscharf zu sagen pflegte: wer sein Leben in Geistesruhe auf dem Lande zubringen, und seine Zeit geflissen zwischen Gott, Freunde und Bücher theilen wolle, ohne dem Publikum zu nützen, der führe das Leben d'un bon mouton.

So strenge möchte ich gleichwohl über meinen weisen, das Glück in dem was er Natur heißt suchenden, reichen Mann nicht urtheilen; er mag himmlische Stunden haben, die ich lieber in erwünschter Bequemlichkeit mit ihm theilen würde, als mit dem Siegelbewahrer seine mühsame und schlüpfrige Stelle. Aber ob nicht ein Mann von Kopf und Herz, der seine *Indolenz* oder Empfindsamkeit überwinden und eine

öffentliche Stelle von bestimmter Wirksamkeit annehmen kann, mehr wahren Genuß am Leben habe, als der Weise auf dem Lande (oder auch der Christ in der Einsamkeit) — solches ließ ich für dieß Mahl dahin gestellt seyn, weil der Wagen indessen weiter fuhr, und mich auf andere Gegenstände aufmerksam machte.

Durch unübersehbare Fruchtfelder führte uns der Weg am schönsten Abend nach Nogent.

Hier prangte oben auf der zerstümmelten Kirche die Göttin der Freyheit mit Speer und Mütze. Ein Bild das nun allenthalben angebracht ist, wo ehemahls der eitele Sonnenkopf mit dem Nec pluribus impar strahlte, oder Heilige sich in demüthiger Andacht krümmten. Es ist auch nicht zu läugnen, daß solches nicht in beßrer Form dargestellt sey, als jene alten Sinnbilder; nur scheint meines Erachtens der ernste altgriechische Styl, worin diese allegorische Göttin allenthalben gearbeitet ist, nicht recht zur Frivolität und Weichlichkeit der Nation zu passen, so groß und schön er an sich selbst seyn mag, und so sehr er gegenwärtig unter den französischen Künstlern als das Gegentheil des vormahligen theatralischen Geschmacks an der Tagesordnung ist; er steht zu einsam und dem Geiste des Volkes zu fremde da, um das sympathetische Wohlgefallen zu erregen, ohne welches alle Kunst wirkungslos bleibt. Denn ein Kunstwerk ist um der We-

wunderung einzelner Kenner willen, die ihre Forderungen nach Ideen des Alterthums bestimmen, noch nicht geeignet, dem Volke, das nur sich selbst kennt, als ein Gegenstand ästhetischer oder sinnlicher Verehrung aufgedrungen zu werden. Die Kunst muß sich weise den Sitten nähern (ich sage nicht, unterwerfen), wenn sie an wohlthätigen Einfluß auf die Menge Anspruch machen will; durch allzu große Entfernung davon wird sie nur angestaunt, nicht empfunden.

Uebrigens weiß man nicht, soll man lachen oder weinen, wenn man die Göttin der Freyheit in griechischem Costüme oben auf der Spitze eines römisch-katholischen Kirchthurms angebracht sieht. Soll es, da jede Allegorie noch eine Nebendeutung zuläßt, etwa die schwindelnde Höhe anzeigen, worauf sich die wilden Anbether dieser Göttin, Recht und Wahrheit zum Trotze, geschwungen haben? — Heiliger Petrus auf der trajanischen Säule, bitte für sie und alle ihre sittlichen Ideen!

Mein neugieriges Herumwandern in dieser ruhigen und lermlosen Stadt, die hierin sehr von Vesoul absticht, machte mich das Nachtessen versäumen. Wir wurden sogleich wieder in unsern Käfich gesperrt und fuhren unter dem Geleite von zwey Gensd'armes weiter, die uns aber bald unserm Schicksal überließen, *weil sie, wie es geht,* ihre eigene Ruhe mehr liebten,

als die Sorge für unbekannte Reisende, oder vielmehr für das Geld der Regierung. — Meinetwegen! wir hatten die Furcht vor Räubern überstanden, aber ich litt nun viel stärker von der Angst, umgeworfen zu werden; denn wir fuhren eine Zeit lang dicht an der Seine hin, und der Postknecht, der so eben von einer Reise von neun Stunden zurückgekommen war, und jetzt schon wieder mit uns fahren mußte, schlief entweder oder lief hinter dem Wagen her; auch der Conducteur war eingeschlafen, und ich konnte mich nicht erwehren, alle Augenblicke zum Schlage hinauszusehn, ob wir auch auf rechtem Pfade führen, und mir immer das Umwerfen des Wagens und seine fürchterlichen Folgen zu mahlen: so daß mir diese Schwachheit den schönen Mondschein verdunkelte und die Ruhe der Nacht raubte, indeß meine Gefährten sorgenlos schliefen, und ihnen ihre Gleichgültigkeit besser half, als mir meine ängstliche Vorsicht. Was wollt' ich machen, wenn auch Gefahr vorhanden gewesen wäre, die Kutschenschläge ließen sich von innen nicht aufmachen, also konnt' ich der Gefahr doch nicht entrinnen, und gewann durch mein Brüten über traurigen Bildern nichts, als daß ich ein Unglück empfand, ehe es geschah, und welches sogar ungeschehen bleiben konnte. Weiß ich doch, daß die Gefahr, ja das Uebel selbst, oft weniger leiden machen, als die Erwartung derselben.

Solchen sorglichen Einbildungen, wo nicht dieser, doch *ähnlicher Art*, welche jeden, der kein Held ist,

vielleicht auch dieſe, zuweilen anfechten, muß man ſchweigend ertragen, weil ſie keine warme Theilnahme, ſondern nur kaltes Bedauren, womit niemand gedient iſt, erregen. So ließ auch ich die Anwandlung ſtill vorüber gehen, und konnte zuletzt gelaſſen mich an Bildern im Mondſcheine ergetzen und ſchlafend dem anbrechenden Tage zueilen.

Je näher man Paris kommt, deſto ſtärker iſt das Land bewohnt, folglich auch deſto beſſer angebaut; die Bauernhäuſer haben ein netteres Anſehen, und in den Flecken und Dörfern laden Kramläden zum Kaufen ein. Schon trifft man auch die großen viel verſprechenden Aufſchriften an den Häuſern an. In einem Dorfe war an einem kleinen Häuschen eine große Sonne gemahlt und darunter ſtand mit ellenlangen Buchſtaben: Ici le soleil luit pour tout le monde, on y loge à pied et à cheval. Und an einem andern, das kaum drey Fenſter hatte: C'est ici le rendez-vous des danseurs de la nation. — So üben ſich die Kleinen wie die Großen, ihren Schöpfungen glänzende Nahmen zu geben, ſollte auch oft der Nahme vorzüglicher ſeyn als das Werk.

In Grosbois wurde (den 23. May) zu Mittag geſpeiſt, aber die Nähe von Paris hatte allen den Appetit genommen, nur dem Offiziere nicht, der dabey ſehr über ſeinen geſchwollenen Fuß fluchte, welcher

ihn verhindern werde, die neuen knappen Halbſtiefel anzuziehen, die ſeiner warten.

Wir rechneten hier auch zuſammen ab, was wir unter Weges von einander geborgt hatten. Ich möchte aber keinem, der ſein Geld ſchonen muß, und dabey keine Freude am Aufzeichnen jedes Groſchens hat, rathen, auf Reiſen zu viel Gefälligkeit im Leihen zu zeigen. Ueber dem vielen Geldwechſeln vergißt man dieſe kleinen Schulden leicht, manchmal auch gern — und fordern iſt an ſich ſchon eine widrige Sache und zieht oft Unannehmlichkeiten nach ſich. Auf Reiſen muß man inſonderheit drey Dinge geheim halten: ſeinen Beutel, um der leichtſinnigen Borger willen; ſeine Empfehlungsbriefe, um der zudringlichen Begleiter willen; und ſeinen Tadel um des Widerſpruchs willen, dem man ſo oft nicht gewachſen iſt, und der mehr beſchämt, wenn er den Tadel als wenn er das Lob trifft, ja auch deßwegen empfindlicher fällt, weil der Tadel gewöhnlich mehr von Herzen geht.

Je zierlicher die Straßen und je lebhafter die Dörfer wurden, deſto lauter ließ ſich nun auch wieder die Nationaleitelkeit unſers Offiziers hören. Aus dem Ueberfluſſe ſeines Herzens entquoll ſeinen Lippen das Lob der Schönen von Paris, mit deren Wohnungen er uns im Vorbeyfahren bekannt zu machen versprach; wir ſahen aber wohl, daß wir aus dieſer An-

weiſung keinen großen Vortheil ziehen würden, weil er zugleich verſicherte, die Poſtillione fahren ſo ſchnell durch die Stadt, daß einem Hören und Sehen vergehe. Seine freudige Redſeligkeit gieng zuletzt ſo weit, daß er mit uns auf eine Art von Paris ſprach, als wären wir ſelbſt ſchon Jahr und Tag da zu Hauſe. Nun, das hätte noch hingehen können, es machte uns lachen. Aber jetzt verfiel er wieder in die eben ſo unerträgliche, als leider in der Welt gewöhnliche Unart des Vergleichens wo nichts zu vergleichen iſt, und lobte Paris auf Koſten der Schweiz und beſonders einer ihrer Hauptſtädte; als ob man nichts loben könnte, ohne etwas anderes zu tadeln, und die Vorzüge einer Sache immer mit den Mängeln einer anderen gemeſſen werden müßten! Und that auf ſolche Weiſe dieſem Hauptſtädtchen (Stadt darf ich ſie in der Nähe von Paris nicht mehr nennen) himmelſchreyendes Unrecht. Ueberhaupt ſollten die höflichen Franzoſen einem Lande, das ſie nicht glücklich gemacht haben, lieber ſegnen als fluchen, vorzüglich aber einer Stadt, die mehr als irgend eine andere durch ſie gelitten, und mehr als irgend eine andere den Feinden Gutes gethan hat. Wo wurden ungerechtere Contributionen gefordert, und wo wurden die Truppen beſſer verpflegt! Welche von den Franzoſen ſelbſt gerühmte Wohlthaten erzeigte die Bürgerſchaft auf die menſchlichſte Weiſe den ſo zahlreichen zu Waſſer und zu Land *ankommenden* Verwundeten! Und doch erſchallt die

Stimme des Undanks nicht bloß von diesem Offiziere, sondern von dem halben Heere.

Der Grund hievon mag zum Theil in beleidigter Eitelkeit liegen, weil die Bewohner dieser Stadt bey der Ankunft der deutschen Macht so laut (und etwas voreilig) die sichtbare Hand der Vorsehung priesen, welche nun die strafende Ruthe über die Rücken ihrer Feinde schwänge; mehr aber noch in der nationalen Art und Unart beyder Theile. In den alten aristokratischen Republiken bildete nach und nach das angestammte Souveränitätsgefühl und die feyerliche Wichtigkeit, welche man in die Behandlung von öffentlichen Geschäften, wenn sie auch von der kleinsten Bedeutung waren, legen zu müssen glaubte, bey den Herren des Regiments und folglich auch bey ihren Nachahmern und Klienten, eine gewisse bedächtige Förmlichkeit des Leibs und der Seele, die sie auch im Umgange nicht verließ, manche treffliche Eigenschaft verhüllte, manchen Fremden verscheuchte, und besonders den geschmeidigen Franzosen langweilig seyn mußte, denen Worte mehr gelten als Werke, und die, da sie für jede Empfindung und That eine eigne konventionelle Manier haben, auch in allem auf die Manier sehen, und ohne diese auch die edelsten Handlungen nur als halbes Menschenwerk beurtheilen. Wenn nun hier dieser steife Ernst oft aus guten Gründen noch in verdrießliche Worte und Blicke überging, wie konnte da die *französische* Anmaßung, die sich nie überläßig

glaubt, geduldig seyn, ohne in die Antipathie auszuarten, die keinen Werth mehr auf Wohlthaten legt!

So beschäftigte mich das Andenken meines lieben Vaterlandes bis an die Mauern von Paris; ich hätte es nicht geglaubt. Aber wir sind so innig mit Frankreich verbunden, daß man allenthalben auf Ringe der Kette stößt, die uns festhält. Wenn die Fesseln klirren, was ist natürlicher als der Gedanke an die Schuld oder Unschuld, und was ersprießlicher, als sich dabey warnende Winke für die künftige Freyheit zu merken!

Endlich sah ich die Kuppel des Pantheons aus Wolken von Häusern emporsteigen. Nun verschwanden alle Beschwerden des zweynächtigen Fahrens und des siebentägigen Herumrüttelns — ich setzte mich zurecht, nahm keinen Antheil mehr an dem Gespräche, und überließ mich dem freudigen Gedanken, so nahe dem Gegenstande meiner Wünsche, so nahe dieser neuen Welt zu seyn.

Der Conducteur setzte sich jetzt selbst auf die Pferde und flog mit uns durch Charenton, und nachdem wir bey der Barriere einen Augenblick unsere Pässe gewiesen, durch die Fauxbourg St. Antoine über die Boulevards und durch die Gassen von Paris eine halbe Stunde lang, als wenn der Feind uns jagte.

Sed quid ego haec memoro?
Si quid me fuerit humanitus, ut teneatis.

Ennius.

Zweyter Theil.

Ἐα δ᾽ ἐμαυτῳ ζῃν, ἰση γὰρ ἡ χαρις,
Μεγαλοισι χαιρειν, σμικρα θ᾽ ἡδεως ἐχειν.

Euripides.

Wer wollte auch langſam in dieſen tollen Jahrmarkt der Welt hineinfahren können, wo alles eilt, und jeder ſich treibt und drängt, um keine der flüchtigen Stunden des Lebens vorbeyziehen zu laſſen, ohne ihr wenigſtens den Tribut der Fröhlichkeit zu entreißen!

Das war meine erſte Empfindung, als ich in dem raſſelnden Wagen durch die Gaſſen eilte, und die bunten Kramläden, die Hütten und Palläſte, und das unzählige Gewimmel der Menſchen wie ein Marionettenſpiel an meinen Augen vorbey tanzte. Der Gedanke entzückte mich, daß ich nun mit Muße dieſes alles, nach meiner Weiſe, in ſtiller Beobachtung gleichſam als ein für mich bereitetes Schauſpiel werde genießen können, und ich frohlockte in mir ſelbſt über die Gewißheit, daß ich nun da ſey.

Der Conducteur wollte uns ſeinem Verſprechen gemäß in einen Gaſthof führen, wo wir ſo lange bleiben könnten, bis wir uns irgendwo eingemiethet hätten. Aber durch die Gefälligkeit unſers Landmanns Tr., der uns erwartete, war uns ſchon eine Wohnung bereitet. Eine Menge Laſtträger drangen ſich auf, wir

nahmen aber unsre leichten Mantelsäcke selbst unter den Arm, und zogen nach unserm nahen Quartier im Hôtel de la marine, rue croix des petits champs, wo mir ein zwar schönes aber unsauberes Zimmer gegen die lärmende Straße hinaus zu Theil ward.

Befreyt vom Staube der Reise zogen wir, es war noch früh am Abend, unter Dr. Anführung in der Stadt herum, bis es dunkel war. Zuerst durch das Palais royal, welches zunächst an meiner Wohnung liegt.

Daß mein erster Ausgang gerade diesen Mittelpunkt der Ueppigkeit von Paris, ja von der ganzen Welt, wie man behauptet, traf, war mir nicht zuwider. Je das Größte in seiner Art ist auch das Sehenswertheste, und es ist ein falscher Grundsatz, zu glauben, man müsse sich erst durch das Gemeine dazu stimmen lassen. Das Gemeine verstimmt. Hätte ich das Treiben von Paris zuerst auf andern öffentlichen Plätzen gesehen, so wär' es mir da, wo es am größten ist, nicht mehr so interessant aufgefallen. Dieß (möge es nur hier passen, wie ich es dort als wahr erkannte!) gilt in Sachen der Empfindung überall, in den Künsten wie im Leben und in der Natur. Wer die Alpen sehen will, eilt bey den Hügeln vorüber. — Wer das Große fassen mag, und weiß was er sucht, soll nicht erst am Kleinen herumschleichen, und sich dadurch die *Lust* und Gewalt des ersten Eindrucks und die Kraft *eigner Wahrnehmung* schwächen. So viele Winkel-

mann allen seinen kunstliebenden Freunden, den geradesten Weg auf Rom zu nehmen, ohne sich in den kleinen Städten Italiens mit subalternen Dingen zu verweilen. So fassen wir den Geist des Dichters, selbst in dem nur halbverstandenen Originale besser, als ihn uns die Anatomie des Commentars in seinen disjectis membris demonstrirt. So zieht uns ja auch, wenn wir nur in eine Gesellschaft von Menschen, oder Sammlung von Gemählden treten, Gefühl und Neugier unwiderstehlich zu dem Schönsten und Berühmtesten.

Aber es gibt Leute — und die sind Schuld an dieser Abschweifung — welche das nicht rathen, welche sich vor jedem überraschenden Genusse fürchten, und zu allem eine stufenweise Vorbereitung verlangen, Leute, die sich immer nach einer Leiter umsehen, um künstlich in den Tempel des Geschmacks hineinzusteigen, wenn schon die Pforten desselben sich einladend vor ihren Augen öffnen. Diese fangen dann bey deutschen Aesthetiken an, um sich zum Anschauen antiker Schönheiten würdig zu bilden, und lesen den Batteux (um mich nicht durch neuere Beyspiele verhaßt zu machen) vor dem Homer, und berauschen sich so sehr am mannigfaltigen Dunste der Vorkenntnisse, daß sie die Einfalt der Wahrheit nicht mehr zu fassen vermögend sind.

Das Palais royal also — weder die größte noch *die schönste, aber die glänzendeste und blendendeste Par-*

tie von Paris — sah ich zuerst. Um meinen Freunden diese „Capitale de Paris, comme Paris est la capitale de l'univers“ nach Verdienst beschreiben zu können, bedürfte es eines längern Aufenthalts in Paris, als mir vergönnt ist; ich werde dieß also nie versuchen, sondern nur, wie bisher, meine jedesmahligen zur Sache, oder nicht zur Sache, gehörigen Bemerkungen zu Papier bringen. Jetzt war ich Kleinstädter ganz von Erstaunen hingerissen, nicht sowohl über die fürstlichen Kostbarkeiten der Gewölbe und ihre elegante Anordnung, als über den Strom von Menschen, die sich in unaufhörlichem Wirbel in den Gängen herumdrehen. Wie sie laufen, schleichen, hüpfen, lachen, weinen, rufen, singen, lispeln, schreyen, sich anschauen, nicht achten, winken, stoßen, brüsten, schmiegen, zur Schau stellen, verlieren! Mit welchem Modegeschmack der Kleidung, welchem Schein des Glückes sie in den Alleen des Gartens herumziehen, überschwenglich genügsam, als wenn ihnen gar nichts fehlte, und sie nur auf der Welt wären, um als lebendige Blumen diesen Garten zu schmücken!

Ich sah auch andre Personen da herum wandern oder sitzen, die ganz in sich gekehrt an nichts außer ihnen Theil zu nehmen schienen, und mit eben der Gleichgültigkeit sich betrugen, als wenn sie allein auf einem einsamen Spaziergange wären. Das sind alte Pariser, dachte ich, die von Jugend auf in der Nähe dieses Platzes wohnen, und, mit seinem festlichen Getümmel

mel vertraut, die bunten Haufen ungefähr mit eben dem Intereſſe anſehen, wie wir die Pfähle unſrer Weinberge. Faſt lächerlich aber, wenigſtens unbegreiflich, welches mit dem Lächerlichen oft eins iſt, kamen mir einzelne Menſchen vor, die auf Ruhebänke hingeſtreckt, in Büchern laſen. Ein paar Neuigkeiten aus einem Zeitungsblatte herauszuhohlen, das ließe ſich allenfalls noch denken, aber in einem ſo engen Bezirke, wo tauſende von Menſchen in unaufhörlicher Bewegung vor unſern Augen vorbeygaukeln, ſich in einem Zuſammenhange der Gedanken zu erhalten, welches doch bey Leſung eines Buchs erforderlich iſt, das ſchien mir eine Unmöglichkeit zu ſeyn. Warum gingen ſie nicht lieber nach Hauſe, wenn ſie leſen wollten, oder ins Freye unter einen grünen Baum! Ich ſahe zwar das Gleiche auch bey den Damen der Kramläden, aber da läßt ſich alles erklären, ſo wohl das Leſen als das Nichtleſen.

Von da gingen wir durch die Straße Nicaiſe, wo noch traurige Spuren der Verwüſtung, welche die ſo genannte Höllenmaſchine angerichtet, zu ſehen waren. Wie viel erſchrecklicher, als beym Leſen der Zeitungsblätter, kam mir nun an Ort und Stelle ſelbſt, die mehr als teufliſche Bosheit vor, um eines Einzigen willen ſo viel Unſchuldige zu morden, und ſo viel friedliche *Haushaltungen* zu zerſtören! O Bonaparte, wä-

reſt du auch nicht groß und gut, ſo haſt du doch das Schickſal des Großen und Guten, daß es gewöhnlich der Menſchheit theuer zu ſtehen kommt!

Meine Empfindung blutete noch ſtärker, als ich über den Carrouſelplatz in den Hof der Tuilerien trat, und die Mordthaten des zehnten Auguſts und der folgenden Greuelnächte mir wider Willen erinnerlich gemacht wurden durch die Inſchrift: le 10. Août, die unter jedem Eindrucke der Kanonenkugeln an der Mauer des Schloſſes angebracht iſt. Wie kann eine menſchliche Regierung noch ſolche Fingerzeige unmenſchlicher Pöbelwuth ſtehen laſſen, die bey jedem unbefangnen Fremden die Erinnerung des Guten und Schönen, das ehedem und jetzt wieder in dieſem Pallaſte geſchah und geſchehen mag, in der Geburt erſticken, und ihm auch die ſinnliche Freude über den Anblick dieſes königlichen Gebäudes rauben! Ueberhaupt ſollte man keinen Platz um deßwillen verewigen, weil Menſchenblut auf ihm vergoſſen worden, wenn auch noch ſo viel eingebildete Ehre dabey aufzuleſen war; und da hier noch dazu die Ehre auf der Seite der Ueberwundenen iſt, wie jetzt alle Welt weiß, ſo ſollte man dieſe nun beyde Theile beſchimpfende Inſchrift deſto weniger ſtehen laſſen! Daß meine Landsleute das Schlachtopfer waren, vergrößerte zwar meinen Unwillen, aber, ich muß es geſtehen, nicht meine Betrübniß. Mein Unwille war beleidigter Nationalſtolz, aber Betrübniß ſetzt Liebe zum Voraus, und davon — ich darf in Paris wohl

ſagen, was ich zu Hauſe verſchweigen müßte — empfinde ich für einen Schweizer, den ich nicht kenne, nicht mehr, als für einen unbekannten Chineſen.

Dieſe unmuthigen Empfindungen verſchwanden aber alle, wie die Finſterniß vor der Sonne, als ich unter den Tuilerien durch und gegen den Garten hinauskam, und, auf der Terraſſe ſtehend, des für mich ſo gänzlich neuen Anblickes genoß. Die Abendſonne ſtrahlte mir golden über die weite Fläche des herrlichen Gartens entgegen, ſchwellte die Wipfel ſeiner hohen Linden, überglänzte die marmornen Bildſäulen, und verdoppelte durch das Spiel der Schatten das Heer von Menſchen, das in den weiten Gängen herumſchwärmte, ohne ſich, wie im Palais royal zu drängen, denn hier iſt, ſo kams mir vor, wie im Himmel Raum für alle. Alles gruppirt ſich und ſtellt ſich mahleriſch dar, und jeden Augenblick lebten Reminiscenzen von ſo oft betrachteten Gemählden und Kupferſtichen alter franzöſiſcher Künſtler, die dergleichen Gegenſtände vorgeſtellt hatten, in mir auf; ich wurde ihres Gefühls und anſchauenden Sinnes theilhaftig; es war mir als wenn ein ſchöner Traum realiſirt würde.

Von allen Seiten her ſchienen mir Statuen, die ich aus Abbildungen und Beſchreibungen kannte, wie alte Freunde vertraulich zu winken; ich war aber nicht im Stande, eine einzige ruhig zu betrachten, es waren ihrer zu viele, und die lebendigen Menſchengruppen *zogen immer wieder* meine Augen auf ſich. Wie konnte

ich mich da in ungestörtem Anschaun freuen über die Gewendigkeit der schönen männlichen Gestalten, über die weiße Zartheit der weiblichen Gesichter und die Fülle ihres Wuchses! Mit welcher Eleganz das alles an mir vorbey zog, sich um die Bassins und Blumenbeete wand, um unter den Bäumen des mir noch unermeßlich scheinenden Gartens zu verschwinden! Wie schon im Palais royal, so fiel mir auch hier wieder die Salbung auf, mit der diese Leute spazieren konnten, der Schein des Genusses, den kein nicht hieher gehöriger Gedanke, kein Hauch des Unmuths zu trüben schien, dem ich aber nicht recht trauen mochte, eben weil er so allgemein war; es kam mir vielmehr vor, daß, wie ihre Dichter für jedes Sentiment eine eigne Theorie, die sie alle einander so ähnlich macht, haben, so die Franzosen überhaupt für jede Situation eine durch stillschweigende Uebereinkunft und Erziehung bestimmte Miene und Haltung annehmen müssen, worin eben ihre berühmte Lebensart besteht.

Bisher konnte ich nie recht begreifen, wie sich Bildsäulen, steinerne todte Massen ohne Bewegung und Farbe, in der vegetirenden, grünen und glänzenden Natur der Gärten mit Vortheil ausnehmen können, weil ich sie immer nur in kleinen oder kleinlichen Anlagen gesehen hatte, wo sie durch ihre specifische *und historische* Größe drückten; daher erwartete ich auch

hier, ſie nur unter dem Säulengange des Pallaſtes und der weiten offenen Terraſſe vor demſelben in ſchicklichem ſchönem Standpunkte zu ſehen, aber ich irrte mich; unter den hohen Gewölben der Linden und im reichbelaubten Gebüſche der Luſtwäldchen ſtanden ſie wegen beſſerer Beleuchtung oft noch mehr an ihrem Platze, freylich jetzt im friſchen Glanze des Frühlings, der alles belebt; wie es aber in den ſpätern Jahrszeiten ausſehen möge, wenn die todten Blätter an dieſen zierlichen Formen kleben — an dieſen Contraſt mochte ich nicht denken

Die beſten alten und neuen Statuen, ſo ehemahls in Verſailles ſtanden, ſind jetzt hieher gebracht worden. Auf hundert Schritte weit unterſcheidet man aber an der theatraliſchen Stellung und dem fliegenden gezwungenen Kleiderwurfe die neuern des vorigen Jahrhunderts vor den alten oder nach den alten gebildeten.

Was aber allem Leben gab und mich immer von neuem wieder anzog, das war die ſtrömende Menge von Menſchen jedes Alters und Standes, die ſich beſonders zwiſchen dem großen Waſſerbecken und dem Ausgange des Gartens zuſammen drängte Von der dort befindlichen Terraſſe herunter konnte ich mich nicht ſatt an dem fluthenden Schauſpiele ſehen. Welche *ganz andre* Manieren des Betragens, der Haltung

des Körpers, des Gehens, Stillestehens, Sprechens und Lachens, als auf den öffentlichen Spaziergängen in meinem lieben, ehrbaren, hier möcht' ich fast sagen steifen, Vaterlande, wenn es nicht einem Tadel gliche! Wie geht hier alles so frey und ungezwungen einher, und ohne sich die Miene eines Amtes oder Standes zu geben! Man sieht keine hohe Staatspersonen mit studirter langsamer Bewegung, und dem Firnisse vaterländischer Sorgen auf dem Gesichte, oder mit Verbeugung heischendem Blicke; keine Gelehrten, die mit niedergeschlagenen Augen zu denken scheinen wollen, oder in süßer Eitelkeit den Beyfall für ihre Schriften auf den Mienen der Vorübergehenden aufsuchen. Auch die jungen Leute, die in neumodischer seltsamer Tracht einherziehen, haben nichts von dem Contorschnitte, oder der gezwungenen Unbefangenheit und malplacirten Lustigkeit vieler der Unsrigen, die mit zusammengelesenen Federn geschmückt aus der Fremde heimgeflogen kommen. Hier ist nicht das unbarmherzige Mustern der Vorbeygehenden, nicht der unabtreibliche Blick der Neugier, der an jeder fremden Person und jedem modischen Gewande klebet. Der vornehme wie der gemeine Bürger, selbst der Bettler, gehet sicher und ohne sich mit andern zu messen, seinen Gang, zwar nicht unbemerkt, aber ungeneckt und unbegaffet.

Ob auch das schöne Geschlecht einige äußerliche Vorzüge (denn nur von dem, was ich von der Terrasse *des Feuillans* herunter sah, rede ich) genieße,

wage ich nicht zu entscheiden. Zart und weiß ist allerdings die Haut der Französinnen und üppig ihr Wuchs; ihr Blick ist weichlich, und Perlen sind ihre Zähne. Das findet sich aber auch bey uns, zwar nicht so häufig, vielleicht nur weil man nicht so viele Frauenzimmer auf den öffentlichen Plätzen antrifft. Auch bey uns sah ich eben so kostbar gekleidete Damen, nur scheinen die Pariserinnen das vortheilhafte Tragen des Gewandes, das zierliche und leichte Auffassen desselben, wodurch der Körper eine so schlanke Gestalt bekömmt, besser zu verstehen. Obschon aber nach dem allgemeinen Glauben unendlich mehr Fangsucht (wie die Sprachbereiniger sagen — haben wir die Sache, so dürfen wir auch das Wort haben) hier herrschen mag, als anderswo, so sollte man doch beynahe das Gegentheil glauben, weil man so wenig von unzeitigem Erröthen, oder von kindisch umherblickender Zudringlichkeit und schreyender Naivetät sieht; denn selbst die Natürlichkeit scheinen die Franzosen in Regeln gebracht zu haben. Ob aber jene reine und stille Anmuth, die den edelsten weiblichen Seelen eigen ist, die allein die wahre bleibende Liebenswürdigkeit ausmacht, und ohne die alle äußere Reitze nur vorübergehende Wirkung thun, hier so zu Hause sey, wie da, wo man nicht so viel spaziert, dieß zu entscheiden, wäre eine nähere Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlecht erforderlich.

Die große Nationalsäule, welche auf der Place de la concorde wie ein hoher Thurm emporstrebt, zog schon lange meine Blicke auf sich. Ich verließ also meinen unterhaltenden Standpunkt, und begab mich auf diesen Platz, der die Tuilerien mit den Elysäischen Feldern verbindet, wo aber nicht mehr ruhiger Spaziergang, sondern Lärm und Gewühl herrscht. Buden, Glückspiele, Marionetten, Marktschreyer betäuben die Ohren, und die Wagen und Reuter, welche den Platz immerfort durchkreuzen, machen den Ungewohnten ängstlich.

So majestätisch mir von weitem diese hohe Säule vorkam, so wurde doch der günstige Eindruck sehr durch ihre hölzerne Gebrechlichkeit geschwächt, denn sie steht nur noch als bretternes Muster da für das steinerne Monument, welches à la gloire des armées françaises, wie die Inschrift sagt, wie bald weiß ich nicht, hier aufgerichtet werden soll. Rings an ihrer weiten Grundlage erscheinen alle Departemente der Republik, als Basreliefs von Bronze allegorisch gemahlt in lebensgroßen antiken Figuren, die sich einander die Hände biethen, ohne weitern distinktiven Charakter der Provinzen, den darunter geschriebene Nahmen ersetzen sollen, welches zwar ein wenig prosaisch aber doch nöthig ist, weil man sonst nicht wüßte, was dieser Tanz zu bedeuten hätte. Am Fuße der Säule sind als künftiger Marmor mehrere allegorische Wünsche und Com*pliments angebracht*, und an den Ecken Trophäen von

Erz im antiken Geschmacke, aber mit Waffen der neuen Kriegskunst, welches ich jedoch nicht wie andere tadle, denn warum sollen die Waffen, welche gesiegt haben, nicht auch der Ehre genießen! Wenn Gegenstände der neuern Zeiten in antike Form rangirt werden können, ohne Proportion und Zeichnung zu verletzen, so soll der Geschmack auch nichts dagegen haben. Oben auf der Säule steht ein schönes Bild der Republik, und an den Stamm derselben sollen die Nahmen großer Krieger geschrieben werden.

Noch nicht drey Wochen steht diese colossalische Säule, und schon verbleichen die Gemählde, und spalten die Bretter. Ob sich gleich von Holz nichts besseres erwarten läßt und jedermann weiß, daß sie nur zur Probe da steht, so erlaubt sich doch das Publikum manchen bedeutenden Scherz, nicht nur über die architectonischen Mängel derselben, sondern eben über diese mürbe Pracht, und stellt laute Vergleichungen an zwischen den vielen eben so scheinbar hervorgestellten und so bald wieder verschwundenen politischen Gebäuden des Jahrzehends und dieser Säule. Nach den Bemerkungen, die ich schon an dem ersten Abende meines Hierseyns hörte, hätte die Regierung besser gethan, sie nach reifer Prüfung sogleich von Stein aufführen zu lassen, als so im Schattenrisse. Was einmahl vollendet da steht, daran gewöhnt man sich bald, und der Tadel schweigt wo er nichts mehr ändern kann. Wenn auch das Publikum gerechter und entscheidender

Richter über das Geschehene ist, so soll man es doch niemahls fragen über das, was man thun will, weil seine vielzüngige Stimme sich an Nebensachen heiser schreyt, und dabey der Hauptfrage vergißt. Viele finden es daher auch unklug an einer neuen Regierung, Monumente für die Ewigkeit provisorisch von Holz machen zu lassen, weil der Zuschauer dadurch wider seinen Willen an die Vergänglichkeit der Dinge erinnert wird.

Vorher soll das Modell zu einer Bildsäule der Freyheit hier aufgestellt gewesen seyn, die aber auch nicht zu Stande kam. Es wird schwer halten, meinen viele, ehe was republikanisches gedeiht auf diesem Boden, der mit dem Blute des Monarchen gedüngt ist.

Die Champs Elysées bilden zwey liebliche Lustwälder, die durch eine beständig mit Reutern und Wagen besetzte breite Straße getheilt sind, wo sich die Pariser Männer und Weiber und Kinder freyer als in den Tuilerien ergetzen, und dazu die mannigfaltigste Gelegenheit finden, denn hier und in der Nähe sind englische Gärten, Restaurateurs, Kaffe- Tanz- und Trinkhäuser aller Arten, hier werden alle möglichen Spiele und Leibesübungen getrieben bis auf das einsame Spazierengehen hinunter, denn auch zu diesem ist noch Raum. In den Tuilerien meinte ich, die *ganze spazierende* Welt sey da versammelt, und hier

war die Menge wenigstens eben so groß. Dieß war mir alles so überraschend neu, daß ich immer meinen Gefährten fragen wollte, was denn heute für ein Fest wäre? Ich sahe diesem flüchtigen Leben flüchtig zu, und merkte wohl, daß ich noch nichts sehe, war aber doch schon vergnügt über das was ich sahe.

Müdigkeit so wohl als Lust der Augen machte, daß ich mich bey einem Pavillon niederließ, der auf einem in den Wald ausgeschnittenen Platze angebracht ist, und mich durch seine reizende Lage und die Menge vorbeyfahrender, reitender, gehender, ausruhender Menschen und im Grase spielender Kinder unwiderstehlich anzog. Ich setzte mich mitten unter die Leute an eines der vielen Tischchen, die um dieß kleine Gebäude herum angebracht sind, und wurde mit Reinlichkeit und Geschwindigkeit bedient.

Ganz gegen meine Erwartung war die Dezenz, die ich allenthalben bemerkte. Selbst in den Bastringen, oder Tanzplätzen des gemeinen Volks, die zu unterst in den Champs Elysées angebracht sind, bemerkte ich nichts von der tobenden Ausschweifung und dem wilden Rausche, der „die schweinische Menge" anderer Länder charakterisirt, und auch hier zu Land in den wüthenden Revolutionszeiten mehr als irgendwo an der Tagesordnung gewesen seyn soll. Ein Beweis, daß die Franzosen wieder zu ihrer angebornen Sitte zurückkehren, die ihnen allenthalben, wo es nicht heimlich zugeht, äußern Anstand gebietet. Ja man

erlaube mir noch zu glauben, sie haben durch die schrecklichen Ereignisse ihrer Revolution, wo nicht an Sitten doch am Scheine derselben, an gesellschaftlicher Achtung und Ehrbarkeit gewonnen. Es gibt keine Prinzen und Hofleute mehr, die so oft in ungestraftem Uebermuth die bürgerliche Tugend öffentlich mit Füßen traten, keine durch den Mißbrauch ihres Geldes verächtliche Finanziers, die, weil sie alles bezahlen zu können glaubten, in ihren glänzenden Wagen über die blutende Armuth hinwegrollten; keine stolzen Prälaten, die durch ihr üppiges Leben das Volk zur Gotteslästerung zwangen, keine Garden des Königs, die im herumstreifenden Rausche die Vorbeygehenden insultirten. — Alle Fehler der Großen und Mächtigen gegen den gesellschaftlichen Wohlstand theilen sich so leichtlich dem Volke mit, weil das Volk weniger durch Verstand als durch Beyspiele geleitet wird, diese Beyspiele aber haben sich durch die Revolution verloren; der Bürger und Handwerker leidet nicht mehr den empörenden Trotz der Reichen und Gewaltigen, und diese verscheuchen jede lärmende Ausschweifung des Pöbels, weil sie gefährlicher Sansculotismus für sie ist oder werden könnte. Es waltet daher eine gegenseitige Duldung und auffallende Gleichheit des gesellschaftlichen Tons (mehr wohl als der Rechte) unter dieser Verschiedenheit von Menschen, die man wohl nirgends so vollendet antrifft. Freylich hat man diesen Vortheil den *traurigsten* Erfahrungen zu danken, aber eben darum,

weil er aus ſiebenfachem Unglück entſtanden iſt, ſollte ihn das franzöſiſche Volk auch als ein heiliges Geſchenk des Himmels bewahren, wie Nathan der Weiſe ſeine Recha, nachdem ihm Feuer und Schwert ſeine ſieben Söhne geraubt hatten.

Wie mancherley und ſeltſame Arten des Broderwerbs in Paris getrieben werden, konnte ich heute ſchon mit Erſtaunen auf dieſem öffentlichen Platze ſehen. Ich ſage nichts von den Speiſewirthen, noch von denen, welche Luſtgärten und Tanzſäle zum Vergnügen des Publikums halten, oder Geräthſchaften zu Spielen ausmiethen, nichts von den ſchönen Mädchen, welche den wohlgekleideten Fremdling bald ausſpähen, und wie Schmetterlinge umflattern, noch von den gewöhnlichen Bettlern, welche jedoch auch im Betteln eine ungewöhnliche Höflichkeit beobachten. Aber folgende Beyſpiele ſeltſamer Induſtrie kann ich nicht unberührt laſſen, weil ſie zugleich den Geiſt des Volkes bezeichnen.

Gleich im Anfange der elyſeiſchen Felder erblickt man einige zierliche Lehnſtühle in Maſchinen aufgehängt, denen gegenüber große Spiegel angebracht ſind. Wer würde wohl errathen, was dies zu bedeuten hätte? Der Stuhl iſt eine Wage, in die man ſich ſetzt, um die Schwere ſeines Körpers zu erfahren, wobey man, *um ja nicht betrogen zu werden*, auf einem Barome-

ter ſein reſpectives Gewicht ſelbſt leſen kann; zudem hat man noch das Vergnügen, ſeine eigne Figur und den Anſtand, womit man dieſes phyſikaliſche Experiment macht, in dem Spiegel zu bewundern. Herren und Frauen, wenn ſie von dem Reſtaurateur kommen, bedienen ſich dieſer Maſchine oft, um ſich an dem Paradoxon die Köpfe zu zerbrechen, daß man nach dem Eſſen nicht ſchwerer ſeyn ſollte, als vorher.

Hier ſah ich auch die Frauenzimmer, von welchen ich ſchon auswärts gehört hatte, die, mit einem Schleyer bedeckt und im Trauergewande, ſich wie verloren in das Dunkel der Bäume ſetzen, und ohne ein Wort zu ſprechen oder auf Fragen zu antworten, durch Geſang zu einer Harfe (dem Modeinſtrument der Pariſerinnen) oder durch künſtliches Klavierſpiel das Mitleiden der Vorübergehenden rege zu machen ſuchen, wo Euch dann eine alte Gouvernante, die ihr treu geblieben ſeyn will, oder ein gefühlvoller Zuſchauer ins Ohr ſagt, daß es eine Fräulein von hohem Stande ſey, welche durch die Revolution um Eltern und Vermögen gekommen. Da aber die Erfindung nicht mehr neu iſt, und ſchon mehrere Perſonen ſich damit abgeben, ſo nahm ich auch keinen großen Zulauf wahr, bey einer ausgenommen, die es aber mehr ihrer ſchönen Stimme als ihrem tragiſchen Schickſale zu danken haben mochte.

Einem andern Wundermanne ſah ich zu, der auf der Erde ſaß, und fünf Inſtrumente auf Ein Mahl

ſpielte. Mit der einen Hand regierte er eine Flöte oder Pfeife von beſonderer Erfindung, mit der andern ſpielte er auf einer Zither, die er zwiſchen den Knieen hielt. Zwey meſſingene Becken hatte er ſo an ſeinen rechten Fuß befeſtigt, daß er ſie mit einer Bewegung zuſammenſchlagen und öffnen konnte, und an den linken Fuß hatte er einen Schlägel gebunden, womit er eine große Trommel rührte; zugleich waren an dieſem Fuße zwey Glöckchen feſt gemacht, die mit jedem Trommelſchlag ertönten. So machte er eine türkiſche Muſik, die wohl nicht ihres gleichen in der Welt hat. Ein artiges Mädchen ſammelte mit demüthigem Blicke und ſanfter Stimme die Liards der Zuhörer ein.

Anderswo ſitzt auf einem elenden Stuhle ein armer Knabe, der die Geige ſpielt. Den Hut, womit er das Almoſen ſammelt, hält er zwiſchen den Beinen, und neben ihm iſt an einem Stecken ein Papier befeſtigt, worauf die Geſchichte ſeines Unglücks zierlich beſchrieben iſt. Dieſe Schrift muß für ihn ſprechen, denn er ſelbſt ſpielt mit niedergeſchlagenen Augen unabläſſig fort, ohne aufzublicken und ohne zu danken, wenn man etwas in ſeinen Hut wirft, als wenn er einzig und allein in ſein Spiel und ſeinen Jammer verſenkt keinen Antheil an der übrigen Welt mehr nähme.

An mehrern Orten ſtehen vor einem Tiſche Mann und Weib als Bänkelſänger, die bald ſingend und ſich *mit der Violine* begleitend, bald in Proſa, aber im

höchsten Pathos, die Heldenthaten Bonapartes verkündigen, die Geschichte des 18ten Brümairs erzählen, als des Tages, der nach Jahrhunderten von Unterdrückung das Glück des Vaterlandes endlich fixirt habe; von dem Schutzgeiste Frankreichs sprechen, den mehrere Personen bey der Explosion sichtbarlich über dem Consul schweben sahen. Alles mit einem tragödischen Ernste, der zwar nicht mit dem Stoffe, aber mit dem Style und den Declamatoren selbst im lächerlichsten Widerspruche steht.

Nur die musikalischen Hülfsmittel hab' ich angeführt, womit sich die Armuth ein geneigtes Ohr zu verschaffen hofft; es sind aber solche kleine immer abwechselnde Lockspeisen allen Sinnen (wenn man auch ihrer mehr als fünfe zählen wollte) bereitet. Monathe Zeit und ein eignes Buch würden erfordert, sie alle zu prüfen und zu beschreiben. Auch die erwähnten konnte ich nur im Vorbeygehn haschen, weil mein Begleiter eilte; ich nahm mir aber vor, einen Tag auszusetzen, den ich ganz der Beobachtung dieser Bettlerindüstrie widmen wollte, für die ich mehr Interesse habe, als ein Mann von Geschmack von sich selbst gestehen sollte. Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so bin ich selbst einmahl so ein Gassenmusikus gewesen, denn die Liebe zu ihnen ist mir angeboren. Schon in meiner Kindheit konnte ich einem alten Manne, der mit zitternder Stimme geistliche Lieder sang und sich *mit einer Baßgeige* begleitete, von Hause zu Hause

folgen,

folgen, und ihm mit weinender Wehmuth meine Schillinge und Aepfel zustecken. Die Musik hat auf mein Gefühl dabey weiter keine Wirkung, als daß sie diese Leute aus dem gemeinen Leben heraushebt und isolirt der Phantasie vorstellt, wodurch ihre dramatische Rolle, die sie, vom größten Genie, der Noth, gelehrt, spielen, desto anziehender wird.

Wir mußten doch endlich zurück, weil sich der Tag zu neigen anfing. Vom Ende des Gartens aus nimmt sich der Pallast der Tuilerien sehr gut aus; in der Nähe aber schien er mir etwas zusammengeflickter und zu viel kleinliche Partien zu haben. Der Weg ging dem Wasser nach, an der großen Gallerie hinauf, zum Louvre hin. Mein Herz pochte nach der berühmten Colonnade, und ich sah mich immer nach ihr um; ich mochte aber nicht gern fragen, weil ich mich scheute, meine kindische Sehnsucht kalten Ohren zu vertrauen, und auch weil ich kleinmüthig zweifelte, ob ich die Schönheit derselben im ersten Anblick erkennen werde, so daß man mich davor hinstellen könnte, ohne daß ichs merkte, und ich darüber zum Spott würde. Als ich mich aber um die Ecke herumwandte, und diese Fassade vor mir stand, wichen alle Zweifel. Ich fühlte sogleich, daß ich einen großen Gegenstand vor meinen Augen habe, noch ehe mein Verstand den Begriff davon *fassen* und die Uebereinstimmung desselben mit mei-

nem Gefühl erklären konnte. Alle die kleinen Schönheiten, die ich mühsam an den Tuilerien und der Galerie aufgesucht hatte, verschwanden wie Sterne vor der Sonne. Das Auge blieb nicht an dem Einzelnen hangen, so zierlich auch das Einzelne vollendet ist, sondern wurde immer von dem Ganzen angezogen, und die so auffallende Einheit, bey dieser Pracht der Composition, machte schon in dem ersten Momente einen unvergeßlichen Eindruck auf mich.

Gewiß nicht nachsprechende Einbildung, sondern Empfindung der Wahrheit war meine Bewunderung der unvergleichlichen Harmonie der Theile zum Ganzen, an welchen bey allem Reichthum und der größten Zierlichkeit so gar nichts unschickliches und fremdes ist, wodurch der Sinn auf Nebenbetrachtungen geleitet werden könnte. Auch scheint nicht vorzügliche Schönheit einem besondern Theile eigen, sondern in allen, wie in den Gliedern eines vollkommenen Leibes, der zierlichste Bau mit den richtigsten Verhältnissen verbunden zu seyn, so daß die hohe Idee des ganzen Werks der Anschauung immer gegenwärtig bleibt, und auch durch das Wohlgefallen am Einzelnen nicht zerstreut wird, worin eben das Geheimniß der Schönheit besteht, und wodurch sich die ästhetische Schöpfungskraft bewährt, deren Werke zur Regel werden, ob sie gleich selbst durch keine Regel gelehrt und von keinem *Fleiße erreicht* werden kann.

Ich muß nur meine Empfindung ſprechen laſſen, weil ich in der Baukunſt nichts verſtehe; doch möcht' ich wiſſen, was Kunſtverſtändige daran auszuſetzen haben, und ob der Baumeiſter ſich ganz an die Geſetze der alten Kunſt gehalten, oder ſich Neuerungen erlaubt habe? Denn es kann beynahe nicht anders ſeyn, als daß der Schöpfer eines ſolchen Meiſterſtücks ſich eigne Freyheiten geſtatte, die erſt für Ueberſchreitung und nachher für Erweiterung der vermeintlichen Grenzen gelten.

Obgleich der Mond zu ſcheinen anfing, in deſſen große Gegenſtände noch größer machenden Schlagſchatten und ſilbernem Lichte ich das Louvre noch gern geſehen hätte, ſo war es doch für heute genug. Müde und belaſtet von den Erſcheinungen des Tages hatte ich Ruhe nöthig, und kehrte zufrieden in meine Wohnung zurück.

Ich traute meinen Ohren kaum, als ich beym Erwachen Nachtigallen ſingen und Turteltauben girren hörte. Beym Mondſchein zu Bette und beym Geſang der Nachtigallen heraus, das klingt gar nicht wie eine Beſchreibung des Aufenthalts zu Paris, ſondern eher wie Aeußerungen eines empfindſamen Mannes, der noch nicht lange auf ſeinem neuen Landgute lebt, und ſich den Tag über mit Geßners Idyllen zu unterhalten *bemüht geweſen* iſt; und doch iſt es buchſtäblich

wahr. Auch Wachteln hörte ich in allen benachbarten Gassen noch in der Nacht schlagen. An Surrogaten der Natur scheint es demnach hier nicht zu mangeln, desto seltner mag wohl die Göttin selbst zu finden seyn; man behilft sich also so gut man kann, nur Schade, daß solche Ersatzmittel des Naturgenusses auch das bereitwilligste Gemüth nicht lange befriedigen! Zwar läßt sich der Gesang eingesperrter Vögel noch am besten des Morgens im Bette anhören, wenn die Phantasie noch frisch ist, und man sich mit geschlossenen Augen Wald und Wiesen dazu träumen kann, aber im verschlossenen Zimmer war er mir immer unerträglich, weil ich dann nichts dabey empfinde, als das disharmonische Geschrey eines der Freyheit beraubten und aus seinem wahren Leben gewaltsam herausgerissenen Geschöpfes. Ein anderes ist es, diesen Gesang in der freyen stillen Natur zu hören, wenn leise Winde durch das Gebüsche fliegen, und der Mondstrahl im lispelnden Bache zittert, nur dann klaget die Nachtigall meinem empfindenden Ohre; nur dann vernehm' ich der Lerche Lobgesang, wenn sie unsichtbar über dem pflügenden Bauer ihren Morgengruß anstimmt, und fröhliche Hirtenknaben von Ferne jauchzen, und das Schifflein auf dem glatten See plätschert. — Kurz, der Vogelgesang ist kein Ganzes für sich, sondern nur eine schöne Partie von der wundervollen Symphonie der Natur, aus welcher er nicht einzeln herausgehoben *werden kann*, ohne seine Annehmlichkeit zu verlieren.

Allein man begnügt ſich allenthalben mit dem Scheine und nimmt den Nahmen für die Sache, in großen Dingen wie in kleinen. Denn wie dieſe wähnen, daß ein gefangener Vogel ihnen das gleiche Vergnügen machen könne, welches er in der Freyheit der Wälder gewährt, ſo haſchen jene nach Glück und Ehre, und meinen, wie lieblich dieſe Vögel in ihrem Käfich pfeifen werden, und erfahren dann oft zu ſpät, daß ſie beſſer gethan hätten, ſie in ihrem freyen Fluge nicht zu hemmen, und ihnen nur von fern zuzuhören. Auch ich, der ich andre tadle, betriege mich in ähnlichen Fällen in meinem kleinen Leben oft ſelbſt, und heuchle aus Blödigkeit. Wie oft hab' ich nicht ſchon bey Büchern, die man mir anrühmte, lange Weile gehabt, indeſſen ich mich zur Theilnahme zwang, oder bey einer Muſik, die zu künſtlich für mein Ohr war, unwillkührlich gegähnt, und mich dennoch in Bewunderung ergoſſen!

Um mich aber nicht länger in übelzuſammenhängenden Phantaſien zu verlieren, fing ich an, eine Beſchreibung meines Zimmers zu machen, um ſie gelegentlich nach Hauſe zu ſchicken. Von der ſchönen Seite betrachtet wußte ich viel Gutes davon zu ſagen, aber es hat auch, wie alles in der Welt, eine häßliche. Was hab' ich von ſammtenen Lehnſtühlen, wenn ich daran kleben bleibe, was von den großen Spiegelſcheiben, wenn ich ſie erſt abwiſchen muß, um durchzuſehen, was vom eingelegten Fußboden, wenn ich vor

Koth nicht weiß, ob er von Holz oder Stein iſt! Lieber wollte ich auf der geſcheuerten Bank einer reinlichen Appenzellerſtube ſitzen, als hier auf dieſen geſchmackvollen Stühlen, ob man mir gleich ſagt, ich ſey logirt wie ein Prinz.

Um 9 Uhr ging ich aus, um allein und auf Gerathewohl in den Straßen herumzuziehen. Es war heute (24. May) Pfingſten, aber es ſchien mir kein Menſch daran zu denken, als ich ſelbſt; nirgends ertönte eine Glocke, nirgends hörte ich die rollenden Orgeln der Kirche oder den Geſang der Prieſter; ſtatt der feſtlichen Stille, die jetzt bey uns herrſcht, war ein Gedränge der Leute, ein Geſchrey der Ausrufer, eine Schaubarkeit der Buden, ein Raſſeln der Wagen, daß alles, was ich zu Hauſe von Meſſen, Jahrmärkten, Predigt- und Muſterungsbeſuchen und anderm Volksgewirre geſehen hatte, hier in Eins verſammelt ſchien, und es mir noch gar nicht in den Kopf wollte, daß dieß etwas alltägliches ſey.

Mein irrender Schritt führte mich auf den großen Fiſchmarkt. Hier ſind alſo die fürchterlichen Poiſſarden, dachte ich, und ging mitten in das Getümmel hinein, um ſie zu betrachten; ich konnte aber vor dem beſtändigen Ausweichen und dem Gaſſenkoth nicht recht zu ihrem Anſchauen gelangen; ſo viel ſah ich jedoch, daß es meiſtens dicke fleiſchigte Weiber, reinlicher angezogen als ich glaubte, ſind. Ich hörte eben nichts *grobes von ihnen*, konnte aber auch ihre Sprache nicht

recht verſtehen; doch gefielen mir ihre fetten rothen Backen nicht, die ſich nie entfärben zu können ſchei-nen, noch ihr trotziger Blick, ſo daß ich bald wieder einen Ausweg aus dieſem Labyrinthe ſuchte. Am mei-ſten aber ſchreckte mich der unerträgliche Fiſchgeruch zurück, der mir für heute das Fiſcheſſen verleidete, ſo wie der Anblick einer blutigen Fleiſchbank mir das Fleiſcheſſen verhaßt macht, und ich dann nicht begrei-fen kann, daß der Menſch dazu gebildet ſeyn ſoll, bis der Appetit ſelbſt es mir beweiſt, der über dieſe und andre häßliche Geſchäfte, wozu wir organiſirt und alſo berechtigt ſind, uns immer am beſten die Zweifel löſt.

Ich kam nun auf einen Gemüſe- und Blumen-markt, der mir ſchon beſſer gefiel; doch ſcheinen dieſe Weiber auch noch unter die Dames de la Halle zu gehören. Und von da auf den Trödelmarkt. Hier glaubte ich nun die berühmten Kleidungsgewölbe an-zutreffen, wo ſich, wie man mir erzählt hat, jedermann, der Kleine und der Große, der Reiche und der Arme, in einem Augenblick vom Kopf zum Fuße einen voll-ſtändigen Anzug nach ſeinem Geſchmacke wählen kann. Aber ich fand nichts, als einen abſcheulichen Lumpen-kram, wo die elendeſten Fetzen feil gebothen ſind: alte Schnüre, zerriſſene Bänder, handbreite Stücken Zeug, die man anderwärts nicht von der Gaſſe aufläſe; ein Zeichen großer Armuth, die ſich dennoch lieber in zu-ſammengeflickte feine Lumpen kleidet, als in groben

aber ganzen Stoff. Jene berühmten Läden müssen also in andern Quartieren zu finden seyn.

So durchstrich ich mehrere Straßen, stand still, wo, und sahe an was ich wollte, ohne daß mir ein Mensch die Ehre anthat, Kenntniß von mir zu nehmen; niemand kam mir entgegen, niemand wich mir aus, vielweniger sah mir jemand nach, wohin ich ginge. Factus sum sicut passer solitarius in tecto — Das ist aber kein geringer Vorzug großer Städte, daß man einsam seyn kann, so lange man will; in kleinen ist man es eben so selten, wenn man gern will, als oft, wenn man lieber nicht wollte.

Caffé du Lycée des Arts! — Hier will ich frühstücken und den Gesprächen der Gelehrten und Künstler, die der Aufschrift zufolge sich hier versammeln werden, zuhören! — Aber ich kam entweder zu früh oder zu spät, denn ich traf niemand an, als Leute die Zeitungen lasen, und wenig philosophisches an sich zu haben schienen, als daß sie kein Wort sprachen, wofern dieß eine Eigenschaft der Philosophen ist. Auf dem Katheder saß eine Dame, welche die Bezahlung einnahm, und mir einige abgeschliffene Silberstücke herausgab, die ich nachher nicht mehr anbringen konnte.

Sodann kam ich wieder bey der Colonnade des Louvre vorbey, wovon mir jetzt der untere Theil etwas zu leer und vernachlässigt vorkam gegen dem Reichthum der Säulenreihe; diese aber erneuerte mir wieder den gestrigen Eindruck eines genialischen Kunst-

werks, das gewiß bis in seine kleinsten Theile in den reinsten Verhältnissen ausgeführt seyn muß, weil das Auge bey aller Pracht und Größe doch so leicht darauf ruht, und immer mit neuem Wohlgefallen davon angezogen wird; wogegen die andern Palläste zwar auch zierlich, aber ohne Größe und durch zwecklose Mannigfaltigkeit verkleinlicht sind.

Auch der innere Platz des Louvre gefiel mir durch seine majestätische Geräumigkeit, worin mir die Leute alle so klein vorkamen, und durch sein schwarzes Alterthum, hauptsächlich aber durch die Erinnerung an seine Bewohner und ihr Thun und Lassen von Charles IX. an bis zu Louis XIII. Ich setzte mich auf einen Stein nieder, und beschwor ihre Geister zurückzukehren aus dem Schattenreiche in diese königliche Burg, und in ihren alten Naturen vor mir aufzutreten. Bald hörte ich Karln IX. fluchen, und erblickte die wollüstigen Hoffräulein seiner Mutter in leichtsinnigem Reize an den hohen Fenstern. Ich sahe den ehrwürdigen Michel de l'Hospital, dem das Herz für sein Vaterland blutet, durch diesen Hof reiten, verspottet von jenem Gesindel und gesegnet von jedem, dem Tugend und Weisheit noch etwas galten. Die stolzen Guisen zogen prächtig vor meinen Augen vorüber, und vor ihnen trübte sich der neidische Blick des weichlichen Königs und seiner Günstlinge. Ich verweilte gerne bey mancherley Bildern von Heinrich IV., am liebsten sah ich ihn mit dem edeln Sülly an der Hand menschlich

und königlich einhergehen, und etwa ſein freudiges Auge auf eine nahe Schönheit werfen. Blaß, hager, und mit einem in die geheimſten Tiefen des Herzens dringenden Blicke erſcheint der Cardinal Richelieu, die Garden eilen ins Gewehr, erſchrockener als wenn es der König ſelbſt wäre, die Offiziere grüßen ehrerbietig, er aber würdigt keinen ſeines Anblicks, und ſchreitet langſam und leicht die Treppen hinauf, und hinter ihm Prinzen und Generale.

Wo ſind ſie nun, dieſe Herrlichkeiten der Erde? Schon lange abgetreten von ihrem ſchimmernden Schauplatze leben ſie nur noch im ſegnenden oder fluchenden Andenken der Nachkömmlinge. Ihre vom Taumel der Freude erſchallenden und von Thränen der Angſt benetzten Gemächer ſind nun der ruhige Aufenthalt glücklicher Gelehrter und Künſtler, und unter jenen angeſtaunten Fenſtern verrichtet jetzt der Pöbel, was er nicht ſollte.

Als ich auf der andern Seite heraus kam, erblickte ich den Eingang zum Muſeum, Musée central des arts war die Inſchrift: da konnte ich mich nicht zurückhalten, ob ich ſchon dieſen Morgen nur dazu beſtimmt hatte, in der Stadt herumzuwandern. Ich mußte aber vorher der Schildwache meinen Paß weiſen, und ihr, da es von ungefähr ein Schweizer war, *von Hauſe erzählen.* Mit Herzklopfen trat ich in den

langen Saal hinein, der einen Theil der Gallerie des Louvre ausmacht.

Nur die Gemählde der deutſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Schulen waren zu ſehen, die italiäniſchen aber durch einen Vorhang abgeſondert, weil für den hier anweſenden König von Hetrurien ein neues Arrangement damit gemacht wurde. — Welch ein Schatz! Indeſſen war ich noch zu unruhig, ob ich gleich über zwey Stunden unter den zahllos ſcheinenden Bildern herumging, wo ich Stoff zum Nachdenken für ein ganzes Leben zu finden glaubte; immer zog ein neuer Gegenſtand meine Augen von dem kaum angeblickten hinweg. Deßwegen ſuchte ich mich jetzt nur zu orientiren, und die Plätze der verſchiedenen Schulen zu merken, und mich mit der örtlichen Gelegenheit bekannt zu machen.

Im Eingange des Saals ſind gedruckte Verzeichniſſe der Gemählde zum Verkauf, wofür man nicht mehr bezahlen darf, als auf dem Titelblatte ſteht. Eine Frau nimmt die Stöcke ab, und gibt ſie wieder unentgeltlich zurück. In der großen Gallerie ſelbſt gehen eine Menge Aufſeher herum, die Achtung geben, daß nichts betaſtet werde, und den arbeitenden Künſtlern das Nöthige reichen. Bey jedem Fenſter ſteht eine Bank zum Ausruhen, eine freundliche Anſtalt. Einen einzigen Tag der Dekade ausgenommen, hat der Fremde täglich (hingegen der Pariſer ohne beſondre *Erlaubniß nur* drey Tage) den offenen Zutritt von

zehen bis vier Uhr. Kurz alles verräth die gefälligſte Bemühung, dem Publikum und beſonders dem Ausländer den Genuß dieſer Gallerie auf das möglichſte zu erleichtern.

Nur Eins iſt Schade: der Platz iſt nicht für eine ſo gehäufte Gemählde ſammlung gemacht; die Fenſter ſind zu tief, und die großen Bilder, die noch hängen, werden von untenher beleuchtet. Auch hat die linke Seite nicht genug Licht.

Ein Aufſeher, den ich aber noch nicht dafür erkannte, da er ſehr wohl gekleidet war, ließ mich, wie ich glaubte, aus beſonderer Gunſt, unter dem Vorhang durch zu den italiäniſchen Gemählden treten, und führte erklärend mich an denſelben herum. Hätte mich aber auch nicht die ungewohnte Neuheit an deutlicher Betrachtung gehindert, ſo hätte es ſeine begleitende Erklärung gethan, die ich mir nicht verbitten durfte. Bey einem erſten Anblicke dieſer Art geräth das Gemüth in Wallung, die uns verhindert, auch von dem beſſern Verſtande eine Weiſung anzunehmen. Wir müſſen uns allein überlaſſen bleiben, bis die freudige Unruhe ſich verloren, und wir ſelbſt durch Fragen von dem erfahrnen Begleiter Nutzen ziehen können.

Ich ſtreifte an den herrlichſten Guidos, Carraccis, Correggios, Dominichins vorbey (der Aufſeher trieb mich), wie man in einem Wagen bey Gruppen *ſchöner Mädchen* vorbey fährt, und ihnen nur einen

Blick der Liebe oder einen Laut des Wohlgefallens schenken kann.

Es herrschte noch eine große Unordnung in diesem Theile des Saales, denn allenthalben waren Arbeiter beschäftigt, Gemählde aufzustellen. In einer dunkeln Ecke stand, ganz unerwartet für mich, die Verklärung von Raphael zum Restauriren bereit; jetzt war sie noch voll Staub und an einigen Orten klebte noch die Gaze an, womit man das ohnehin schon schadhafte Gemählde vor weiterem Verderben auf der Reise zu schützen gesucht hatte. Es zog mich aber nicht mit der Schnelligkeit an, noch heftete es meinen eilenden Blick so unwiderstehlich auf sich hin, mit der Vergessenheit der Welt und meiner selbst, welche sonst wohl die Wirkung menschlicher Meisterstücke ist. Ich schreibe dieß nicht nur dem gegenwärtigen Zustand des berühmten Bildes, und den glänzenderen Sachen, die ich so eben vorbeygegangen, zu, sondern auch meinen irrigen Vorstellungen von dem Colorite und überhaupt meiner gespannten Erwartung davon, weil wir nichts Großes erwarten können, ohne uns ein Bild davon zu machen, das meistens in umgekehrtem Verhältnisse mit der Wahrheit steht.

Durch Beschreibungen und Dorignys vortreffliches Blatt hatte ich nach und nach von diesem Gemählde den Begriff des ersten von allen Gemählden der Welt bekommen; hiezu gesellten sich unwillkührlich Ideen *von einer gewissen* originellen Lieblichkeit der Farbung,

furcht beſorgte, gleich anfangs zu viel zu thun, und den weitern Genuß lieber auf kommende Tage verſparen wollte.

Unten ſind die Säle der Antiken, die eine beſſere Beleuchtung haben als die Gemählde, doch auch nicht alle; denn auf der linken Seite ſtehen ſie zwiſchen dem Fenſter und dem Zuſchauer, ja einige gar an den Pfeilern zwiſchen zwey Fenſtern, ſo daß ſie von beyden Seiten Licht bekommen, und alſo gar nicht beſehen werden können. Die beſten Plätze haben Apollo und Laocoon, als die berühmteſten, und ſind auch die einzigen mit Schranken umgebenen; ſie ſtehen jede zu Ende des nach ihnen benannten langen Saals, bey deſſen Eingange man ſie ſogleich in ihrer Herrlichkeit erblickt.

Dieſe Gegenſtände meiner jugendlichen Sehnſucht hier nun endlich unter Einem Dache zu ſehen, wäre allein ſchon der Reiſe werth geweſen. Ich ſahe ſie jetzt zum erſten Mahle in Marmor, hätte aber auch wünſchen mögen, zum erſten Mahle etwas von ihnen zu hören; denn ſo ſchnell mir auch ihre Größe in die Augen fiel, ſo kamen mir doch immer Winkelmanns glänzende Entzückungen, die ich ſchon als Knabe auswendig wußte, in den Weg, und ſtörten die reine urſprüngliche Empfindung, welche gern einen demüthigen Anfang nimmt, um nach und nach, nicht auf fremden,

den, ſondern auf eignen Flügeln, ſich an der großen Erſcheinung und durch ſie emporzuſchwingen. Wäre es mir möglich geweſen, in dieſes Heiligthum hineinzutreten, zwar mit gerechter Verehrung für alte Kunſt, aber ohne dieſe Statuen anders als dem Nahmen nach zu kennen, wie mannigfaltig hätte mich der Anblick dieſes ſchlangenumwundenen Vaters beſchäftigt, an dem der Ausdruck des körperlichen ſo wohl als des geiſtigen Schmerzes mit bewundernswürdiger Kunſt anſchaulich gemacht iſt, da der ganze Körper ſich auf das heftigſte von dem Biſſe der Schlange wendet, ohne unedel zu werden, indeſſen der emporgedrängte Kopf vergeblich nach Hülfe von oben ſchreyt! Wie hätte mich jener junge Held, der als König des Tages ſtolz in ſein Lichtreich hervortritt, angezogen! Er ſendet ſeine Strahlen wie Pfeile in die Weite der Schöpfung, und vor ihm biegen ſich in Lobpreiſung die Kniee der Völker!

Ich hätte mich vor den hohen idealiſchen Gebilden dem wirkſamen Streben meiner Seelenkräfte überlaſſen, und in geiſterhebender Betrachtung nach Erkenntniß dieſer erhabenen Kunſt gerungen — aber jetzt zwang mich ein überläſtiges Gedächtniß unwiderſtehlich, vorher den Winkelmanniſchen Lobgeſang abzubethen, der mich freylich durch ſeine Begeiſterung auf eine Höhe der Anſchauung hob, wohin ich allein nie gelangt wäre. Aber es war nicht meine eigne ſelbſterworbene Erkenntniß, ſondern fremdes Gut, wodurch

ich auf Ein Mahl zu reich wurde, ein Standpunkt, auf dem ich mich ſeiner Höhe wegen nicht halten konnte. Ich ließ es alſo für heute bewenden, und zog mir nur die Regel aus der Erfahrung ab, daß man vorzügliche poetiſche Beſchreibungen zwar leſen, aber nicht eher auswendig lernen dürfe, bevor man den beſchriebenen Gegenſtand ſelbſt geſehen und mit eignen Sinnen geprüft hat, weil wir uns ihnen gemeiniglich zuviel dahin geben, und dann die ſubjectiven Vorzüge des dichteriſchen Lobes mit den Schönheiten des beſungenen Gegenſtandes in Colliſion kommen, und, einmahl dem Gedächtniß eingeprägt, wie ein Zauber unſre eigne Kraft lähmen. Kurz, man ſoll erſt mit eignen Augen ſehen, ehe man ſich fremder bedient, und lieber ſeine eigne Beobachtungen durch fremde, als fremde durch eigne berichtigen, weil erſteres allein uns zum ächten Selbſtgenuß und Fortſchritt, letzteres aber nur zur unfruchtbaren Kritik führt.

Ich ſetzte mich in einem der Säle nieder, um von der Müdigkeit auszuruhen. Die Decke deſſelben iſt mit Freſcogemählden geziert, die eine große Fertigkeit und gutes Colorit verrathen; es war mir aber nicht möglich, dieſes flache Farbenſpiel, wenn es an ſich auch noch ſo bedeutend geweſen wäre, neben den erhabenen Götter- und Heldengeſtalten, welche hier die Bildhauerkunſt hervortretend aufſtellt, mit einigem Intereſſe *anzuſchauen*. Die Mahlerey hat unſtreitig mehr Spielraum, durch Farben, Profile, Verkürzung, Perſpectiv,

Ton, willkührliches Licht, hiemit durch größere Compoſitionen und vereinigende Anordnung derſelben, auf unſre Einbildungskraft zu wirken, als die Sculptur, aber dieſe hat mehr Intenſion, Gegenwart und ſinnliche Täuſchung; ihre wirkliche, runde, taſtbare Geſtalten ſind zum Theil wirklich das, was die andern nur nachahmen. Tritt nun noch Schönheit und geiſtvolle Bedeutung uns mehr und mehr aus dieſen im wirklichen Raume ſchwebenden plaſtiſchen Ründungen entgegen, ſo verlieren vor ihrer Fülle und Gewalt die gemahlten Schatten der Bildertafel ihre Wirkung und ihren ſonſt verdienten Werth. Sind ſie gleich ihrem Urſprunge nach Schweſtern dieſe beyden Künſte, ſo iſt doch ihre Tendenz zu verſchieden, als daß ſie ſich in enger Geſellſchaft vertragen könnten. Der ſtille ſelbſtſtändige Stolz der Aeltern verſcheucht die gefällige Jüngere, die ſich hinwiederum mit mannigfaltigern Reizen, und einer größern Anzahl von Liebhabern tröſtet.

In dieſen hohen Sälen, unter dieſen „ſchönen Weſen aus dem Fabellande" mag wohl der feyerlichſte und ruhigſte Aufenthalt in Paris ſeyn. Einige Zeichner ausgenommen waren wenig Leute da, und dieſe ſchienen nur ſo an den ehrfurchtgebiethenden Bildern herumzuſchleichen, ohne ihrer Größe im mindeſten Abbruch zu thun, denn eine ſolche Geſellſchaft macht alle Prätenſion zu nichte. Welch eine unverſiegliche Quelle der Betrachtung, immer neu, auch für den, der ſich *ſchon durch tauſend* neue Vorſtellungen ermüdet glaubt!

Hätten mich nicht die gähnenden Aufseher eines andern belehrt, niemahls würde ich geglaubt haben, daß man auch hier von der langen Weile ergriffen werden könnte.

So saß ich lange; vor mir über lag der sterbende Fechter. Ob gleich mein Blick noch neugierig herumschweifte, so zog ihn doch die Nähe und Wahrheit dieses edeln Kunstwerks immer wieder an. Es ist zwar keine von den erhabenen Formen der Götter- und Heldenzeit, deren so manche dieß Elysium bewohnen und beleben, aber es ist das treue Bild der letzten Stunde eines edeln Kriegers, der ruhig, obgleich im blutigen Tode, seine männliche Seele aushaucht. In dieser Hinsicht halte ich es doch für eines der ersten Stücke dieser Sammlung. Seine Gestalt ist schön und die Stellung hätte nicht wahrer und schicklicher gewählt werden können. Zu Boden gesunken und vom Blutverluste entkräftet, stützt er sich noch mit dem rechten Arme, aber so schwach, daß man jeden Augenblick glaubt, ihn zusammenfallen zu sehen; und eben dieser Moment ist es, der dem Bilde am meisten Interesse gibt; denn schon hängt er mit dem Kopfe vorwärts und eine allgemeine Erschlaffung dehnt sich durch seine Glieder aus; Schatten des Todes scheinen vor seiner Stirne zu schwimmen, und die Träume des Lebens sich ihm wie ferne Töne zu verlieren. Nur noch im dumpfen Gefühle seines Daseyns ohne Merkmahle des Schmerzes, der Schmerz ist schon vorbey,

ohne Zuckung und Angſt, endet er würdig und wahr ſein tapferes Leben.

Ich kann nichts als die lautere Empfindung angeben, welche das Anſchauen dieſer Bilder jedes Mahl in mir erregt; beſchreiben will und vermag ich nicht, weder jetzt noch dann, wenn ich dieſe Werke mit mehr Ruhe werde betrachten können, weil ich mir keinen gelehrten Anſtrich geben darf, der mir nicht natürlich iſt. Ueber die hiſtoriſche Bedeutung und das Alter der merkwürdigſten Statuen haben ſchon gelehrte Meiſter abgeſprochen, was könnt' ich Schüler ſagen? Und von der Beſchaffenheit des Marmors und ſeiner Behandlung verſtehe ich nichts, in Büchern aber nachzuſchlagen und mit veränderten Worten das Geleſene wieder von mir zu geben, dazu hätte ich hier nicht Zeit, wenn mir dieſe neue Manier auch weniger verhaßt wäre. Styl, Zeichnung, Verhältniß der Theile, und andre Erforderniſſe der Kunſt, wäre ich wohl ſelbſt zu beurtheilen im Stande, aber mir iſt, dieſe Schönheiten müſſen jedem ohne meine Anweiſung in die Augen fallen; kleine Zweifel aber dagegen aufzuſtellen und die paucas maculas zu nennen, die mich beleidigt haben, das ſey fern von mir! Bin ich gleich nicht gekommen, um bloß anzubethen, ſo will ich doch in der kurzen Zeit meines Hierſeyns mich lieber meiner neuen Freunde freuen, als ſie anatomiren. Der größten Behutſamkeit bedarf es indeſſen für mich und jeden Neuling, daß die Aeußerung der Empfindung nicht dekla-

matorische Begeisterung werde, denn die Gewalt dieser alten Kunst ist so groß, daß man, ehe man sichs versieht, von der prüfenden Aufmerksamkeit zur Bewunderung hingerissen wird.

Es war schon Abend, als ich nach Hause kam. Mein gefälliger Landsmann führte mich zu einem Restaurateur, dessen Speisezimmer eine vortreffliche Lage gegen den Pont-neuf heraus haben, wo ich das erste Mahl in einem öffentlichen Hause in Frankreich elegante Reinlichkeit mit Pracht verbunden sah. Das Zimmer hat ringsum Spiegelwände, die ich sonst nicht liebe, weil sie schwindlich machen, aber in diesen zeiget sich durch die weiten Fenster das Bild der Seine, und der vorüberliegenden schönen Gebäude, wie ein lebendiges Gemählde. Allenthalben stehen kleine Tischchen zu drey bis vier Personen, und auf jedem derselben liegt ein gedrucktes Verzeichniß der Speisen nebst dem Preise; das ist aber für den unerfahrnen Fremdling eine große Verlegenheit, wenn er unter diesen unbekannten Kunsttermen der französischen Küche wählen soll, die meistens noch unorthographisch geschrieben sind. Ich wählte auf Gerathewohl und war froh, als mich der galante Aufwärter (den ich mich fast garçon zu nennen scheute) nur begriff. Schnell ist alles da, was man begehrt, und sehr gut; nur dem *süßlichen wohlfeilen* rothen Weine traute ich nicht recht;

auch kann ich nicht ſagen, daß das Brod ſo ganz beſonders gut ſey, wie man behauptet und ein Franzoſe dem andern nachſpricht. Am Ende ißt man wohlfeil, wenigſtens in Vergleichung mit den unmäßigen Preiſen unſrer ſchweizeriſchen Wirthshäuſer. Auch gefällt mir das, ſo unfreundlich es klingt, daß jeder ſeine Schlüſſel für ſich hat, und nicht mit ſeinem hungrigen Nachbar theilen muß, ſondern nach Bequemlichkeit eſſen kann.

Wir gingen in die Kirche St. Germain l'Auxerrois hinein, um zu ſehen, wie das Pfingſtfeſt gefeyert werde. Da fanden ſich nur wenige und größtentheils gemeine Leute und Bettler, welche die Vesper anhörten. Das Innere der Kirche ſahe ſehr arm und naß kend aus. So war es auch in St. Euſtache, wo zwar ebenfalls Gottesdienſt gehalten wurde, aber nicht, wie es die prächtige Structur der Kirche erforderte, und es ehemahls mochte geweſen ſeyn. Denn jetzt ſchien nicht der majeſtätiſche Gott der römiſchen Kirche als König aller Könige, noch auch der Herr des Himmels und der Erde als Vater aller Menſchen hier verehrt zu werden, ſondern irgend eine untergeordnete obſcure Gottheit, die ſich in verlaſſene halbzerſtörte Tempel zurückgezogen, und ihre Herrſchaft auf armſeliges Geſindel und zerknirſchte Herzen alter Sünderinnen beſchränkt hat.

Die Theophilanthropen, welche hier in großen Tafeln einige ihrer Sittensprüche aufgestellt haben, wollten dem sinnlichen Ceremoniendienste ihren Naturalismus substituiren, und die Lehre der Tugend, als wenn diese eine Gottheit außer uns wäre, zu einem öffentlichen Cultus erheben; sie erschöpften sich daher in erhabenen Gemeinsprüchen, die sie auf schwarze Tafeln mahlen, und als heilige Texte zu moralischen Reden in die Kirchen aufhängen ließen. Sie brachten es aber nicht weit, weil die Sache für den großen Haufen zu abstract und für die gebildete Klasse zu langweilig war, vielleicht auch, weil die Stifter selbst durch ihr Vorbild dem Sittengesetze keine dauernde Empfehlung verschafften. Einmahl jetzt ist ihr Luftschiff schon wieder stark im Sinken, und ihre erste Beschäftigung, wenn sie noch mit heiler Haut herunterkommen, wird wohl seyn, sich mit ihren zierlichen Alltagssentenzen nach Hause zu begeben, und einem andern politisch-theologischen Schauspiele Platz zu machen; denn jetzt, sagt man hier, sey noch alles der Politik untergeordnet, und die Wasser der Trübsal, welche auch die Kirche überschwemmt haben, fangen kaum merklich an, sich wahrhaftig zu läutern. — Schade ist's, daß man die schöne Außenseite dieser Kirche vor den zu nahen Häusern nicht recht sehen kann.

Durch die Halle aux blés, eine zierliche Rotunde, welche wegen der einfachen und regelmäßigen Structur, und Erleuchtung von oben herunter, ein würdiger

Platz zur Aufbewahrung der Antiken wäre, jetzt aber mit einer ungeheuren Menge von Fruchtsäcken angefüllt ist, kamen wir an dem Tempel vorbey. Es war uns aber nicht erlaubt, in das traurige alte Nest hineinzugehen, und uns mit menschlicher Neugier den Zustand der hier gefangen gewesenen königlichen Familie zu vergegenwärtigen.

Endlich gelangten wir auf den Boulevard, welches der sonntägliche Spaziergang des gemeinen Volks seyn soll. Da noch dazu heute ein Feyertag und sehr schönes Wetter war, so strömten die Alleen von Leuten und die Straßen von Wagen und Reutern über. Wir konnten uns vor dem Gedränge fast nicht umsehen, und verloren einander bey jedem Schritte aus dem Gesichte. Besonders zog sich alles nach den kleinen Schauspielen hin, deren alle nur erdenkliche Arten hier ihr Wesen treiben, vom zerlumpten Bänkelsänger an, der mit seiner Frau die Tugend und Weisheit der neuen Helden besingt, bis zum ambigu lyrique und ambigu comique, und von den Marionetten an, die ein Mann oben aus einer umgestürzten Tonne herausstreckt, bis zum Théâtre de la Gaité, wo Eugenius Huß die Pariser mit dem „bezauberten Walde" bezaubert. Allenthalben, auch bey dem kleinsten Pöbeltheater sind die erhabensten Inschriften angebracht, als wenn gerade da allem die wahre Kunst und das ächte Vergnügen thronte.

Indeſſen lockte mich jetzt keine. Ich will dieſen Volksbeluſtigungen eine eigne Zeit widmen, wenn ich nichts in der Taſche trage, und mich ohne beſtohlen zu werden in die Haufen hinein wagen darf. Nur die Wachsbilder des Curtius ging ich zu ſehen, weil ich einmahl, ich weiß nicht mehr wo, einen großen Ruhm davon hatte machen hören, und weil an dem Hauſe mit großen goldnen Buchſtaben: la mort de Paul I. geſchrieben ſtand, und ich alſo erwarten durfte, die Kataſtrophe dieſes Todes mit eignen Augen anſtaunen zu können. Ich war aber in meiner Erwartung ſehr betrogen, denn die meiſten Figuren waren nicht nur mittelmäßig gearbeitet, ſondern auch ſchlecht gekleidet, und der Kaiſer Paul lag ganz ruhig und untragiſch auf ſeinem Paradebette. Es war auch zu ſehen der Erzherzog Karl, wie er mit Bonaparte Frieden macht, an einem Tiſche mit noch andern Staatsperſonen ſitzend; allein das Bild glich jenem menſchenfreundlichen Helden nicht. Glichen ſie aber auch dieſe farbigen Bildſäulen, und wären ſie noch ſo künſtlich vollendet, ſo vertragen ſie doch keine anhaltende Betrachtung, wie ich jetzt deutlich einſahe, beſonders wenn ſie in Handlung gebracht ſind. Durch ihre Aehnlichkeit mit dem Leben machen ſie Anſprach an gänzliche Täuſchung, können aber ſolche nur im Momente des erſten Anblicks behaupten, denn eben dieſe täuſchende Aehnlichkeit macht, daß man auch ſogleich das erſte *und allgemeinſte* Kennzeichen des Lebens, die Bewe-

gung, von ihnen erwartet; da nun aber der Mangel derselben alsobald auffällt, so werden die unverwandten Augen, die athemlosen Gesichtszüge und steifen Glieder dieser Bilder jeden Augenblick unerträglicher, und so verlieren sie gerade dadurch am meisten, womit sie die stärkste Wirkung bezwecken, durch ihre allzugroße Natürlichkeit, wodurch sie über die Grenzen der Kunst hinausgehen. Wie ganz anders verhält es sich mit den steinernen Formen der Bildhauerkunst! In ihrem Anschauen kann sich der Verstand um so viel mehr vertiefen und die Einbildungskraft erheben, weil sie uns nur eine poetische Täuschung gewähren, und wenn sie auch in unsrer Vorstellung bis zu Idealen emporsteigen, es doch nur in ästhetischer Beziehung sind, und immer nur Gegenstände des Geschmacks und der Kunst für unsre Augen bleiben, da hingegen jene sinnlich-illusorischen Quiproquos gar keinen Kunstcharakter mehr haben.

Jedoch ein Kopf von Franklin zog mich an, nicht als Kunstwerk, ob er gleich besser gearbeitet, und vermuthlich von einem ältern Künstler war, sondern weil ich den berühmten Philosophen gern einmahl so leibhaftig als möglich vor mir sah. Ein herrliches Greisengesicht, voll reiner gutmüthiger Seele und ausgebildeten Verstandes. Wie sehen dagegen mehrere französische Staatsumwälzer, die auch da herum stehen, so gemein, charakterlos und ohne alle Elevation aus.

Von Zeit zu Zeit erklärt der Meiſter die Kunſtſachen mit einer ſchreyenden Rede, und endet dann jedes Mahl: Amusez vous à cette heure, Spectateurs!

Auch prächtig gekleidete Marktſchreyer mit goldbordirten Generalshüten traf ich auf dieſem Boulevard an, welche Arzeneyen aus ihren Kutſchen herausbothen, und Livreebediente und Muſikanten in ihrem Gefolge hatten. Einer von dieſen Herren gibt ſich für einen Glarner aus und verkauft Schweizerthee, womit er ſich viel Geld verdienen ſoll. Ich traf ihn heute ſchon zum dritten Mahle an, und erſtaunte, wie ſeine Lunge das unaufhörliche Geſchrey und ſein Verſtand das abgeſchmackte Zeug aushält, das er immer wiederhohlt.

Dieſe geduldeten Marktſchreyereyen von jeder Art und jedem Fache müſſen nach und nach den Geiſt des Volkes der Hauptſtadt verderben, und da dieſe, wie bekannt, allmächtig auf die Provinzen wirkt, ſo wäre es kein Wunder, wenn zuletzt die ganze Nation etwas marktſchreyeriſches bekäme.

Wir kamen endlich auf die Place de la concorde heraus und ſetzten uns zum Ausruhen in den Elyſäiſchen Feldern nieder. Da ich mit dieſer neuen Welt ſchon etwas vertrauter war, und die Schwärme von Leuten mir nicht mehr ſo erſtaunlich vorkamen, ob ſie *gleich noch* zahlreicher waren als geſtern, ſo konnte

ich jetzt, was vorging, mit mehr Aufmerksamkeit betrachten.

Ich sah lange den mancherley gymnastischen Spielen zu, welche hier jeden Abend getrieben werden, und mußte zwar die Agilität und Stärke der Spieler und die vortheilhaften Stellungen, die sie sich zu geben wußten, bewundern; aber es wollte mir doch scheinen, als wenn zu viel Ostentation mit ins Spiel käme, und es ihnen mehr darum zu thun wäre, sich in schönen Wendungen zu zeigen, als den Regeln des Spiels mit Verstand ein Genügen zu leisten. Sie suchten mehr, den lufterfüllten Ballon zierlich anzuschlagen und hoch empor zu treiben, als solchen dem Gegner vortheilhaft zuzuschicken, und so das Spiel auf eine unterhaltende Weise für den Zuschauer zu verlängern.

So treiben sie auch das Ballspiel unter freyem Himmel, und die ganze Kunst besteht darin, daß sie sich den Ball auf eine weite Entfernung zuschlagen, wobey freylich viel Stärke zum Vorschein kommt, aber das Spiel hat auch gleich ein Ende, weil in dem weiten Fluge die Richtung des Balls unsicher wird, und sich nach ein paar Schlägen gewöhnlich verirrt. Daher konnte ich dieses für nichts anders, als eine ungereimte Ausartung des künstlichen Ballspiels, der schönsten aller männlichen Leibesübungen, ansehen. Aber auf einem offenen Platze zieht man mehr Augen auf sich *als im geschlossenen* Hause, und darum scheint es

ihnen eben mehr zu thun zu seyn, als um das Vergnügen des Spiels selbst.

Beym Barres-Laufen (dem ehemaligen Rennen der Appenzeller) fliegen sie zwar, wie die Winde, aber sie mögen nicht warten, sie brechen zu bald alle auf Ein Mahl los, und stürzen sich unter die Zuschauer, und dann endigt sich die ganze Sache damit, daß sich alle einzeln, uneingedenk der Kampfgesetze, in verwirrtem Laufe einander jagen, zufrieden wenn das schöne Geschlecht ihrem behenden Fluge mit Blicken warmen Beyfalls nachfolgt.

Um ihrer Unregelmäßigkeit willen gefielen mir daher diese gymnastischen Uebungen nicht recht, und es that mir leid, daß die schönen, starken und gewandten Jünglinge ihre Kraft und Kunst so ganz nur einem vorübergehenden sinnlichen Beyfall aufopferten, und nicht zu jedem Spiele einen Aufseher unter sich wählten, der sie zur Ordnung und Gesetzlichkeit anhielte, wodurch gewiß das Schauspiel weit interessanter würde.

Am sehenswürdigsten aber, und mich immer mit neuem Liebreize bezaubernd, kamen mir die zahlreichen Kinder vor, welche heute wegen des Feyertags in niedlichem Putze von ihren Eltern hieher geführt wurden. Wahrhaftig, wenn man die bejahrten Franzosen, welche das Alter zur Vernunft zurückgebracht hat, als die liebenswürdigsten Menschen lobt, so muß man ihren *Kindern*, welche noch in ihrer muntern Unschuld von *Vernünft und Unvernunft* nichts wissen, die gleiche

Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Schöner und anmuthiger kann man ſich nichts denken, als dieſe Kleinen, wenn ſie ſo um ihre im Graſe ſitzenden Mütter und Führerinnen herumgaukeln, ſich necken und jagen, oder die Leibesübungen und Spiele nachahmen, die ſie vor ſich ſehen. Mit welcher Leichtigkeit ſie ſich bewegen, wie ungezwungen ihr Anſtand iſt, wie ſchlank und fein ihre Geſtalt! Sie plaudern ohne rohes Geſchrey und ſind unaufhörlich in fröhlicher Bewegung ohne Wildheit; und das iſt ihnen ſo natürlich und gibt ſich alles ſo von ſelbſt, als wenn ſie durch unſichtbare Winke geleitet würden. Man vernimmt nichts von dem unerträglichen, ſtets ertönenden und alle Freude unterbrechenden Zurechtweiſen, welches die Alten anderwärts ſich zur Pflicht machen. Auch ihre Kleidung iſt nicht ſo unpaſſend aus koſtbaren Lappen zur Schau nach dem modiſchen Schnitte der Erwachſenen zuſammengeſetzt, ſondern dem eignen Wuchſe des Kindes gemäß, und eben ſo einfach als niedlich und ſauber. Kurz hier erſcheint die pariſiſche Urbanität in ihrem ſchönſten Lichte, weil ſie noch in kindliche Unſchuld gehüllt und zuverläſſig iſt, und noch nicht dazu mißbraucht wird, ſchreckliche Gebrechen mit einem glänzenden Firniſſe zu decken.

Wir verweilten noch bis es dunkel ward in den *Tuillerien*, und genoſſen ausruhend der erquickenden

Abendluft und der Wohlgerüche der ſchattenreichen Linden. So einladend die Kunſtſchönheit dieſes herrlichen Gartens und die Pracht und Neuheit der Bildſäulen auch für mein Auge war, ſo lenkten doch die lebendigen Naturen meinen Blick immer auf ſich ab, und ich konnte noch nicht, wie ich gern wollte, eine Vergleichung zwiſchen den alten und neuen Schönheiten anſtellen. Es bedürfte auch wohl einer Macht über die Vorſtellungen, die nicht jedem Nouveau Debarqué gegeben iſt, um über dieſes herumwandelnde mannigfaltige Leben hinweg zu ſehen, und ſeine beſondere Aufmerkſamkeit an lebloſe Kunſt zu heften. Ich ſah aber auch niemand, der ſich viel damit abgab, und das iſt in der Ordnung; denn nicht nur iſt das Publikum an dieſe Kunſtwerke ſchon gewöhnt, ſondern auch der Liebhaber mag und darf ſich nicht durch ſcheinbare Unterſuchung auszeichnen, parceque c'est afficher la singularité, wie mir einer ſagte, welches in franzöſiſchen Augen die unverzeihlichſte aller Narrheiten iſt; er verſchiebt daher ihre Beſichtigung lieber auf eine ſtillere Stunde.

Wenn man aber auch dieſe Bilder nur im Allgemeinen, als bloße Dekorationen der unvergleichlichen Anlage ohne beſonderes Intereſſe anſieht, und nur Einen Tag geſehen hat, ſo muß man, meines Erachtens, von ihrer Unentbehrlichkeit an dieſer Stelle überzeugt werden, und einem ohne ſie der Garten, wenn er auch *von Menſchen* überſtrömte, doch mangelhaft vorkom-

men,

men, und das nicht bloß um der Gewohnheit willen, ſondern ihre ſchöne Geſtalt, ihr ruhiges Daſeyn in der Tiefe des Waldes oder auf der Höhe der Terraſſen oder längs der farbigen Blumenbeete, wirken, wie alles was gut und ſchön und am rechten Orte iſt, unvermerkt auch auf das Gemüth des Gleichgültigen, ſo wie die Sterne der Nacht auch demjenigen, der ihrer nicht zu achten vermeint, doch als nothwendige Zierde des Himmels mangeln, wenn ſie nicht leuchten.

Doch fand ſich gerade jetzt was daran, das plötzlich die Aufmerkſamkeit der Menge beſchäftigte. An dem Geſtelle der Bildſäule eines ſehr modernen Hannibals von Sebaſtian Slodtz hatte jemand den Umriß eines menſchlichen Kopfs in einer Marmorader entdeckt, und mit Wichtigkeit den Umſtehenden gewieſen. Es bedurfte nur des neugierigen Stilleſtehens einiger weniger, um bald den großen Haufen herbeyzulocken, und in einer halben Stunde die ganze ſpazierende Welt in eine Geſellſchaft naturae curiosorum zu verwandeln, und den weiten Umfang der Tuilerien, das Schloß einbegriffen, weil es über alle Bewegungen im Garten wacht, auf einen Augenblick von dieſer Merkwürdigkeit, dieſem jeu de la nature erſchallen zu machen.

Wir kehrten, als es ſchon dunkel war, noch im Palais royal ein, um uns in einem der ſchönen Kaffehäuſer *zu rafraichiren*, da wir uns nicht mehr restau-

rinen machten. Durch eine häßliche Wendeltreppe, deren Wände voller Inschriften waren, wo man die Bewohner des Hauses zu suchen habe, gelangten wir in einen äußerst prachtvollen Saal, der nach dem neusten, aus allen Zeitaltern zusammengesetzten, Geschmacke, das heißt, ägyptisch, griechisch, gothisch, italiänisch und französisch ausgeziert und möblirt war, und eine vortreffliche Beleuchtung von argandischen Lampen hatte, die sich in den großen alles bekleidenden Spiegeln verhundertfältigten. So eine Verschwendung in Glas und Marmor nur in einem Kaffehause setzte mich in Erstaunen. Es wimmelte von Leuten, sogar Frauen saßen an den Marmortischen herum. Auf einem erhöheten Platze thronte majestätisch die dicke Dame des Hauses, um das Ganze zu übersehen und das Geld einzunehmen. Sie war herrlich gekleidet, ihr Tisch mit Porzellan und prächtigen Blumensträußen besetzt, und sie verrichtete ihr Geschäft mit einer solchen Zierlichkeit, daß ich mich kaum ihr zu nahen wagte. Ich konnte ihr Gespräch hören, da ich nicht weit von ihr saß, und — „werde ich mich denn ewig von stolzen Manieren und getünchten Gräbern täuschen lassen!“ sagte ich unwillig zu mir selbst; denn aus dem gemeinsten aller Gespräche zu schließen, war die ganze Hoheit dieser Frau nur äußerlich, und das Innere voll Wegwerfung und Verderben.

Ob es gleich schon gegen Mitternacht rückte, so war doch in den Arkaden ein Gedränge und ein Licht

wie bey Tage. Wenn die übrige Stadt schon schläft, so ist in diesem Mittelpunkte noch alles rege. Leute die aus den Schauspielen kommen, und andrs. sponsi Penalopes. etc. die noch nicht schlafen können, tummeln sich noch voll Geschäftigkeit herum. Vorzüglich ist dieß die Stunde den schönen Mädchen, die einige Sittenrichter Jammermädchen zu nennen vorgeschlagen haben, ob man ihnen gleich von dem Jammer wenig ansieht, denn sie sind voll Leichtsinn und Reiz. Freylich ist es zu bejammern, daß sie an keine Zukunft als die des nächsten Augenblicks zu denken scheinen, jedoch, dieß abgerechnet, gehört für einen bloßen Zuschauer, der oft selbst nicht weiter denkt, der Anblick dieser niedlichen Phalänen, Sirenen, Lazerten, oder wie man sie nennen will, mit unter die interessantesten und einzigen Scenen dieses Theaters der Ueppigkeit und des sündlichen Lebens.

Wer aus dem Lande kömmt, wo man nicht an Illuminationen gewohnt war, weil es keine Geburtsfeste großer Herren oder zweydeutige Staatsveränderungen zu feyern gab, noch neue Siege; wo man sich des Ruhmes der alten Schlachten nur durch gottesdienstliche Kreuzfahrten, die oft zu neuen Scharmützeln Anlaß gaben, erinnerte; wo man sich über das, was dem Gemein-Wesen Gutes oder Böses geschah, nur im Stillen freute oder betrübte, oder dem Andenken desselben durch etwas langweilige Dank- Buß- und Bettage die Richtung zu geben suchte, oder wer nur

die wenigen ſparſamen Erleuchtungen kennt, die dort ſeit einigen Jahren zu Ehren auswärtiger Angelegenheiten und zur Schande der innern gegeben werden mußten — der wird, wenn er des Nachts im Garten des Palais royal herumgeht, viel Freude haben an dem neuen Anblick der vielen tauſend Lampen, die das regelmäßige Gebäude erhellen, und der Leute, die es beleben. Er wird ſich anfänglich kaum überreden können, daß dieß Jahr aus Jahr ein alle Nächte ſo fortdauern könne.

So ward aus Abend und Morgen der zweyte Tag meines Hierſeyns. Ich überdachte zu Hauſe noch ein Mahl was ich heute geſehen hatte, und ſiehe, es war alles, wo nicht ſehr gut, doch wie ichs wünſchte, mannigfaltig und neu. Indeſſen war mir der Gedanke an die ländliche Einſamkeit, die ich in meiner Heimath wieder finden würde, auch nicht unangenehm.

Des Morgens (25. May) ſchrieb ich meine geſtrigen Bemerkungen nieder, und fing an zu bedauern, daß ich zu Hauſe nicht mehr über die Merkwürdigkeiten von Paris nachgeleſen, und einen Plan deſſen, was ich ſehen wollte, gemacht hätte, weil ich nun ganz meinem ſchwachen Gedächtniſſe überlaſſen bin, oder vielmehr ohne ſo genannten wiſſenſchaftlichen Zweck *mit dem* Strome, der mich fortzieht, ſchwimmen muß. *Doch richte ich* mein Steuer auf den Wogen dieſes

wilden Meeres immer nach dem ruhigen Muſeum, als dem Lande meiner Sehnſucht, hin, und laſſe mir alle übrige Ereigniſſe und Anſichten wie lehrreiche Erſcheinungen auf einer Entdeckungsreiſe wohlgefallen.

Den Anfang meines heutigen Tagwerks beſtimmte mir Herr Lejeune, mein Hauswirth, der mich zum Policeypräfect hinführen wollte, um meinen Paß viſiren zu laſſen; ich ging aber allein hin. Ehe man mich in den Hof der Präfectur hineinließ, mußte ich erſt eine Kokarde kaufen, die hier noch ziemlich häufig getragen werden, weil man an einigen Orten ohne dieſelben nicht zugelaſſen werden ſoll, mehr aber, wie ich glaube, aus Erinnerung und Beſorgniß des Unheils, das ſich unlängſt noch ſo mancher durch Verachtung dieſer republikaniſchen Zierde zuzog. Wo der friedliche Bürger dieſen vermeintlichen Talisman noch tragen muß oder aus Vorſicht freywillig trägt, da herrſchen wohl noch begründete Zweifel gegen die Ruhe des Landes. Allgemeine Eintracht bedarf keines Unterſcheidungszeichens, am wenigſten eines ſolchen das nichts beweiſet; denn wenn auch noch Ruheſtörer vorhanden ſind, werden ſie ſich etwas daraus machen, dieſes ſichtbare Glaubensbekenntniß aufzuſtecken, wenn ſie dadurch deſto ſicherer zu ihrem Zwecke gelangen können?

Nachdem ich faſt eine Stunde an dem Schweiſe der Wartenden geſtanden hatte, ward ich endlich nebſt mehrern andern vorgelaſſen. Wir wurden ſchon im Vorzimmer eingeladen (weil man noch nicht wieder

befehlt), unſere Paßiere zu deployiren, um ſie ſogleich vorweiſen zu können. Ich fand die Leute höflich und ſchnell, aber ihre Sorgfalt etwas beſchwerlich, denn ſie wieſen mich an den helvetiſchen Miniſter, wo ich meinen Paß abgeben, und ein Zeugniß von ihm in die Präfectur zurückbringen müſſe. Dieſen weiten Spaziergang wollte ich ſogleich machen, konnte aber nicht mehr durch die Tuilerien kommen, weil heute, als an einem Quintidi, Bonaparte ſeine Garde muſterte.

Ich ſtellte mich auf den Eckſtein eines Thores hin, um die vorbeyziehenden Regimenter zu ſehen; es war aber unter dieſem Thore ein ſo großes, ja abſichtliches Gedränge, daß ich den Rückweg ſuchte; ich mußte indeſſen allenthalben den herbeyziehenden Truppen ausweichen. Ein Menſch kam auf mich zugelaufen, und anerboth mir einen Platz, wo ich die ganze Parade, die heute wegen des fremden Königes ſehr glänzend ſeyn, à mon aise überſehen könnte, ich ſoll ihm nur ſchleunig folgen. Er zog mich, ehe ich mich beſinnen konnte, fort in einen Garten und ſtellte mich an den Abſatz einer Mauer hin, wo man in den Hof der Tuilerien ſah — Aber die ganze Mauer war ſchon beſetzt, und die Anweſenden lachten mich aus, als er ſagte, ich ſollte mir nun einen Platz ausſuchen. Ich mußte ihm gleichwohl etwas geben, und mich dann begnügen, den andern zwiſchen den Beinen durchzuſehen.

Inzwiſchen ergetzte ich mich mehr an den munkern *Auftritten* aller Art, die es unter den Zuſchauern,

womit der Carrouſelplatz überſäet war, gab, als an den militäriſchen Manoeuvres und Schwenkungen der Conſulargarde. Mit iſt auf der Welt nichts langweiliger, ſo nothwendig die Sache auch ſeyn mag, und alle Welt darnach läuft, als militäriſche Muſterung; ſollte ſie auch, wie hier, von den ſchönſten und gewandteſten Kriegern der Welt geſchehen. Es iſt weder Spaß noch Ernſt, weder Geiſt noch Leben in dem Geſchäfte, aber mehr als genug Anmaßung und eintönige Langſamkeit, die nur zuweilen, wie die Adagios des berühmten Euporus, durch eine alle Inſtrumente durchfahrende ſchnelle Bewegung aufgeweckt wird, und ſogleich wieder erſtirbt. Ich ſehe nicht gern zu, wie Menſchen, an denen einzeln ſo manches ſchöne zu beobachten wäre, zu gleichförmigen Maſchinen gemacht werden, und nach der Willkühr eines Einzigen in langen Reihen entweder wie Bildſäulen ſtehen, oder ſich in langſamen Intervallen ſchnurgerade bewegen müſſen.

Als es endlich hieß, Bonaparte komme, richtete ſich auf Ein Mahl alles auf, und alles war nur Ein Blick nach ihm hin, und ich empfand jetzt lebhaft, daß es doch etwas ſey: Digito monstrari et dicier, hic est! und daß ſich wohl was dafür thun laſſe. Er ſetzte ſich auf ein weißes Pferd und ſprengte, begleitet von Generalen und Offizieren, in den Reihen ſeiner Krieger herum, die wie unbewegliche Mauern da ſtanden. Vor ihm neigten ſich die Fahnen und eine herrliche Muſik erſcholl. Wegen der Entfernung konnt ich ſeine Mienen

nicht recht ſehen, wie ich wünſchte, daher ich auch nicht ſagen kann, daß er einen großen Eindruck auf mich gemacht habe; ſo viel ſah ich, daß er gelbblaß und klein iſt, und ſehr einfach gekleidet war. Unterhaltend war es, meine Nachbarn zu hören, wie redſelig ſie jede ſeiner Bewegungen mit Worten begleiteten: Il fait un mouvement de la main, est-ce qu'il parle? fragten ſie einander. Voilà qu'il arrête, il donne les ordres sans doute, ſagten ſie wenn er ſtille hielt. Und wenn er ſich plötzlich in eine andre Reihe hineinwandte und die vorreitenden Offiziere zurückließ! Ah! il cherche à tromper ses aides-de-camp; tenez, comme il les attrappe!

In einer Stunde war dieß königliche Schauſpiel zu Ende, das wenigſtens dem Theil des Volkes, ſo ich beobachten konnte, ſehr zu imponiren, und daſſelbe mit tiefer Verehrung für die hohe Gewalt des Conſuls zu erfüllen ſchien.

Da mich der Rückweg von meinem Reſtaurator (gewiß hat dieſen Nahmen ein Fremder, der ſieben Stunden, wie ich, herumgelaufen iſt, erfunden) durch das Louvre führte, ſo fiel mir ein, das Gemählde der Sabinerinnen von David zu beſuchen, das hier um einen gewiſſen Preis zu ſehen ſeyn ſoll. Der erſte Vorübergehende, den ich fragte, konnte mich dahin *weiſen.*

In dem Vorzimmer zieht ein Mann das Geld ein, und gibt dafür eine gedruckte geschichtliche Erklärung des Gemähldes. Ich gestehe es, daß ich mehr hinging, um gesehen zu haben als zu sehen, mehr um mit Ja antworten zu können, wenn man mich künftig fragen würde, ob mir auch etwas von David zu Gesicht gekommen; denn auch von dem geschicktesten französischen Künstler wagte ich nicht etwas zu erwarten, dessen Anschauen nach den Meisterwerken, welche das Museum umsonst darbietet, mit Geld bezahlt zu werden verdiente. Aber hier hatte ich ein Mahl die Freude mehr zu finden, als ich erwartete. Gleich bey meinem Eintritte, als ich das Werk ansichtig wurde, verschwanden alle Vorurtheile, die ich von David, als einem Meister aus der französischen Schule, hatte, und, man erkläre es wie man wolle, auch die nachtheiligen Vorstellungen verschwanden, so ich von ihm als Mensch wegen seiner vormahligen politischen Excesse bekommen. — Ich sahe ein Gemählde vor mir von großer lebendiger Wahrheit, der richtigsten vom Genius des Alterthums geleiteten Zeichnung, und einer großen Kunst im Colorit, ich meine die gelungene Bemühung, widersprechende Partien desselben in gefällige Harmonie zu bringen.

Ich hörte freylich einige Anwesende über Disharmonie der Farben klagen, weil sie glaubten ein grauer Ton einiger Theile steche gegen die kräftige und reine Wärme der Figuren des Vorgrunds zu stark ab;

ich fand aber nicht, daß dieſer Abſtand beleidige oder irgendwo die Harmonie ſtöre, er ſchien mir im Gegentheil die Figuren mehr herauszuheben und die Haltung zu beſtimmen. Wer wollte dieſer geübten Hand, die man in jedem Pinſelzug erkennt, Mangel an praktiſcher Wiſſenſchaft vorwerfen, und ſagen dürfen, der große Meiſter habe aus Unverſtand gethan, was bey genauer Prüfung nicht einmahl ein Fehler iſt, ſondern vielmehr eine zarte Sorgfalt verräth, der Mannigfaltigkeit der Natur getreu zu bleiben, und eine, auch guten Künſtlern ſo gewöhnliche manierirte Einförmigkeit des Tones zu vermeiden. Dem ſey wie ihm wolle! Es herrſcht eine ſolche weiche, natürliche Rundheit in den Gruppen und einzelnen Figuren, die von der größten Geſchicklichkeit des Mahlers auch in den mechaniſchen Theilen der Kunſt zeuget, und ſich gewiß ſelten in einem ſo großen Bilde, das nicht auf eine geſuchte künſtliche Weiſe beleuchtet iſt, findet.

Da David viele Feinde hat, ſo ſind auch ſeine Meiſterſtücke ungerechtem Urtheile deſto mehr ausgeſetzt. Solche Urtheile laſſen ſich aber nicht zurecht weiſen. Wer ſie öffentlich ausgeſprochen hat, kann ſie Ehren halber nicht wohl zurücknehmen, und der Neid thut es noch weniger. Klüger iſt es, ihrer gar nicht zu gedenken, und nur über die Sache ſelbſt, nicht über die Urtheile, zu urtheilen.

Ich werde nicht von Paris weggehen, ohne dieſe von einem hohen Geiſte beſeelte Compoſition, die den

größten Erfordernissen der Kunst entspricht, und, meiner Empfindung nach, neben den Meisterstücken aller Zeiten stehen darf, noch ein Mahl zu sehen, und noch näher über ihren inwerlichen Werth einzutreten.

Dem Gemählde, das mitten im Zimmer in schöner Beleuchtung steht, hängt ein sehr grosser Spiegel gegen über, damit es auch darin betrachtet werden könne, und Bänke sind umher gestellt, um es in jeder Distanz bequem zu sehen. In dem Vorberichte zu der gedruckten Erklärung rechtfertigt sich David bescheiden und würdig, und, wie mich dünkt, vollkommen über die vorher in Frankreich nicht übliche bezahlbare öffentliche Ausstellung. Wie gern wollt' ich nunmehr noch so viel geben, wenn ich seine andern berühmten Gemählde auch sehen könnte!

Nachdem ich zu Hause Uhr und Geld abgelegt hatte, weil ich nicht immer die Hände zur Huth in der Tasche haben mochte, so ging ich mit einem Bekannten in die Oper. Da Vestris heute tanzte, und der Graf von Livorno erwartet wurde, so war bald alles ausserordentlich voll, und wir mußten anderthalb Stunden warten im Gedränge und Geräusche des Parterres, bis die Musik anfing.

Wer kennt nicht schon die Wunder der französischen Opera aus hundert wunderbaren Erzählungen und Beschreibungen! — Ich fand jetzt alles zu klein,

weil mir alles zu groß war vorgespiegelt worden. Das Haus ist auch wirklich, so geräumig es seyn mag, für die große Stadt zu klein; denn heute, und das soll bey berühmten Singspielen immer so seyn, wurden viele Leute, die zu spät kamen, wieder abgewiesen. Es ist aber höchst beschwerlich, wenn man, um einen mittelmäßigen Platz zu haben, zwey Stunden zu früh kommen und in der Menge fast ersticken muß. Tanti poenitere non emo, heißt es daher bey vielen des schwülstigen Gesanges und der Scenerey satten Parisern, welche dafür lieber die kleinern Theater besuchen, deren gefälligere Musik sie leicht auffassen, und im Nachhausegehn fröhlich wieder durch die Nase von sich geben können. Heute aber machten sie eine Ausnahme, um auch wieder einmahl einen König zu sehen, wie noch manche mit republicanischem Wohlbehagen sagten. Allein er kam nicht, und man mußte sich mit den fürstlichen Personen der Bühne und dem luftigen Könige des Balletvolkes begnügen, die auch ihr fabelhaftes Geschäfte besser verrichteten, als mancher andre sein wirkliches.

Das Spiel des Orchesters, der Gesang und die Reinheit der Stimmen kamen mir, der ich noch nichts so gehört hatte, bewundernswürdig vor; nur wollte mir das unmäßige Geberdenspiel, und besonders die künstliche Wuth der ersten Sängerin nicht recht einleuchten. In diesem Grade fand ich es unschicklich, *weil es oft* zweifelhaft war, ob der Gesang den kör-

perlichen Affekt oder dieser den Gesang begleite. Ueberhaupt schien es mir, sie thun durch zu viel mimische Action dem wahren Geschmacke des lyrischen Vortrags Abbruch. Es liegt, zumahl bey dem hohen leidenschaftlichen Gesang, schon so viel hinreißende Gewalt in der künstlichen und zweckmäßigen Verbindung der Töne, womit der Meister in der Kunst eine Empfindung wecken wollte, daß es oft nur einer schönen, entsprechenden und biegsamen Stimme, und nicht einmahl des Verstandes der Worte bedarf, ja selbst diese manchmahl hinderlich sind, um die Vollkommenheit des Eindrucks zu vollenden, und also ein zartfühlendes Gemüth durch die physische Anstrengung des Sängers, seinem Gesang allen möglichen sinnlichen Ausdruck zu geben, wenn sie auch noch so mahlerisch schön wäre, auf eine unangenehme Weise von der reinen Empfindung abgezogen und zerstreut wird. Ich war oft versucht, die Augen zu schließen, um nur zu hören und nicht zu sehen, und nicht in dieser überhäuften Beschäftigung beyder Sinne um den einfachen und wahren Genuß zu kommen, und mir fiel oft ein, woran vielleicht nur das übertriebene Spiel Schuld war, ob nicht überhaupt die überirdische Sprache der Musik, und also auch der menschliche Gesang, der schönste Theil derselben, jede andre, als ihre eigne unmittelbare Apparenz verschmähe?

Bey der Oper muß man nun freylich hierüber ein *Auge zudrücken*, oder vielmehr eines offen behal-

ten, weil ſie nicht bloß ein muſikaliſches Werk ſeyn ſoll, ſondern ein Schauſpiel von Schauſpielen, wobey alle ſchönen Künſte konkurriren, und mimiſche Handlung als Inſtrument der Poeſie, wie auch Mahlerey und Baukunſt, eben ſo viel Anſpruch auf das Auge machen dürfen, als die Tonkunſt auf das Ohr. Ob dann aber alle dieſe gehäuften Wirkungen in eine einzige Empfindung im Innern zuſammenfließen, und ſo die vollendete Täuſchung, ohne Gleichen hervorbringen können, die eigentlich der Zweck des Ganzen ſeyn ſollte, das iſt eine andre Frage, worüber ich im erſten Mahle nicht urtheilen kann; denn jetzt wenigſtens war es mir nicht möglich, den bleibenden Eindruck einer zuſammenhängenden Handlung daraus zu faſſen. Hingegen aber, ich geſtehe es, gefiel und bezauberte mich, außer dem Zuſammenhange, beynahe alles, beſonders aber die orcheſtiſchen Fechterſpiele, ſo den Zwiſchenakt ausmachten, die mit unvergleichlicher Kunſt, Behendigkeit und nach den Antiken ſtudirter Zierlichkeit aufgeführt wurden.

Die Dekorationen ſind zwar nicht abgenutzt, aber doch etwas alt; übrigens ſchön gemahlt, und täuſchend, was nemlich Architectur vorſtellt, denn Wald und Hügel werden auch die ſtärkſte Imagination nicht ins Elyſium verſetzen. Sie werden durch ein widriges Pfeifen geleitet, und ihre Veränderung geſchieht zwar als phyſikaliſches Experiment ſchnell genug, doch nicht ſo, daß der Einbildung nichts zu wünſchen übrig bliebe,

wie man mir gesagt hat. Von außerordentlicher Wirkung war jedoch am Ende des Stückes (Hecube) der Brand Trojas. Obgleich eine sinnliche Täuschung auf dem Theater nie statt hat noch haben soll, weil die Theaterwelt eine eigne und nicht die wirkliche Welt seyn und ihre Wahrheit immer in den Grenzen der schönen Kunst bleiben muß, so empfand ich doch unerwartetes Schrecken bei diesem Chaos der Zerstörung. Rauch stieg aus den Häusern empor und verzehrende Flammen. Tempel und hohe Palläste stürzten krachend ein. Zerstreute Krieger liefen ängstlich oder wüthend zwischen den brennenden Trümmern umher, und von fern entfloh der fromme Aeneas zu seinen am Meere wartenden Gefährten. Es war ein lebendiges Gemählde im Kleinen von der schrecklichen Begebenheit, dessen Wirkung noch durch künstliches Geräusch und das laute Erstaunen der Zuschauer vermehrt wurde. Freylich nur für Augenblicke täuschend, aber auch nur Augenblicke dauernd. So mannigfaltigen und großen Effekt, mit so viel Geschmack dargestellt, hätte ich in einem so beengten Raume nicht möglich geglaubt.

Zum Beschlusse wurde das Ballet Psyche gegeben, wo ich also beym ersten Besuche schon das Berühmteste in seiner Art, den Vestris als Amor, sahe. Ich mochte aber sehen wie ich wollte, so konnte ich jetzt noch keine Vorzüge vor den andern Tänzern an ihm bemerken, vielmehr fand ich mehr Behagen an andern, vielleicht nicht so künstlich schnellen, aber sanft

nern Geſtalten; denn zu einem Amor ſchien er mir mit ſeinem großen Kopf und unamoroſen Geſichte nicht gemacht zu ſeyn, beſonders wenn ich mir den Cupido der Antikenſammlung dagegen dachte. Allein ich will ihm nicht Unrecht thun; es iſt nicht möglich, daß ein Neuling, wie ich hier war, die Feinheiten einer ſo vervollkommneten Kunſt im erſten Erſtaunen faſſen könne.

In dem Anſchlagzettel hatte ich geleſen, daß ein Tänzer, ich weiß ſeinen Nahmen nicht mehr, den Zephyr machen würde, und war neugierig zu ſehen, wie man einen Zephyr tanzen könne. Ich begriff es aber bald. Der Knabe ſchien, wie von leichten Winden getragen, den Boden kaum zu berühren; man hätte geglaubt, er würde über Blumen hinhüpfen können, ohne ſie zu verletzen. Er ſpielte auch die ganze Zeit über mit einer ſolchen Hingebung und naiver Anmuth, und doch mit ſo abgemeſſener Richtigkeit, daß er mein Wohlgefallen im vorzüglichen Grade hatte, indem ich bey den meiſten andern eine gewiſſe Begierde in die Augen zu fallen, eine Hinſicht auf die Zuſchauer wahrnahm, die nicht im Geiſte des Stückes lag.

So gedacht und ausdrucksvoll die Pantomime übrigens iſt, ſo thut man doch wohl, wenn man ſich vorher mit dem Inhalte des Ballets bekannt macht, denn ſo klar iſt die Darſtellung doch nicht, daß man alles ohne Vorbereitung verſtände. In dem Ausdrucke der Sehnſucht und des zärtlichen Verlangens ſchien *mir indeſſen* nicht nur die deutlichſte Sprache, ſondern

auch

auch die meiſte Grazie zu liegen. Aber auch üppige Freude, Eiferſucht, Zorn, Veneration und andre Affecten wußten ſie äußerſt anſchaulich zu machen, und dennoch alle ihre Bewegungen, auch die ſprechendſten, immer in den Schranken der höchſten Eleganz zu erhalten. Dieß iſt die Schule des körperlichen Anſtandes, hier findet der leichte Franzoſe das Ideal ſeiner gefälligen Sicherheit und Gewalt über den Körper, wodurch er ſich ſo ſehr über andre Nationen erhaben fühlt. Aus dieſem Garten pflückt die feine Pariſerwelt die Blume der Grazien, und ſtreut ihren Samen aus in die empfänglichen Provinzen, ja in ferne Länder, auf deren fremden Boden aber ſie ſeltener in einheimiſcher Fülle gedeiht. — Wer wird es dem großen Veſtris verargen, wenn er, ſein unendliches Reich überſchauend, ſeine Wichtigkeit fühlt, und ſich den Unſterblichen zugeſellt; Er, von dem Königinnen mit Bewunderung ſprechen, und über deſſen Anblick die Hirten der Völker ihre menſchenbeglückenden Sorgen vergeſſen!

Erſchöpft von Durſt und Müdigkeit kam ich um Zwölfe nach Hauſe, denn ich hatte in der Oper eine unerträgliche Hitze ausgeſtanden und auf den Bänken des Parterres ſehr enge und unbequem geſeſſen.

Des folgenden Morgens (26. May) machte ich mich bey guter Zeit mit einem meiner Reiſegeführten

auf den Weg zum helvetiſchen Miniſter, der unweit der elyſäiſchen Felder wohnt. Er hat ein ſchönes Haus, aber zu meinem Befremden fand ich es im Innern viel ſtiller und ruhiger, als ich bey einem Ambaſſador erwartet hatte. Nirgends keine Schildwache, keine Staatskaroſſe, keine rauchende Küche, keine Bedienten, nicht einmahl ein Hund in dem leeren Hofe. Mit Mühe entdeckten wir endlich einen Mann, der uns den Weg ins Büreau wies. Auf den einſamen Treppen und Gängen hörten wir, wie in einem Kloſter, unſre eignen Fußtritte wiederhallen. Auch auf dem Büreau, wo zwey Secretäre ſaßen, ſchien mehr gute Ordnung als Geſchäftsdrang zu herrſchen, welches alles mir keine große Idee von der Bedeutſamkeit unſrer Republik gab. Da der Miniſter noch nicht aufgeſtanden war, weil er ſpät in die Nacht hinein arbeite, ſo hieß man uns (es war 9. Uhr) in zwey Stunden wiederkommen. Aber wohin ſollten wir nun gehen, um die koſtbare Zeit nicht zu verlieren? Es fing an zu regnen, wir waren weit von unſrer Wohnung, und da wir doch bald wieder kommen mußten, ſo wäre es nicht der Mühe werth geweſen, heim zu fahren. Wir waren unzufrieden mit unſerm Geſandten, der wie ein großer Herr bis Mittag ſchläft, und wenigſtens reiſenden Landsleuten hülfreich ſeyn ſollte, da er ſo wenig für die Republik thun kann. Das war aber im Unmuth geſprochen; wir thaten ihm Unrecht, weil wir *ihn noch nicht* perſönlich kannten.

In dem anstoßenden Tuilerien-garten war ein prächtiges neues Caffehaus, wohin wir gingen. An leichter und reinlicher Bedienung sowohl, als an reichem und geschmackvollem Bau der Zimmer, übertraf dieser Ort noch alle andern, so ich bisher gesehen. Solche feine Dekorationen und zarte Möblen, die man hier allenthalben antrifft, welche mit einem einzigen derben Rucke zerstört werden können, müssen gewiß auch einen guten Theil dazu beytragen, den Parisern die leise Geschmeidigkeit zu geben, so ihnen eigen ist; und diese zur Natur gewordene Eigenschaft raffinirt dann hinwiederum auf neue Gegenstände des Luxus nach ihrem Geschmacke, bis zuletzt das elegante Geräth so federleicht und dünne wird, daß man kaum mehr husten darf, aus Furcht, alles zum Fenster hinauszublasen.

Dann gingen wir noch in dem Garten herum. Da er jetzt noch ganz einsam war, so konnten wir seine Schönheiten und Vorzüge ungestört wahrnehmen und prüfen, die hauptsächlich in der edeln Einfalt seiner Anlage und der Vermeidung alles Ueberladenen und Gesuchten gegründet zu seyn scheinen. Hier erblickt man nicht mehr die zugestutzte Steifigkeit und langweilige Eurythmie der alten französischen, noch das eben so unerträgliche wilde Kinderspiel der englischen Gärten, nichts Unnatürliches und auch nichts Uebernatürliches, keine mauerhohe glattgeschnittene Hecken, keine mühsame Wasserkünste, die nur bey Feste

vitäten laufen und die übrige Zeit ſtinkende Pfützen ſind, keine verſchnörkelte Bäume und Beete; hingegen auch keine kindiſche Ueberraſchungen von zerfallenen Tempeln, enormen Brücken über ſeichte Bächlein, dürftigen Waſſerfällen, arkadiſchen Grabmählern, und andern dergleichen Dingen, die niemand täuſchen als wer gern ſich ſelbſt täuſcht — ſondern es iſt ein edler Luſtgarten von leicht faßlichem regelmäßigem Plan, in welchem aber in geſchmackvoller Vereinigung alles angebracht iſt, was die Natur dem Auge liebliches darbiethen kann, vom bunten Farbenſpiele der auserleſenſten Blumen bis zum erhabenen Gewölbe der grünen Linden. Alles iſt wohlgeordnet und ſauber unterhalten, ganz und unverſtümmelt. Reihen der ſchönſten Orangenbäume zieren die offenen Gänge, und Bildſäulen von Marmor und Erz leiten unſre Phantaſie in die großen Zeiten des Alterthums.

Allenthalben iſt ein weiter offener Blick, nichts enges noch widriges für das Auge. Die vordere Seite des Gartens ſchließt das Schloß der Tuilerien, von welchem zwey Terraſſen ausgehen, die den Garten umfaſſen und ſich beim Ausgange deſſelben in zwey reichgeſchmückte Hügel zuſammenziehen, wo man die prächtigſte Ausſicht hat, die ich in meinem Leben geſehen, nicht nur über den weiten Garten hin bis an das Schloß, ſondern über den Eintrachtsplatz und ſeine lebendige Welt, auf die zierlichen Gebäude des Garde-*meuble* und die elyſäiſchen Felder, und jenſeit des

Wassers über die königlichen Brücken, die Palläste und Hotels, den Dom der Invaliden, bis auf die fernen Höhen von Meudon und Passy.

Aber so ein Garten will bevölkert seyn, das ist offenbar der Zweck seiner Anlage, dazu sind die weiten Gänge, die luftigen Wälder, der mit Gitterwerk verwahrte Blumengrund und die reichen Terrassen, alles deutet darauf hin. Es ist nicht der Garten eines reichen Privatmanns, nur für seinen und einzelner Freunde Genuß gebaut, wo sich angenehme Irrgänge, romantische Scenen und liebliche Nachlässigkeiten zweckmäßig anbringen lassen; noch das phantastische Lustrevier fürstlicher Anglomanie, wo alle Schönheiten und Schrecknisse der Natur in eine Musterkarte zusammengedrängt sind, und vom Sturm zerrissene Wälder mit blühenden Fluren, haushohe Alpen mit unterirdischen Höhlen, und Nachtigallen mit Frösche sich in ein harmonisches Ganze vereinigen müssen, das Mode und Gutmüthigkeit zwar einen Augenblick anziehend finden, aber eben so bald überdrüssig werden, weil aus diesem zusammengestückelten Naturgewande die Mühsamkeit der Kunst allenthalben zu schnell die Ohren hervorreckt, wo es dann mit dem eingebildeten Naturgenusse sein Ende hat.

Es ist ein öffentlicher, mit den anmuthigsten und edelsten Gegenständen der Natur geschmackvoll ausgeschmückter Platz, den neben seinen Pallast hin der König, oder sein Aequivalent die Regierung der un-

ermeßlichen Hauptstadt, großmüthig gepflanzt hat und unterhält, weniger für sich selbst als für die Ruhe, Erhohlung und gesellschaftliche Freude der zahllosen Einwohner; wo sich die Großen, Schönen und Beglückten gern und in Menge jeden Abend sehen lassen, und jetzt auch der bescheidene Arme ungestört wandelt. Das freudige Volk aufzunehmen und mit seinen Gaben und Schönheiten zu ergetzen, dies ist der Charakter und die Bestimmung dieses herrlichen Gartens, dafür strecken die weiten Alleen ihre Arme aus und biethen die breiten Terrassen ihren Rücken. Dann erscheint er auch in einer Vollkommenheit, die wohl nirgends in diesem Grade sich findet.

Als wir zu unserer einsamen Gesandtschaft zurückgekehrt waren, mußten wir unsere Pässe dort lassen, wofür man uns ein anderes Papier gab, das wir bey dem Polizeypräfect vorweisen sollten. Nachher führte uns der Secretär zum Minister selbst. Ich glaube, dieser gelehrte und liebenswürdige Mann habe hier, wie ers auch verdient, ein angenehmes Leben, das angenehmste von allen denjenigen, welche Berufswegen an unsrer Staatsgaleere rudern. Seine Bescheidenheit und Wissenschaft machen ihn in Paris beliebt, er hat ein gutes Auskommen und wenig Geschäfte, er ist entfernt von unsern tollen politischen Ereignissen *und dem noch* tollern Geschwätze darüber, und sitzt

gleichwohl an der Quelle der wichtigsten Neuigkeiten, und was ihm noch lieber und angemessener seyn mag, an dem castalischen Brunnen, der hier aus tausend Röhren unerschöpflich quillt. —

Er versprach uns Zutrittsbillette zur großen Parade, welches mir erwünscht war, denn wie dürfte ich mich zu Hause wieder blicken lassen, ohne die erste Frage beantworten zu können, ob ich den großen Bonaparte gesehen habe?

In der Policeypräfectur waren wir bald spedirt. Wir bekamen Sicherheitskarten, die wir während unsers Hierseyns beständig bey uns führen sollen. Von da suchten wir den Wechsler auf, welchem wir empfohlen waren. Da wir gestern eine falsche Adresse bekommen hatten, so liefen wir uns müde, ohne ihn erfragen zu können, bis uns endlich ein Geldtrager zurecht wieß.

Auf solchen unfreywilligen Wanderschaften lernt man die Straßen bald kennen, und ihre Wahrzeichen, wie die Handwerksbursche sagen. Am anziehendsten unter diesen war mir der Pont-neuf, wegen der mancherley Vorstellungen, so ich mir von Jugend auf aus französischen Romanen und Lebensbeschreibungen davon gemacht hatte, und auch wegen seiner wirklichen Schönheit und mahlerischen Lage, vorzüglich aber wegen des regen Lebens und Treibens, das sich ruhelos

darüber hinwälzt. Man nennt dieſe Brücke mit Recht das Herz von Paris, weil von da aus als dem Mittelpunkte der großen Stadt die Bewegung in alle Gaſſen, wie das Blut in die Adern des Körpers, ſtrömt. Vordem hieß es, man könne keinen Schritt auf der Brücke thun, ohne auf einen Pfaffen oder eine H... zu ſtoßen, jetzt nicht mehr; jene ſind verſchwunden, und dieſe müſſen vermuthlich andre Schliche haben, denn daß ſie noch irgendwo exiſtiren, beweiſen die antiſyphilitiſchen Zettelchen, die einem hier bey Dutzenden in die Hand geſteckt werden, wenn man ſchon ſagt, man habe ihrer nicht nöthig. Außer dem Gewimmel der Hin- und Hergehenden, das ſo groß iſt, daß zwey nicht bey einander ſtilleſtehen können, ohne fortgeſtoßen zu werden, hat die Brücke noch ihre beſondern Bewohner; auf den Stufen des Trottoirs lagern ſich in gehörigen Diſtanzen Schuhflicker und Schuhputzer, vorzüglich aber eine eigne Klaſſe von „Artistes," die kleine Fahrten von Blech vor ſich aufgeſtellt haben, worauf ihre Beſchäftigung beſchrieben iſt: N. N. tond les chiens, coupe les chats et va en ville. — Längs dem Geländer der Brücke ſind wohl verſehene Buden aller Art, beſonders findet man da auserleſene Früchte und Pomeranzen. Auf dem Platze Henry IV. ſteht jetzt ein niedliches Kaffehaus, das aber ſeiner vortrefflichen Lage ungeachtet ſein Glück bisher nicht gemacht hat, weil der Geiſt des großen Heinrichs, deſſen Bild hier aufrichtiger verehrt wurde,

als die fabelhaften Heiligen der Kirche, noch manchen von dem Eintritte in dieſen entweihten Ort abwehrt. Gegen über liegt die Place Dauphine; wer hier in den vorderſten Häuſern wohnt, lebt an dem kurzweiligſten aber auch unruhigſten Orte von ganz Paris, und vielleicht auf dem bevölkerteſten Flecke von Europa.

Da das Théâtre Montansier, welches in dem Palais royal liegt, noch nicht offen war, ſo ging ich in den Arkaden herum, und beſahe alle die Bedürfniſſe des Reichthums, welche hier in wunderſamem Ueberfluß auf das reizendſte zum Kauf ausgeſtellt ſind. Wie viele Dinge gibt es, derer ich nicht bedarf! wagte ich mit Socrates zu ſagen, ging aber vielleicht darin von ihm ab, wie leider noch in manchem, daß ich doch mit großem Vergnügen dabey verweilte. Dieß Verweilen bey den Gewölben ſcheint jedoch nicht zum guten Tone zu gehören, denn beynahe jedermann ging vorbey ohne die Sachen anzuſehen, und mein neugieriges Betragen reizte die Aufmerkſamkeit der umherwandernden Schönheiten, welche ſich nicht unter die Dinge zu zählen pflegen, deren Socrates und die Fremden nicht bedürfen. Sie ſtellten ſich in den Weg und wollten auch geſehen, oder gar, wie mir eine zu verſtehen gab, ins Theater geführt ſeyn. Obgleich hierdurch der gute Ton weniger beleidigt worden wäre, als durch das Anſtaunen der Butiken, ſo hielt ich doch

einen ſtillen Rückzug für das ſicherſte, weil ich keine Komödie in der Komödie ſpielen wollte, und die Socratiſche Methode der Unterhaltung mit dieſen Hetären mehr theoretiſch bewundere als praktiſch verſtehe.

Montanſier iſt das Theater für die luſtige Welt, und daher außerordentlich beſucht. Die Wahl der Stücke und der Schauſpieler, alles iſt nur auf momentanes Lachen abgeſehen, und die Ausführung entſpricht dieſer Abſicht vollkommen. Darüber hinaus wird aber kein Schritt gegangen, auch erwarten ſolches die Zuſchauer nicht, denn es iſt ein Geplauder und Gelächter in den Logen und allenthalben, daß man bald merkt, dieſer Ort werde nur für oberflächliche Beluſtigung beſucht, und bloß um die vornehmſten Züge und Melodien zu haſchen, nicht um ernſthafter Ueberlegung einen Augenblick Raum zu geben. Da die ſentimentale weibliche Kennerklaſſe, welche das Schöne nur in der Tugend und die Tugend in Worten ſucht, dieſen Schauplatz leichtſinniger Fröhlichkeit der Anſtändigkeit halber nicht beſuchen darf, ſo wird der Geſchmack einzig durch die Bedürfniſſe derjenigen beſtimmt, welche hier den Ton angeben, und das ſind junge Müßiggänger oder reiche Parvenüs, dergleichen es jetzt ſo viele gibt, mit ihren Mädchen; dieſe Leute ſind ungebildeten Geiſtes und wollen nichts als ſinnlich beluſtigt ſeyn.

Ein Schauſpieler iſt hier, Brunet, der ſich durch ſeine treffende Wahrheit in Vorſtellung lächerlicher

Einfalt einen Nahmen gemacht hat. Er kam mir auch wirklich unterhaltend vor; allein man hat doch erst den rechten Genuß an diesen Leuten von schalkhafter Laune, wenn man sie näher kennt. Das erste Mahl machen sie nur geringe Wirkung, weil die erste Bekanntschaft unter Menschen immer ernsthaft ist. Wir müssen mit ihrer Weise bekannt werden, ihre Figur und ihr Ton muß uns nicht mehr fremd seyn, erst dann treten wir in ihre excentrische Bahn und begreifen ihre Eigenschaft. Und wenn sie einmahl den Beyfall erhalten haben, so hat niemand kein besseres Spiel als solche Lustigmacher und witzigen Leute; der Glaube eilt ihren Werken zuvor; man geht allen ihren Aeußerungen mit der Erinnerung ihrer vorigen Schwänke entgegen, und strengt seinen Scharfsinn an, alles ihr Thun und Lassen nach dem Ideale zu bilden, das man sich von dergleichen Lieblingen der lustigen Gesellschaft gemacht hat. Dann fällt es ihnen nicht schwer, es bald so weit zu bringen, wie der ehemalige Loustic der alten französischen Schweizergarde; wenn er nur das Maul aufthat, so lachte das ganze Regiment.

Wie wird es mir seyn, wenn ich wieder in meiner stillen Heimath bin, da ich schon jetzt nach Verfluß einiger Tage mich an den betäubenden Lärm des hiesigen Lebens zu gewöhnen anfange? — Wie einem, denk ich, der von seltsamen Träumen erwacht, und sich

derſelben auf ſeiner einſamen Lagerſtätte behaglich erinnert. Lange werd ich dieſes Traumes eingedenk ſeyn!

Da ich heute (27. May) das Muſeum verſchloſſen fand, weil es jeden Septidi ausgekehrt wird, ſo ging ich zum Zeitvertreib längs der Gallerie du Louvre an der Seine hin und her, welches bisher einer meiner liebſten Gänge iſt, weil man auf beyden Seiten, beſonders über dem Waſſer, eine ſo weite Ausſicht ſchöner Gebäude hat, und bey der Frequenz des Platzes doch vor den unerträglichen Kutſchen und Cabriolets ſicher iſt. Hier erfuhr ich, daß eine Sache im gleichen Augenblicke mit gleichem Recht die ganze Aufmerkſamkeit des einen beſchäftigen und vom andern ſehr gering geachtet werden könne, ohne daß deßwegen der eine oder der andre die Beſchuldigung von Kälte verdiene, womit wir ſo geſchwind über andre herfallen, wenn ihre Theilnahme unſrer Erwartung nicht entſpricht. Denn indem ich auf der Mauer des Fluſſes ſaß und das Hôtel des Monnaies betrachtete, ſahen alle Vorübergehenden nach dem neuangelegten Bade Vigiers hinunter, und ſprachen mit Entzücken von dieſem ſchwimmenden Inſelchen, ohne einen Blick auf das Louvre noch auf die herrlichen Quaygebäude zu werfen, noch die weite mit nichts als ſchönen Gegenſtänden beſchränkte Ausdehnung ins bewundernde Auge zu faſſen. — Sie kannten alles dieſes ſchon von Jugend an, aber das Bad war für ſie eine neue Entdeckung; mich hingegen intereſſirte jetzt das winzige

Gärtchen nicht, weil mir alles gleich neu war. Bey ihnen mußten die alten Kenntniſſe der neuen Wahrnehmung Platz machen, bey mir noch das Kleine dem Großen.

Indeſſen will ich dieſe niedliche Anlage nicht verachten; nichts iſt unbedeutend was ſeiner Beſtimmung entſpricht, und ſchon der Vorgenuß der Pariſer beym Anblicke dieſes einladenden Bades gibt demſelben einen wirklichen Werth. Ich meine vielmehr, jeder ſolle ſich ſeiner eigenen Vorſtellungen und Erkenntniſſe freuen, wenn ſie nur aus eigener Kraft hervorgehen, und nicht bloß anmaßlicher Schein oder Nebel der Einbildung ſind. Dabey aber ſoll man auch nicht allzueilfertig, aus ſogenannter guter Meinung, den andern bey der Hand nehmen und ſagen: komm und theile meine Empfindung bey dieſem Anlaß! denn dieß heißt in den meiſten Fällen den Starken zur Kälte und den Schwachen zur Heucheley hinführen, weil das menſchliche Herz ſich eben ſo ungern zu Gefühlen auffordern läßt, als der Verſtand zum Glauben.

Uebrigens empfangen wir manchmahl die größten Gedanken bey den kleinſten Gegenſtänden, und zwar nicht allein durch die Kraft, mit welcher Swift aus einem Beſenſtiel mehr Geiſt zog, als Harvey aus Sonne, Mond und Sternen, ſondern öfters auch darum, weil unter den unzähligen Dingen, die Einfluß auf unſer Gemüth haben, und den Werth unſrer Anſchauungen beſtimmen, Zeit und Laune nicht die

seltensten sind, so rein wir uns auch gestimmt wähnen mögen, und eine unmerkliche Analogie, eine dunkle Erinnerung unsern Verstand so oft leiten kann, als unsern Willen. Wir tragen nicht nur unsern Kopf, sondern auch unser Herz den Erscheinungen entgegen, und so gibt uns, Gott sey Dank, die Hütte eines Einsiedlers oft mehr zu denken, als die Säulenordnung des Louvres, ja die Erde oft mehr als der Himmel, und selbst in der strengsten Analytik weht der Geist noch wie und wo er will.

Eben so elend und abgeschmackt, als die Ehrenmeldung der Kanonenkugeln vom 10. August an den Tuilerien, kam mir jetzt die an einem Fenster des Louvres aufgestellte Schandschrift auf Karl IX. vor, welche sagt, daß er von hier aus mit einem Karabiner auf sein Volk geschossen habe. Hier schoß also der König auf sein Volk und dort das Volk auf seinen König; eins ist so sauber wie das andre. Welch ein Geschmack, die Schandflecken der Nation den Leuten durch Denkmähler ins Gedächtniß zu rufen; ist es nicht schon zu viel, daß die Geschichte davon sprechen muß! — Aber man wollte das Königthum verhaßt machen, und beging die Ungerechtigkeit gegen die Geschichte, aus dem Leben böser Könige die schrecklichste That herauszuheben, um sie zum Scheusal aufzustellen, und hingegen die Statue des guten Heinrichs umzuwerfen und das

Grad des heiligen Ludwigs zu entweihen; wodurch man zwar seinen Zweck erhielt, den Pöbel zu entflammen, aber damit auch eine größre Blutrache auf sich lud, als Karl IX. mit seinem Karabiner.

So wird aber die wahre Freyheit nicht gestiftet, so wenig als durch die öffentlichen Werkstätte der peinlichen Justiz die wahre Gerechtigkeit; und wer aus der abscheulichen Handlung eines Königs Haß gegen das Königthum schöpfen soll, darf auch mit gleichem Rechte um der Handlungen der Revolutionsmänner willen Haß gegen das Freyheitthum nähren.

Wer in einem Fiaker fahren will, muß sich mit kleinem Gelde versehen, denn die Kutscher machen immer Schwierigkeiten, wenn sie herausgeben sollen, und sich mit ihnen zanken ist für einen Fremden ein schlechter Gewinn; nicht so wohl, weil ein Fremder in diesem Labyrinthe nicht weiß, wo er sich Recht schaffen soll, als weil man hier nicht zankt, wie an andern Orten, denn auch der Zank hat hier seine Convenienz und der Zorn seine Sitte. Wehe dem, der diese nicht kennt und sich der Originalität seiner Leidenschaft überlassen, oder seine vaterländischen Ausdrücke des Unwillens ins Französische übersetzen wollte! Hier wird der Zorn in Spott gekleidet und der Schimpf muß zu lachen machen, sonst ist er nicht gültig, und kömmt, wenn er auch das größte Recht auf seiner Seite hat,

zu kurz. Ich hörte heute einen Schuhputzer mit einem Manne zanken, der ihn nicht bezahlen wollte, und erstaunte über das Besonnene und Abgemessene seiner Ausdrücke mitten im lebhaftesten Zorne; er wußte seinen Gegner mit einem Strome empfindlicher Reden zu beschämen, ohne ein unanständiges Wort zu sagen. Wo findet man das anderswo? — Aber es war auf einem offenen Platze unter einer Menge von Leuten; ob es unter vier Augen auch so höflich abgelaufen wäre, ist noch die Frage. Denn das ist eben des Pariſers souveräner Grundsatz, welchem Vornehme und Gemeine bis in den Tod getreu bleiben, sich der Beobachtung vortheilhaft zu zeigen, und vor der Welt alles mit bonne grace zu thun. Nach dieser Maxime bildet er seine Geberden, seine Sprache, und sein ganzes gesellschaftliches Leben. Daher bey den Vornehmen dieser leise Ton, dieser Schein von Geduld und Theilnahme, diese oberflächliche Harmonie, diese Furcht vor Eigenheiten und „cet esprit fondé sur les phrases qui circulent," und bey den Gemeinen die behutsame und doch leichte Manier in Ausdrücken, die Mäßigung im Affecte, das Schönreden mit Unbekannten, und die bey allem Freyheitsstolz sclaviſche Unterwerfung unter das, was öffentliche Manier ist.

Am meisten muß ich mich über die Leichtigkeit ihrer Sprache verwundern, denn es ist unglaublich, mit welcher Wohlredenheit man hier alles zu sagen weiß, *und mit welcher* Bereitwilligkeit sich ihre Worte ihrer

Ver-

Vernunft, öfters auch nur einem Analogon derselben, anschmiegen. Sermo datur cunctis . . . kann man nirgends mit mehr Recht sagen.

So entsteht ihre Höflichkeit, eine Halbtugend, worin es die Pariser vor aller Welt am weitesten gebracht haben, und diesen Ruhm muß man ihnen lassen; denn wenn sie auch gleich nichts weiter ist, als Gefälligkeit in Worten, so ist doch dieß schon ein Verdienst, das jedermann behagt, und auch oft den Betrug versüßt, da hingegen die Grobheit niemand als sich selbst und der Schadenfreude gefällt.

Man würde sich auch irren, wenn man annehmen wollte, nach der Revolution seyen jetzt die Pariser weniger höflich; ich glaube vielmehr, sie seyen es mehr als vorher, aus dem gleichen Grunde, warum, nach Brydone, auf der Insel Malta mehr Lebensart herrschen soll als irgendwo, weil nun jeder von dem andern Genugthuung fordern kann, und daher keine verächtliche Behandlung mehr geduldet wird. Was in dem Sturme der Revolution geschah, wo der Teufel los und Grobheit an der furchtbaren Tagesordnung war, darf nicht dagegen gezählt werden, eben weil es ein vorübergehender Sturm war, auf welchen die natürliche Heiterkeit bald wieder folgen mußte.

Inzwischen ist Höflichkeit noch so weit von Dienstbereitwilligkeit verschieden, als Wort von That; auch kann gewiß mancher kalte und trockene Ausländer in dieser letztern wirklichen Tugend den aufmerksamsten

und geſelligſten Franzoſen beſchämen, und wenn der Unterſchied wirklich zwiſchen zwey Nationen ſich fände, daß die eine höflicher und die andre dienſtfertiger wäre, wer wollte nicht lieber zur letztern gehören? Ich bin weit entfernt, ſchon ein Urtheil fällen zu wollen, aber das muß ich doch ſagen, daß ich bey dem erſten Beſuche, den ich hier machte, ungeachtet aller dringenden Empfehlungen, ſo ich mitgebracht hatte, und aller Höflichkeit, womit ich empfangen wurde, verluſtiges Geld auf meinen Wechſel herausbekam; und an dem zweyten Orte, wo ich einen Brief abzugeben hatte, ernſtlich vor dem abſcheulichen Geldhunger und Betrug, der hier herrſche, gewarnt und mir geſagt wurde, ich werde das Point d'argent point de Suisse anwendbarer auf die Franzoſen als auf meine Landsleute finden.

Da heute die Andromache des Racine gegeben wurde, ſo war das Schauſpielhaus (Théâtre français) ſchon zwey Stunden vor dem Anfange ſo voll, daß ich kaum noch ein Plätzchen auf dem Parterre fand. Ich hatte alſo Zeit genug, den wohlgemahlten aber etwas abgenutzten Vorhang zu betrachten, und die ſonderbare Bauart der Logen, von welchen die untern ganz kahle Oeffnungen ohne Ausladung und Verzierung ſind, hingegen ſpringt bei den mittlern plötzlich *eine reiche* joniſche Säulenordnung hervor, die zwar *an ſich niedlich* iſt, aber zu ſehr gegen die Gemeinheit

der ersten absticht, um ein schönes Ganzes auszumachen; daher rief auch einer, der neben mir saß, aus: C'est un château bâti sur des hameaux!

Schon in der Oper hatte ich in den Logen die große und vornehme Welt mit ihrem imponirenden Gepränge vermißt, und hier noch mehr, wo in den ersten Plätzen alles so kunterbunt und gedrängt saß, daß man sich kaum regen konnte. Ich weiß wohl, daß es hier zu Lande kein Vorrecht der Geburt, der Ehrenstellen oder des Geldes geben soll, das sich Ehrenplätze auswählt, um von da auf andre hinabzusehen oder ihrer gar nicht zu achten, und das ist auch ganz recht. Aber das Theater hat seine eigne Welt, in der alles idealischer Schein ist, und alles sich nur in der abgemessensten Rangordnung bewegt und erhält. Sollte aber da, wo Könige und Helden uns zur Ehrfurcht, und edle Unglückliche zur Bewunderung oder zum Mitleid hinreißen, nicht auch eine der Natur des höhern Schauspiels analoge ernste Würde außerhalb des Vorhangs Platz haben, damit die Wahrheit der Fabel und des Spiels nicht durch den Widerspruch im Betragen der Zuschauer leide? Wenn man auch die Schaubühne nicht als eine Schule der Sitten ansehen will — sie ist es aber doch — so sollte sie doch, nur als Kunstwerk betrachtet, das durch die Personifikation der Geschichte unser Gemüth erheben will, von einem ihrem Zwecke angemessenen äußern Anstand unterstützt seyn. Wie sehr könnte dieser befördert werden, wenn [illegible]

der buntſcheckigen Menge nur ſolche Perſonen zu den erſten Plätzen Zutritt hätten, deren Gegenwart durch ihre innere oder äußere Vorzüge Ehrerbietung befiehlt. Wenn ſolche Ehrenplätze mit den Würdigſten beſetzt ſind, wenn in einer Loge der erſte Conſul mit ſeinen Gehülfen, in einer andern große Generale und Staatsmänner ſäßen, wiederum andre für berühmte Gelehrte, für das ehrwürdige Alter oder ausgezeichnete ſittliche Verdienſte beſtimmt wären, und auch angeſehene Fremde einen beſondern Sitz hätten, ſo würde dadurch dem Schauſpiel ſelbſt, dieſem ſchönſten menſchlichen Zeitvertreibe, Ehre gemacht, und der große Haufe, der nie ſich ſelbſt beherrſchen kann, wenn er keinen Herrn ſieht, in den Schranken der Dezenz gehalten werden. Denn jetzt, da in den erſten Logen die gleiche muthwillige Unruhe herrſcht, wie in den letzten, da alles in vermiſchten Haufen zuſammen ſitzt, frech herumgafft, ſich zuwinkt, mit Gläſern beguckt, aus und ein geht, erhält die Verſammlung den Anſchein von Unwiſſenheit, Geſchmack- und Zügelloſigkeit, den ſie wohl nicht verdient.

Dieſen Anſchein vermehrt noch, wenigſtens für den Fremden, das unerträgliche Klatſchen, das unaufhörlich aus allen Ecken des Hauſes ertönt, und mehr ungeduldige Reizbarkeit als wahres Gefühl verräth. In ihrer übermäßigen Lebhaftigkeit unterbrechen ſie durch Klatſchen jede Empfindung in ihrem höchſten Punkte, und treiben es ſo lange, bis ſie ſich und an-

dere aus der Empfindung herausgeklatſcht haben. Indeſſen ſteht der arme Schauſpieler, mitten in ſeinem Affekte unterbrochen, entweder cataleptiſch da, oder er hilft ſich mit ſtummer Geberde, ſo gut er kann, ſelten aber auf eine geſchickte Art, weil es mehr als ſchwer iſt, zugleich der Gegenſtand des lauteſten Beyfalls zu ſeyn und eine fremde Rolle zu ſpielen. Würden nur die vorzüglichſten Schönheiten beklatſcht, und kurz genug um das Spiel nicht zu unterbrechen, ſo möchte es noch angehen; aber auch das Mittelmäßige findet hier wie allenthalben ſeine Bewunderer, und dieſe ſind deſto lauter, je weniger Verdienſt ihr Beyfall hat, und am lauteſten, wenn man gegen dieß „Menſchenrecht" Bewegungen machen will.

Hier alſo das franzöſiſche Trauerſpiel in ſeiner Vollkommenheit, dachte ich. Meine Erwartung war geſpannt. Auf der einen Seite erinnerte ich mich des harten auswärtigen Tadels, auf der andern des überſchwenglichen einheimiſchen Lobes; ich fand aber beyde übertrieben. Wer hier perſönliche Wahrheit verlangt, charakteriſtiſche Züge individueller Natur, der ſucht was er nicht finden wird. Dichter und Schauſpieler fürchten ſich vor dem natürlichen Leben, und aus Scheu gemein zu ſeyn, werden ſie zu allgemein. *Das wird nun freylich mit der Würde der Tragödie*

und dem Charakter der Nation entschuldigt, indessen fällt es doch jedem unbefangenen Fremden auf, ehe er daran gewöhnt ist; er muß es aber bald werden, glaube ich, um der mancherley äußerlichen Vorzüge willen, welche die tiefer liegenden Mängel bedecken. Diese Vorzüge, die ich um so viel mehr bewunderte, weil sie der ganzen Bühne gemeinschaftlich sind, bestehen in dem Adel der Sprache, in der Zierlichkeit der Declamation, Kunst und Lebendigkeit des mimischen Ausdrucks, dem feyerlichen Anstande, der sich nie vergißt, und auch in dem letzten Schauspieler noch harmonisch mit dem Ganzen erscheint. Hier wird der tragische Dichter studirt, oder die Schauspieler und Zuschauer sind schon aus alter Bekanntschaft mit ihm vertraut, sein Geist und seine einzelnen Schönheiten werden gefaßt, und mit der berechnetesten Aufmerksamkeit auf den Geschmack des eingebornen Publikums vorgetragen. Da dieser Nationalgeschmack sich nur mit den äußerlichen Zeichen heroischer Leidenschaften begnügt, und nicht die ursprüngliche Stimme des Herzens vernehmen will, so können die daher entspringenden Mängel auch nicht dem Schauspieler zugerechnet werden, um so viel weniger, da auch die Dichter nach dieser Volkseigenheit sich bequemen. — Wenn auch das Stück nicht alles leistet was es sollte, so leistet doch der Schauspieler das, was sein Publikum von ihm erwartet, in der möglichsten Vollkommenheit, und ersetzt durch ästhetische Wirkung auf die Einbildungs-

kraft und den Verstand des Zuschauers, was ihm an unmittelbarer Berührung der Seele abgeht.

Es war mir immer, ich sähe den Geist Ludwig XIV. über der Bühne schweben, mit seinem angebornen königlichen Anstand und seinem falschen Ideal von Größe, woraus seine abgemessene Feyerlichkeit, sein oberflächlicher Glanz und das gespannte Bestreben, immer bedeutend und wichtig zu seyn, entstand, und die Anmaßung der Unfehlbarkeit in Urtheilen über Gegenstände des äußerlichen Lebens, welcher ganz Europa so unbegreiflich huldigte, und welche auch die großen Dichter jener Zeit zwang, ihre Ruhmbegierde diesem mehr königlichen als menschlichen Veto zu unterwerfen, und die Ausflüsse ihres Geistes in den monarchischen Damm zu leiten, der alles ausschließend, was gemeine Natur verkündigte, zwar den edeln Geschmack sicherte, aber auch manche originelle Quelle des Genies im Entstehen hemmte. Da große Menschen des Zeitalters dieser herrschenden Ansicht ein vollkommenes Genügen und selbst in diesen Banden noch viel leisteten, und keine größern nachfolgten, so wurden ihre Werke zur nothwendigen Regel gemacht, deren Gewalt mit ihrem Nutzen und Schaden sich noch auf den heutigen Tag erstreckt.

Schon lange aus schriftlichen und mündlichen Nachrichten mit dem französischen Theater bekannt, mußten sich mir jetzt bey eigner Vergleichung zwischen dem Gehörten und Gesehenen, und zwischen Gelesen

und Spiel dieſe und andere allgemeine Betrachtungen leicht darbiethen; über den künſtleriſchen Werth einzelner Schauſpieler aber war ich noch nicht im Stand ein Urtheil zu fällen, weil man keinen Menſchen, der eine öffentliche Rolle ſpielt, richtig beurtheilen kann, ohne ihn perſönlich zu kennen, das iſt, ohne mit ſeinen Eigenthümlichkeiten, dem, was ihm die Natur aus Liebe oder aus Haß gab, vertraut zu ſeyn, um nicht, welches ſo oft der Fall iſt, an Idioſynkraſien zu hängen, und das wahre Talent zu überſehen.

Doch kann ich über Talma, der den Oreſt ſpielte, nicht ſchweigen. Der Verſtand, womit er, ausgezeichnet vor allen andern, ſeine Rolle vortrug, machte mir ihn gleich anfangs ſchätzbar. Es war nicht bloße hergebrachte Manier der Declamation, ſondern Gefühl deſſen, was er ſagte, und ohne die nothwendige tragiſche Würde zu vergeſſen, wußte er Wahrheit und Leben auch in den längſten Reden beyzubehalten. — Ob er im Affecte nicht zu oft die Hände über dem Haupt ſchüttle, ob ſein Kopf nicht zu rund und ſein Geſicht zu kleinlich für dieſe großen heroiſchen Rollen ſey, wage ich noch nicht zu ſagen, ob es mir gleich ſo vorkam; denn dieſes ſind eben jene vorübergehenden Eindrücke unvollkommener Neuheit, welche bald vor dem Uebergewicht der Trefflichkeiten verſchwinden müſſen.

Auch im Coſtüm zeichnet er ſich aus, und ſcheint *der Wahrheit* deſſelben ernſtlich, ja ängſtlich nachzu-

ſtreben. Die emporgekräuſten ſchwarzen Haare fallen freylich jetzt weniger auf, weil ſie gerade Mode ſind; aber die bis hinter die Elbogen nackten Arme hätten meiner Meinung nach mit fleiſchfarber Seide bekleidet ſeyn ſollen. Ihre blaſſe Farbe und ſtarken männlichen Muskeln gaben ihnen unter dem reichen farbigen Gewande ein trockenes und mageres Anſehen, das den heutigen Geſchmack, der nicht gewohnt iſt, nackte Mannsarme zu ſehen, beleidigt. Der griechiſche Oreſt mag freylich keine ſeidenen Ermel getragen haben, aber der franzöſiſche darf es gleichwohl thun, thut und ſagt er doch noch vieles, das eben ſo wenig griechiſch iſt. Des Euripides Oreſt in der Maske und den Kothurnen mag dem Sohne des Agamemnon eben auch nicht ſehr ähnlich geſehen haben. — Das Coſtüm des Theaters muß, ſo wie es Empfindung und Sprache auch iſt, theatraliſch, das iſt, ſublimirte Natur und nicht bloße hiſtoriſche Wahrheit ſeyn, und ſich daher auch nicht allzuſtrenge weder an die alte noch neue Mode binden, um nicht durch jene zu fremde und durch dieſe zu alltäglich zu werden.

Uebrigens iſt es doch ein großer Unterſchied, ein Stück nur zu leſen oder von einem ſolchen Schauſpieler aufführen zu ſehen, denn ſo ein geſchickter Mann weiß oft gerade das am meiſten zu beleben, worüber man im Leſen kalt hinweggeht. So hat der letzte Auftritt, wo Oreſt den Geiſt des Pyrrhus zu erblicken glaubt, nie keinen Eindruck auf mich gemacht, ſondern

iſt mir immer nur als ein Handwerkskunſtgriff des Dichters vorgekommen, um dem Pylades Gelegenheit zu geben, ſeinen Helden lebendig zu retten. Aber die erſtaunliche Kunſt, womit Talma nach und nach in dieſen Zuſtand der Gemüthsverwirrung hineintrat und ſtufenweiſe bis zur Wuth und Ohnmacht fortſchritt, erſchütterte mich, und ſtellte mir ein eigenthümliches Gemählde dar, wovon das Verdienſt allerdings mehr dem Schauſpieler als dem Dichter zu gut kommt. Solche Darſtellungen, deren Lebendigkeit und Gewalt keine leſende Phantaſie ſich erſinnen kann, ſind es, die dem Schauſpieler ſeinen Werth geben, und ihm in der äſthetiſchen Schöpfung einen der erſten Plätze anweiſen. Nur Schade, daß er ſeinen Nachruhm nicht wie andere Künſtler durch bleibende Werke fixiren kann, ſondern bloß dem Nahmen nach in der Tradition und dem Rufe, den ſein Zeitalter hat, fortlebt! „Le rôle d'Oreste fit crever Montfleuri“ iſt alles, was man noch etwa, wenn von der Andromaque die Rede iſt, von dem Manne ſagt, dem ſeine Zeit Bewunderung zollte; man eilt kalt bey ſeinem Denkmahle vorbey, denn ſein Werk ging mit ihm ins Grab. Was iſt uns von Baron übrig geblieben, der alle Herzen an ſich zog, und wie ſein Publikum (und er ſelbſt) ſagte, alle Gaben der Natur in ſich vereinigte! Was von der geprieſenen Champmelé, die von dem zärtlichen Racine ſelbſt ihre Bildung empfing, und von der ſie ſagten, in Aulis ſeyen nicht ſo viele Thränen um die

wahre Iphigenia geflossen, als sie in dem Trauerspiele dieses Nahmens den Zuschauern zu entlocken gewußt habe! Jetzt weint kein Auge mehr um sie. — So geht und ging es allen. Selbst Garrik seufzet,*) daß der Ruhm eines Schauspielers kaum ein halbes Menschenalter daure, und diesem dürfen getrost alle andern nachseufzen, denn auch Er gilt jetzt schon nicht mehr, was er im Leben galt, weil seine superiore Gegenwart nicht mehr alle Kritik entwaffnet, und keine Beschreibung den Mangel bleibender Kunst ersetzen kann.

Unterdessen ist der Beyfall, den große Schauspieler unmittelbar einernten, ein Ersatz für den Ruhm, der andere Künstler öfters erst nach ihrem Tode erreicht, wenn sie sich dessen nicht mehr freuen können. Verzeihlicher als bey allen andern ist daher auch die Eitelkeit bey diesen Menschen, die nie anders als unterm Lärm der Bewunderung vor dem Publikum auftreten, und um deren Umgang sich die Großen beneiden, von deren Reisen die Zeitungen sprechen, oder die sich wohl gar wie Iffland die hohe Gnade ausbitten dürfen, Fürsten vertraulich die Hand zu biethen. Verzeihlich auch, wenn sie mit eigenen Lebensbeschreibungen der Unsterblichkeit entgegen gehen wollen, die ihnen ihre bessere Kunst nur halb gewährt.

*) Prologue to the clandestine marriage.

Mlle. Volnais, ein noch ſehr junges zartes Mädchen, ſpielte die Andromache, und Mlle. Raucourt, eine ältliche junoniſche Geſtalt, die Hermione. Dieſe mit aller Zuverſicht auf gewohnten Beyfall und mit der Sicherheit vollendeter Kunſt, jene mit liebenswürdigem Mißtrauen in ihre noch ungeübten Kräfte, aber mit feinem Gefühl und richtigem Sinn. Sie durfte in jugendlicher Beſcheidenheit es noch nicht wagen, ſich zu dem Heldenſchritte, den (allerdings zierlichen) antiken Stellungen und dem plötzlichen Contraſt der Töne zu erheben, worin ihre Nebenbuhlerin auch da, wo es ihre ſtürmiſche Rolle nicht erforderte, ihre Kunſt zeigte, ſondern blieb durchgehends in den natürlichen Schranken edler ſanfter Weiblichkeit, und gewann dadurch die Herzen der Zuhörer. Sie wird aber dabey nicht bleiben, ſondern hingeriſſen werden, gleich den andern, zu den hochtrabenden Theatermanieren, welche die Gewohnheit der Nation erfordert, von deren Uebertriebenheit aber, mehr noch als der Tadel der Ausländer, gerade der vorzügliche Beyfall zeuget, den die Zuſchauer ſelbſt dem ungeſchminkten Spiele dieſes feinen Mädchens zu geben ſich gedrungen fühlten.

Wenn ich nur die Kraft des Erkenntnißvermögens beſäße, welche die Geſetzgeber der menſchlichen Vernunft fordern, nicht nur im Denken, ſondern ſogar im Empfinden alle Vorſtellungen abzuhalten, die nicht in den Kram dienen, ſo hätte ich mit dieſer kleinen *Andromache* ganz zufrieden ſeyn können, aber ſo

wollte mir die zum Sprüchwort gewordene Größe der Griechin nicht aus dem Sinne; omnibus Andromache visa est spatiosior aequo, sagten die Alten; und da hätte sich wohl in jeder Rücksicht die Raucourt besser zu dieser Rolle bewährt gefunden. Im übrigen mag diese in ihrer Jugend vortrefflich gewesen seyn, aber jetzt scheint es ihr zu gehen, wie vielen altern den Poeten und Künstlern, daß der Geist zu Manier wird.

Am Ende wurden noch Orest und Andromache aufgerufen, sich sehen zu lassen, und als dieses nicht sogleich geschah, heulten und schrien und stampften die Zuschauer auf eine Art, die eben nicht von schönem Enthusiasmus zeugte, bis endlich Talma und Volnais Hand in Hand auf die Hälfte des Theaters kamen, sich tief bückten, und dann der Vorhang unter heftigem Geklatsche fiel.

Nun begriff ich auch, warum den Franzosen Stellen aus ihren Dichtern, besonders aus dem Racine, so geläufig sind, wie uns heilige Sprüche oder alte Sentenzen. Bey der unbegrenzten Bewunderung, die sie für ihre Nationalschaubühne haben, müssen ihnen diese für ihre Ohren so harmonischen Verse, und dieser classische, für ihren Geschmack so poetische, Styl als das Höchste seiner Art erscheinen, und ihnen durch *die ausgebildete*, die Sprache in ihrer Vollkommenheit

darſtellende Declamation ihrer Schauſpieler, denen kein verfehlter Laut nachgeſehen wird, leicht ins Gedächtniß geprägt werden. Dazu kommt noch, daß hier Griechen und Römer, Juden und Türken alle aus franzöſiſchem Herzen ſprechen, und dadurch ſo manchem ſchönen Verſe eine leichte Accomodation auf die öffentliche und geheime Geſchichte des Volkes gewähren. Wir Deutſche hingegen, die wohl ſchon manches claſſiſche Buch, aber noch keine eigne claſſiſche Litteratur haben, müſſen uns in Demuth mit ausländiſchen Quotationen und Citationen, oder mit alten heiligen und profanen Stellen behelfen, die zwar einigen Schatten auf unſer vaterländiſches Selbſtgefühl werfen, jedoch an Schönheit und praktiſchem Nutzen gewöhnlich jenen nicht nachſtehen.

Ein Bekannter führte mich noch in das Café des mille colonnes, um auf den weichen Lehnſtühlen von den harten und gepreßten Sitzen des Parterres auszuruhen. Es hat ſeinen prächtigen Nahmen von den vielen niedlichen Säulen, womit die Wände ringsum verziert ſind, die ſich in den großen Wandſpiegeln in unendlicher Zahl verlieren. Ein neuer lockender Aufenthalt für die, welche alle Tage herrlich und in Freuden leben wollen; nur kam es mir bedenklich vor, daß an jeder Treppe aller dieſer Wohnplätze des ſinnlichen Genuſſes ein armer Lazarus liegt, der Brod um

die Brosamen euers Ueberflusses anspricht. Zwar scheint dieß niemand groß zu achten, Ihr könnt auch diesen unangenehmen Anblick leicht beym Eintritt in das glänzende Gemach vergessen, ob Ihr aber in Zukunft nicht wieder einmahl daran erinnert werdet, das weiß ich nicht. —

Deinde eo dormitum, non sollicitus mihi quod cras
Surgendum sit mane — Victurus suavius, ac si
Consul avus, pater atque meus, patruusque fuisset.

Horat.

Dritter Theil.

Quacunque libido est,
Incedo solus.
Horat.

Wer iſt ihr gleich, dieſer großen Stadt, der Mächtigen, welcher Gewalt gegeben iſt über alle Sprachen und Völker der Erde! Um deren Gunſt die Könige buhlen, und von deren Zauberkelch die Söhne des Reichthums trunken werden! Die ſich mit der Beute des Sieges bekleidet, und ſich ſchmückt mit fremdem Golde und Juwelen! Deren Menſchenfluthen rauſchen wie die Stimme eines großen Waſſers, wie eines ſtarken Donners Stimme! — Wahrlich, ſchon ihre Außenſeite, das was ihr an der Stirne geſchrieben und allen Augen zur Schau ſteht, enthält für den Fremdling ſo viel Geheimniß und Uebung der Weisheit, daß ich um den Genuß ihrer verborgenen Reize niemand beneide, bevor ich dieſe äußern geprüft habe. Nicht alſo an den Tafeln der Großen, nicht im Kreiſe einzelner Familien, noch im Umgange mit Gelehrten, ſollte es mir auch vergönnt ſeyn, werde ich zuerſt den Charakter dieſer Hauptſtadt und die Sinnesart ihrer Bewohner aufſuchen, ſondern auf Straßen und öffentlichen Plätzen, wo es nur Augen die ſehen, und Ohren

die hören können, bedarf, um den Geist des Volkes zu fassen, der sich im Stehen und Gehen, Geberden und Sprache, Handel und Wandel, Zeitvertreib und Arbeit, bey fröhlichen Auftritten, oder da „wo es ein Unglück zum Besten gibt," kurz allenthalben offenbart, wo zahlreich und ungezwungen die Leute sich regen. Hier zeigen sich dem freyen Zuschauer am auffallendsten die Abweichungen von seiner Landessitte, die er nicht unbemerkt lassen darf, wenn ihrer schon der Eingeborne, dem sie natürlich oder alltäglich sind, nicht achtet; hier wird ihm mancher seltsame Zug, worüber in feinern Gesellschaften oft gefliſſen, aus Lebensart oder Vaterlandsliebe, vor dem Ausländer ein Schleyer geworfen wird, sichtbar werden. Denn hier verstellt man sich am wenigsten, oder doch vor dem stillen Beobachter nicht, weil man seiner nicht achtet. Verstellung aber, so leicht sie den täuscht, welchen sie im Auge hat, ist oft für den, auf welchen sie nicht gerichtet ist, ein hellerer Spiegel der Seele, als ungeschminkte Ehrlichkeit. Wer will, kann noch den Vortheil anführen, daß man sich auf freyer Straße geschwinder von der Falschheit wenden, und sie vergessen kann, als in der Gesellschaft, wo man oft Stunden lang an sie gebunden, und in ihrem giftigen Dunstkreis geängstigt wird.

Man wende nicht ein, daß Neuheiten auf der Straße gesammelt nur vorübergehendes Interesse haben; *sagt* dieß die Erfahrung, so lehrt eine andere *eben so richtig*, daß man auch im Umgange mit der

gebildeten Classe sich dieses Geständniß nur zu oft machen müsse, wo ebenfalls, so viel ich weiß, zu einer „Gift“ *) Vergnügen zwey „Giften“ Geduld unentbehrlich sind. Man ennuyirt sich zuletzt an den Tafeln der Vornehmen und im Umgange mit den Gelehrten, wie auf dem offnen Markte; wurden nicht selbst die Tischgenossen Friedrich des Großen endlich des Salzes seines Witzes, wie der Gewürze seiner Speisen überdrüßig!

Meiner Meinung nach muß also der Menschenbeobachter in Hauptstädten, wenn er in seinen Erfahrungen regelmäßig zu Werk gehen will, bey dem öffentlichen Leben des Volkes den Anfang machen. Er wird lange genug lehrreiche Beschäftigung dabey finden, und wohl eher müde als fertig werden. Findet er dann noch Zeit und Gunst zum Zutritte bey höhern Ständen oder ruhigern Zirkeln, so werden ihm auch diese anziehendern Genuß verschaffen, je mehr er zuvor sein eignes Urtheil über die Sehenswürdigkeiten der Stadt und den Charakter des Volkes festgesetzt hat.

Das, was ich weiß, mit dem was ich sehe zu vergleichen, und hieraus mir täglich neue Erfahrungen zu sammeln; diesem mikrokosmischen Schauspiele, so lange es mir gefällt, als einziger Zuschauer beyzuwohnen, dieß ist das Geschäft und die Freude meines kurzen

*) Ueber die Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, von J. H. Campe. Braunschweig, 1794. Seite 144.

Hierſeyns. — Für wen mag aber ein langer Aufenthalt beſonders anzüglich und vortheilhaft ſeyn? Für den, denke ich, der viel Zerſtreuung zu ſeinem Glücke bedarf, oder für den Reichen, der ſein Geld auf die beſte oder ſchlechteſte Weiſe anwenden will, für den dreiſten Charlatan, oder für den großen Künſtler, wofern er ſchon einen berühmten Nahmen hat, denn ſich erſt einen Nahmen zu machen, wird er hier tauſend Hinderniſſe finden; vorzüglich muß wegen der allanerkannten Humanität der hieſigen Gelehrten das Leben in Paris dem behagen, der zu ſeinem Studium viel Subſidien und wiſſenſchaftlichen Umgang nöthig hat. Auch wer in der Kenntniß der großen Welt, und in der feinen Lebensart, ſein Glück zu finden glaubt, wird, was ihm die eleganten Zeitſchriften ſeines Vaterlandes noch zu wünſchen übrig laſſen, hier nicht umſonſt ſuchen, und ſich bald bis zur zarteſten Selbſtgefälligkeit ausbilden können. Für die übrigen ehrlichen Leute aber mag Paris doch zuletzt ſo langweilig werden, als irgend ein Provinzialſtädtchen; vielleicht noch langweiliger, weil man hier gar nichts von ländlicher Natur ſieht, — ſo wenig, daß ein Landsmann von mir um der Ideenverbindung willen ſich ſogar des Kuhſtalles im Jardin des Plantes mit allen Sinnen freute — wogegen man des betäubenden Gepränges und täuſchenden Scheins doch endlich überdrüſſig wird, und ſich dann *auf einzelne* Bekanntſchaften beſchränkt, worin, wenn *die erſte Zurückhaltung* verſchwunden iſt, das Unkraut

menſchlicher Leidenſchaften auch aufkeimt wie allenthalben.

Gute Bekanntſchaften ſind indeſſen ſchwerer zu machen, als man glaubt, unter dieſer Unzahl von Leuten, denen man nicht trauen darf, ehe man ſie kennt; hingegen kann man ſo leicht Vergnügen und Geſellſchaft ohne Bekanntſchaft finden, daß der Fremde nur zu leicht den Vortheil des ordentlichen Umgangs vernachläſſigen, und andern ohnedieß zu befriedigenden Neigungen folgen lernt, wozu hier ſo viele Thüren offen ſtehen. Ich bin zwar auch der Meinung, daß, um glücklich zu ſeyn, man ſeinen Neigungen folgen müſſe, aber erſt wenn man ſie mit Klugheit geprüft hat, da aber die wenigſten ſich hierzu Zeit nehmen, ſo beſeufzt auch ſo mancher heimkehrende Corydon reumüthig ſeine Thorheit.

Heute (28. May) war die Gemählde-Gallerie wiedrum geſchloſſen, weil man immer etwas darin zu verändern hat; ich ging alſo in die heilige Verſammlung der Antiken, wo ich jetzt mit dem Verzeichniß in der Hand anfing, ein Bild nach dem andern zu betrachten, und meine Beobachtungen flüchtig niederzuſchreiben, um ſolche zu Hauſe weiter auszuführen, oder wenigſtens künftig eine Erinnerung meiner eignen Anſicht zu haben. Da ich ſelten das Glück habe, gleich von dem *erſten* Anblick begeiſtert zu werden, ſondern

den Gegenstand eine Zeit lang vor mir haben muß, ehe meine Gedanken sich zu regen anfangen, so finde ich auch desto eher Muße, dieselben an Ort und Stelle schriftlich aufzufassen, und befinde mich bey dieser Beschäftigung, wenn sie schon eben keinen genialischen Ruf hat, recht gut, denn nicht nur verfliegen ohne dieses Mittel dergleichen Gedanken oft unwiderbringlich, sondern sie geben uns auch die treffendsten und bezeichnendsten Ausdrücke, weil sie die Geburt der unmittelbaren Wahrnehmung sind, lichtvolle Eingebungen, die keine spätere Ueberlegung hervorbringen, aber wohl rectificiren kann und soll. So brachte ich, zwey Säle durchgehend, manche Bemerkungen zu Papier, wovor indessen niemand erschrecken soll, denn sie sind zu weitläuftig um hier Platz zu finden, oft auch zu unverdaut und zu gewagt, um damit ohne Anmaßung hervortreten zu dürfen.

Niemand störte mich an diesem Geschäfte als ich selbst, weil ich mich zuweilen vor den Leuten scheute, die mich darum ansahen, so mit der Schreibtafel von einem Bilde zum andern schreitend den Antiquar zu machen, und etwas anders zu scheinen als ich war. Zur Erholung stellte ich mich dann neben den Eingang hin, um, da heute jedermann Zutritt hatte, die Wirkung zu beobachten, welche der Anblick dieser Götter und Helden auf die Menge der Kommenden mache, und hatte die Freude, hier augenscheinlich die geheime *Gewalt der wahren Kunst* zu sehen; denn bey allen,

ich mochte das Experiment bey Gens comme il faut oder in anima vili machen, verwandelte ſich die angeborne überſchwengliche Unbefangenheit, mit welcher ſie hereintraten, unwillkührlich in ein ſtilles ehrfurchtvolles Betragen, als ſie ſich von allen Seiten mit dieſen ernſthaften, und mit übermenſchlicher Würde bekleideten, Geſtalten umgeben ſahen. Ein Beweis, daß jene Unbefangenheit doch eben ſo ſehr ein Werk nachgeahmter Eitelkeit, als ausgebildetes Bewußtſeyn des perſönlichen Werths ſey. Beyde Geſchlechter, ſchien es mir, ließen den Anſpruch auf modiſche Grazie, womit ſie ſich ſonſt brüſten, fahren, und huldigten, ohne es zu wiſſen, dieſer unerreichbaren Einfalt und Größe.

Das war der allgemeine Eindruck. Hingegen fand ich dann hier nicht das ſchnelle Wohlgefallen an einzelnen Kunſtwerken, nicht die Sympathie der Einbildungskraft, welche ich in dem Gemählde ſaal beobachtet hatte. Zwar ſprach jeder Mund öffentliche Lobpreiſung aus — es war Huldigung die jeder dieſem glorreichen Eigenthume ſeiner Nation, dieſen Denkmahlen ewig berühmter Siege leiſten zu müſſen glaubte — aber insgeheim bemerkte ich an dem größten Theil der Anweſenden, bey aller Ehrfurcht, doch eine gewiſſe Unbehaglichkeit des Geſchmacks, die ich von den aufgeklärten, von allem ſprechenden, Pariſern nicht erwartet hätte. So befremdete einige die coloſſaliſche Größe, andre irrten die Verſtümmlungen oder ſichtbaren Reſtaurationen, noch andern gereichte das Nak-

kende, wo nicht zur Aergerniß, doch zur Zerſtreuung; dieſe beſprachen ſich über die blinden Augen, jene über die unnatürlichen Haare, den meiſten waren die Füße zu gerade geſtellt — kurz ich fand meine ſchon gemachte Beobachtung beſtätigt, daß die Sculptur zwar mehr imponirt, aber die Mahlerey viel leichtern Zugang zu dem menſchlichen Gemüthe findet.

Sollte man mich fragen, welches von den heute geſehenen Kunſtwerken mich ſelbſt am meiſten angezogen habe, ſo würde ich unter den erſten den berühmten Spinarius nennen, den Knaben von Bronze, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht. Ein Bild, das ein idealiſcher Sinn aus der einfaltliebenden Natur herausgegriffen, und in die Sphäre der Schönheit erhoben hat, ohne ſeiner menſchlichen Wahrheit Abbruch zu thun. Selten mag es einem Künſtler gelingen, ſo viel Natur mit ſo großer und doch anmaßungsloſer Kunſt zu vereinigen. Man ſucht jetzt die Größe zu ſehr in einer ſtrebenden Spannung der Hauptheile, die neuen franzöſiſchen Bilder ſind wie aus dem Fechtboden hervorgegangen, ſo wie man vormahls die Grazie in der Schlaffheit gefunden zu haben glaubte, und alle Bildſäulen vom Tanzmeiſter aufgeſtellt ſchienen. Man hält hier dieſen Knaben für einen Sieger im Wettrennen, aber wie kam er dann zu dieſer Stellung? Er müßte ſich etwa im Laufe beſchädigt haben, und gleich hernach ſo von dem Volke geſehen worden ſeyn. *Schwerlich iſt* aber jemahls ein öffentlicher Sieger,

den noch der Ruf des Beyfalls umtönt, einer so unbefangenen Stellung fähig gewesen.

Auch bey der Gruppe, die man Amor und Psyche nennt, kann ich nie vorbey gehen, ohne einen Blick der Bewunderung auf den schön gewandten Leib der Psyche, und ihre, ganz in dem Gegenstand ihrer Liebe verlorne, weltvergessende, schmelzende Umarmung zu werfen; welch eine Innigkeit des Kusses!*) — An dem Amor ist zu viel neues, besonders verstellt ihn die ergänzte Nase; ein Unglück, das man, wie ich jetzt sehe, bey den meisten Antiken beseufzen muß.

In der sogenannten Cleopatra sehe ich eine wohlgebildete schlafende Weibsperson, von majestätischem Körperbau, mit einem sehr künstlich gearbeiteten, faltenreichen Gewande, das aber, wie alle Gewänder in Marmor, besonders von dieser Größe, immer schwerer zu werden scheint, je leichter und beweglicher die Glieder der anhaltenden Betrachtung vorkommen. Auch dünkt mich, (vielleicht ist die mir noch ungewohnte Größe der Figur daran Schuld), dem Künstler habe ein etwas gemeines Ideal vorgeschwebt, das er mit mehr practischem Verstande als Empfindung behandelte; die Gestalt scheint mir weder alt noch jung, und der Gliederbau für weibliche Anmuth zu stark zu seyn.

*) Einige nennen diese Gruppe auch Caunus und Byblis, vermuthlich weil sie glauben, so könne nur eine Byblis küssen.

— — Quae cum sit junctissima, junctior esse
Expetit et vinclo fratri proplore ligari.

Um nicht den Verdacht auf mich zu laden, als hätte ich das Schönſte unbemerkt vorübergegangen, will ich auch des Bruchſtücks von einem Cupido oder Genius, das in dieſem Saale ſteht, gedenken, des reinſten menſchlichen Gebildes, ſo ich je geſehen habe; ein Engelsgeſicht, deſſen denkende ſtille Unſchuld und ſeine Lieblichkeit man nicht mit Worten beſchreiben kann; das Ideal eines Knaben, in dem eine göttliche Kraft ſchlummert, wovon er nur erſt eine leiſe Ahndung hat. — Idealiſiren iſt nicht ſchwer, die Neuern lernen es alle, meiſt ehe ſie noch die Wirklichkeit begriffen haben; aber ſo wie hier das Ideal zu individualiſiren, (wenn ich ſo ſagen darf), in dem Ideal die Grundzüge des Einzelweſens beyzubehalten, aus der Art die Gattung zu bilden, das iſt der von wenigen erreichte Gipfel der Kunſt.

Wenn ich ſchon ſchweigen wollte, ſo rede ich doch. Wer könnte auch ſchweigen, wenn er aus dieſer Geſellſchaft kömmt; den ſtummen Wänden möchte man ſeine Freude erzählen! Doch nur von einer Bildſäule noch erlaube man mir, ehe ich ſcheide, ein Wort zu ſagen, dem ſogenannten Zeno, der in dem Saale berühmter Männer ſteht. Andre mögen zwar mehr Verdienſt haben, wie ich dann nicht läugnen will, daß die trefflichen Bilder des Menander und Poſidippus, die männliche Größe und freye ungezwungene Würde ohne *Ueberfluß* und Ziererey ſo richtig ausdrücken, zu den *ſchönſten in dieſem* Saale gehören. Aber dieſer Phi-

loſoph — wenn es auch der Zeno nicht iſt, ſo iſt es doch der Edelſten einer aus ſeiner herrlichen Schule, oder ein Gottverwandter Cyniker — iſt mit ſolcher Wahrheit dargeſtellt, und die zur Natur gewordene Selbſtüberwindung, Weltverachtung und ernſte Ruhe der ſtrengen Vernunft, ſo rein und ohne allen Schein egoiſtiſcher Eitelkeit ſeinem ganzen Weſen aufgedrückt, daß es mir iſt, ich ſehe eine dieſer Zierden der Menſchheit vor mir, und das *Πειθὲν διδάσκει καὶ μαθητὰς λαμβάνει*, das man dem Zeno vorwarf, gern begreife. Am liebſten aber denke ich mir darin den heiligen Epictet, den Sohn der Armuth und den Freund der Götter, der in Geduld und Enthaltung die Weisheit des Lebens ſetzte, und ſo männlich that, was er lehrte.

Da heute ein öffentlicher Tag war, und der Zuſammenfluß der Kunſt- und Neugierigen ſich immer vergrößerte, ſo zog ich mich zurück, und ging nach der Nationalbibliothek hin, wo ich aber ſehr höflich auf Morgen beſtellt wurde, weil ſie heute nicht offen wäre. Dieſe Höflichkeit im Abweiſen iſt hier allgemein, und weit angenehmer als das verächtliche Anſchnarchen, welches ich ſchon oft erfahren habe, wo aus übelverſtandener Wichtigkeit, oder ſchlechter Bezahlung, oder langer Weile Wärter und Wachen unmuthig waren. Hier darf man alles fragen und alles ſagen, wenn es nur mit guten Worten und in anſtändigem Tone ge-

ſchieht. Die Franzoſen vertragen alles, nur nicht perſönliche Geringſchätzung, und hüthen ſich daher auch, dieſe gegen andre, am wenigſten gegen Fremde, die den Merkwürdigkeiten ihres Landes huldigen, blicken zu laſſen. Mancher Ausländer, der hieher kömmt, um ſeine Manieren zu lernen, ſollte ſich dieß beſonders merken, weil mancher gerade durch dieſe auswärts erlernten Manieren ſich zu Hauſe zur Geringſchätzung gegen andre berechtigt hält.

Einen Bekannten, der am andern Ende der Stadt wohnt, konnte ich auch nicht antreffen, ich vertrieb mir alſo die Zeit mit dem Unbekannten, und machte eine Entdeckungsreiſe in der Stadt herum. Die Gegend, wo ich mich am liebſten niederlaſſen möchte, liegt am linken Ufer des Fluſſes, zwiſchen der Neuen und der Eintrachtsbrücke; hier hat man eine breite Straße, die Seine und die ſchönen Gebäude jenſeits vor ſich; man ſieht immer was neues, und doch verhallt das betäubende Geräuſch in der großen Ausdehnung. Dieß muß aber auch ein von reichen Leuten geſuchtes Quartier ſeyn, aus dem hohen Preiſe zu ſchließen, den man für ein kleines Zimmer forderte. Auch ſieht man hier, welches den Platz in meinen Augen noch anziehender macht, einen Kupferſtichkram neben dem andern ſtehen, und ich finde, daß es nicht ſchwer halten würde, um wenig Geld eine ſchöne Sammlung alter guter Stücke *zu bekommen*, wenn man nicht ausſchließlich auf *vollkommen erhaltene* Exemplare und die beſten Abdrücke

ſehen wollte, denn dieſe werden theuer aufgekauft, und ſind ſelten. Nur an alten geſtochenen Portraiten ſcheint man wenig Geſchmack zu finden, wenigſtens ſehe ich nirgends keine zum Verkauf aufgeſtellt. Vielleicht aber kaufen ſie die Liebhaber der Geſchichte auf, und thun, was meiner Meinung nach, jeder Geſchichtforſcher, und wer eine hiſtoriſche Bibliothek hat, thun ſollte, daß ſie ſich Sammlungen hiſtoriſcher Köpfe anlegen, um auch zu wiſſen, wie die Leute ausgeſehen haben, welche die Welt in Bewegung ſetzten, und mit denen ſie ſich ſo viel in Gedanken beſchäftigen. So wie mir, gegen die allgemeine Regel zwar, bey einem Buche das quis eben ſo merkwürdig iſt, als das quid, ſo intereſſirt es mich noch viel mehr, ein ſinnliches Bild von den Menſchen zu haben, die ſich vor Millionen andern auszeichneten, und großes Glück — ein etwas ſeltener Fall — oder großes Unglück über die Menſchheit brachten, und ich leſe ſelten von Guſtav Adolph und Wallenſtein, Carl I. und Cromwell, Carl XII. und Peter I. u. ſ. w., ohne ihre Geſichter neben einander zu ſtellen und ſprechen zu laſſen, und, wahrhaftig, ſie ſprechen mir Erläuterung über ihre Thaten. Ohne in den Irrgarten der Phyſiognomik mich zu verirren, kann ich mich doch nicht enthalten, den Umfang, noch mehr aber die Richtung, der Kräfte manches berühmten Mannes nach ſeiner Geſichtsbildung zu ſchätzen. Montaignes offenes Antlitz blickt *in ein fröhlicheres* Leben als Spinozas trübe Miene.

der feine Erasmus hat auch in seinem Bilde gefälligere Züge, und verkündigt einen günstigern Richter, als der unholde Samuel Johnson. — Wir machen uns doch von allem Bildlichen Bilder, warum suchen wir nicht von merkwürdigen Menschen die wahren zu erlangen! Ich wollte nicht einmahl, daß ich nicht wüßte, wie Hugo Grotius und seine Frau ausgesehen haben. Ueberdieß erinnert mich das Angesicht eines großen Mannes doch kräftiger an seine Tugenden, als wenn ich seinen bloßen Nahmen an die Wand schriebe, und diese Erinnerung ist mir in meiner Schwachheit schon oft ein Sporn zum Guten gewesen; ob ich gleich weiß, daß viele sind, die das Hausmittel des Beyspiels zum Besserwerden mißrathen, und dafür einzig die durch den Vernunftbegriff selbstgewirkte reine Achtung für das Sittengesetz als neuentdeckte Panacee aufstellen.

Noch hab ich hier in keinem Kupferstichladen unanständige Bilder öffentlich ausgestellt gesehen, ein Beweis, daß die Polizey auch über die Sitten wacht, so gut sie kann.

Des Abends eilte ich in das Théatre de l'opera comique national, ehedem aux Italiens genannt, wo ich aber nicht fand, was ich nach dem alten Ruf erwartete. Zwar war eines der Stücke, die man gab, (*es thut mir leid den Nahmen vergessen zu haben*), *nicht ohne* Verdienst, weil es noch den Charakter der

alten

alten Opera comique hatte, worin die Franzoſen ehe-dem unübertrefflich waren, leichten Geſang, komiſche Intrigue, fröhliche Handlung, und die Naivetät, nicht der Natur aber einer liebenswürdigen jovialiſchen Sorgloſigkeit, die man hier dem arkadiſchen Leben für eigenthümlich hält, und die von plumpem Spaße gleich-weit entfernt iſt, als von der Langweiligkeit neuidyl-liſcher Unſchuld. Aber die zwey andern Stücke waren Poſſenſpiele, die mir dieſer Bühne unwürdig ſchienen. In dem erſten trat Friedrich der Große auf, der, wie der Calif in Tauſend und einer Nacht, Abends in den Straßen ſeiner Hauptſtadt herumgeht, (nach ſeiner Gewohnheit, wie meine Nachbarn ſagten) um zu hö-ren, was die Leute von ihm reden. Er wurde mit möglichſter Nachäffung in der Kleidung und Stellung vorgeſtellt, ſogar das nachläſſige Tobaknehmen wurde nicht vergeſſen, aber — welch ein lahmer Friedrich! Indeſſen verſicherte man mich, que le Prince Henry, qui était son oncle, avait été frappé de la ressem-blance, als er dieſes Stück hier geſehen, und daß er dem Schauſpieler ein großes Geſchenk gemacht habe. Ich war aber nicht von dem Gout dieſes Prinz Hein-richs, und hätte den abgeſchmackten Kerl, der es wa-gen durfte, den großen König in dieſem Mißbilde dar-zuſtellen, vom Theater hinunter ſtoßen mögen. Solche ſinnliche Nachahmungen ins Häßliche ſind dem Zweck der Schaubühne ganz zuwider, die ihre Helden, wenn ſie nicht lächerliche Perſonagen ſind, verſchönern, nicht

verunstalten muß. Ein Mangel an Bildung, den man von einem so berühmten Pariſertheater nicht erwarten ſollte.

Die Schönheit der männlichen Stimmen, die Leichtigkeit, mit der ſie das Geſpräch führen und die Geſchmeidigkeit der Action machten mir übrigens viel Vergnügen, und wenn meine Erwartung dieß erſte Mahl nicht befriedigt wurde, ſo ſind die daran Schuld, welche von jeher zu viel Aufhebens von dieſem Théatre Italien machten. Damit iſt aber nicht gemeint, daß ich nicht einſt noch ſo viel Gefallen als andre daran finden könne, wenn nur einmahl die zu hohe Idee durch die Gegenwart verdrängt iſt, und der erſte Unwille über den Widerſpruch der Erwartung nicht mehr die wirklich gute Seite verdeckt. Es geht uns ja auch ſo mit berühmten Leuten, an denen wir ſo oft irre werden, wenn wir ſie perſönlich vor uns haben; ſie können gemeiniglich nichts dafür, warum machten wir uns übertriebene Vorſtellungen von ihnen! Wenn man in ſolchen Fällen nur dem Aberwillen nicht Platz gibt, ſo wird man gewiß auch bald mit den unerwarteten Vorzügen der Sache bekannt werden, wobey dann allgemach die vorgefaßte Meinung ſchwindet, und man vergnügt iſt mit dem was man vor ſich hat. Uebrigens ſcheint mir dieſes Schauſpiel zu dem wohlgefälligen herkömmlicher Art zu gehören, an welches man *nur* durch Nebenumſtände gezogen, und nur durch *Gewohnheit feſtgehalten* wird, wobey man ſich zuletzt aber

recht gut behagt, und es als tägliches Hausbrot nicht mehr gern an die edlere Herzſtärkung des unbedingteren Großen und Schönen vertauſcht.

Da ich aber nicht hieher gekommen bin, mir einen künſtlichen Geſchmack an Vergnügungen, wozu mich keine Neigung zieht, zu erwecken, und ſolche mit Zeitverluſt mir zur ſubjectiven Nothwendigkeit zu machen, ſo werde ich auch dieſes Theater ſelten mehr ſehen; zumahl da ich die ganze Straße Richelieu durchlaufen muß, um nach Hauſe zu kommen, und dieſe Straße, wenn die Schauſpiele zu Ende ſind, ſo vollgepfropft von Wagen und Cabriolets iſt, daß einer, der nicht die franzöſiſche Behendigkeit im Ausweichen hat, über der langen Angſt erdrückt zu werden, alle Freude der Operette wieder vergißt.

Des Nachts kommen meine Reiſegefährten gewöhnlich noch auf mein Zimmer, wo wir dann die neuen Erfahrungen des Tages zuſammentragen, und mit den alten vergleichen. Da ſie Geſellſchaften beſuchen, ſo werde ich manches inne, welches mir ſonſt verborgen geblieben wäre. So ſoll, zum Beyſpiel, die Achtung der Franzoſen für Deutſchland und deutſche Literatur eben nicht ſo groß ſeyn, wie ſie oft in unſern Zeitſchriften angegeben wird, ſondern es ſoll leider mehrentheils mit großer Geringſchätzung davon geſprochen werden. Unſer Geſchmack ſey ſchon wieder

dans la décrépitude, ehe er noch recht das Tageslicht erblickt habe, ſagen ſie, und führen dann irgend einen Sprößling unſrer Muſen an, dem das franzöſiſche Gewand ſchlecht paßt; unſre neue Philoſophie arte in ſcholaſtiſche Schwärmerey und modiſchen Unbeſtand aus, denn der Kant, den wir noch unlängſt angebethet, ſey ſchon wieder von noch abſtractern Nachfolgern verdrängt. — So haben ſie, wenn ſie tadeln wollen, immer etwas von der Schattenſeite einer Sache in Bereitſchaft, das einer dem andern nachſpricht, unbekümmert die Sache ſelbſt zu kennen. Vordem galt wenigſtens noch der deutſche Kriegsruhm, aber auch dieſer iſt jetzt dahin; nur Frankreich und England, meinen ſie, verdienen den Nahmen ſich ſelbſt ſchützender Nationen.*)

Das iſt freylich traurig, es ſoll uns aber nicht verdrießen; denn ſobald es ihnen nicht darum zu thun iſt, die Ehre der großen Nation zu verfechten, ſo machen ſie es unter ſich ſelbſt nicht beſſer; einer verunglimpft den andern, und das größte einheimiſche Verdienſt wird auch, wie allenthalben, am ſchärfſten vom Zahne des Neides benagt; der Unterſchied iſt nur in der Manier, wo anderswo noch breiter Schimpf das Urtheil ſpricht, da tödten oder beleben ſie hier in ſchneidenden Sentenzen.

*) 1801.

Nicht gelinder urtheilen sie über das, womit sich die vorigen Zeiten groß dünkten. Es würde, so versichert man mich, sich einer schlecht empfehlen, wenn er das Jahrhundert Ludwigs XIV. lange lobpriese, ohne dem neu angetretenen das Compliment des Vorzugs zu machen. Zwar treten sie in keine directe Widerlegung ein, aber man hört sie bald mit Wichtigkeit die neuern Entdeckungen herzählen, und bey allem Beyfall, den sie euch geben, so viele Fehler an allen großen Männern jenes Jahrhunderts aufdecken, daß, wenn auch das Paulo majora canamus nicht schon auf ihren Mienen geschrieben stände, das Resultat ihrer Aeußerungen ihre Einbildung sattsam enthüllte. „Aus dem großen Condé würde mehr geworden seyn, wenn ihn seine hohe Geburt nicht erniedrigt hätte" — „Türenne wäre heut zu Tage ein guter kaiserlicher Officier, aber zum Commando der französischen Armée taugte er nichts mehr" — „Das Andenken des Marschalls von Sachsen erhält sich durch sein Grabmahl" — „Corneille wird nach und nach unbrauchbar" — „Racine dauert durch den Wohlklang seiner Verse" — „Moliere ist ohne Sentiments und beleidigt die Sitten" — Lebruns Magdalena ist eine Comödiantin" — „ Le Sueur ein Schüler der nach Raphaelischen Kupferstichen mahlte" — „Poussins Empfindung ist an den Antiken zu Stein geworden" — sagen nicht Krieger, Dichter und Mahler, aber die superfinen Kenner *dieser Künste*, und glauben durch einen solchen Ver-

ſcheid einem jeden ſeinen Platz bey der Nachwelt anzuweiſen. Dergleichen Formeln ſind aber eben ſo ſchädlich als unerträglich; ſchädlich, weil ihnen die unerfahrne Jugend glaubt, und ſich an dieſe Manier zu urtheilen gewöhnt; unerträglich, weil ſie etwas unwiderſprechliches an ſich haben, das unſre Empfindung über die Vorzüglichkeit jener großen Männer laut zu werden hindert.

Wie im Großen, ſo geht es auch im Kleinen, ſagten wir; herrſcht die Afterrede in den weiten Kreiſen des öffentlichen, ſo wird ſie ſich auch in die engen des bürgerlichen Lebens einzuſchleichen wiſſen; herrſcht ſie allenthalben, ſo hat ſich niemand zu beklagen; und ſo tröſteten wir uns, ſowohl über die ungerechten Urtheile, die über das deutſche Vaterland gefällt werden, als auch vorläufig über die kleinen Mückenſtiche, die zu Hauſe wieder auf uns warten. Bey uns geſchieht das Ehrabſchneiden, wie alles andre, weitläuftiger, hier hat man für jedes Große ſchon eine Erniedrigungsformel in Bereitſchaft. Aber das mag wahr ſeyn, daß im Fall eines allgemeinen Angriffs der Franzoſe beſſer für Einen Mann zu ſtehen weiß, als der Deutſche.

Wenn ich Abends mit Heimweh zu Bette gehe, *erſchöpft* von dem Taumel des Tages, ſo erwache ich *Morgens* wieder mit neuer Freude über mein Hier-

seyn, und die kommenden Erscheinungen von heute. Da das Museum erst um zehn Uhr aufgeht, und die Kaffehäuser erst um Neune sich öffnen, so beschäftige ich mich inzwischen, meine Betrachtungen niederzuschreiben, oder zum Fenster hinaus zu sehen, wie die Leute an ihre Verrichtungen gehen — und was für eine fremde Welt erblicke ich nicht schon aus meinem Fenster!

Ich sage nichts von den Fiakern, die auf ihre Standpunkte angefahren kommen, nichts von den unzähligen Gemüsekarren, worunter einige sogar von Hunden gezogen werden, nichts von den vielerley Werkstätten und Läden, die sich knarrend zu öffnen beginnen, nichts von dem Geschrey der Milchmädchen, und von dem übrigen Ausrufergeschrey, das in falschen Tönen die Ohren zerreißt. Auch weiß ich nichts über den Telegraph des Louvre zu sagen, der immer gestikulirt, und die Geheimnisse der Politik auf den Dächern verkündigt, ohne daß ein Mensch sie versteht, als der Oedipus, der seine Räthsel zu lösen berufen ist.

Aber was da an den vier Ecken der Kreuzstraße, wo ich wohne, geschieht, das gibt mir jeden Morgen schon genug zu schaffen. An einer von diesen Ecken hat sich zwischen zwey Schutzsteine ein fröhlicher Schuhputzerjunge eingezwängt, der jedem Vorübergehenden seine hülfreiche Hand anbiethet; ihn stört in seiner Munterkeit nicht Sonnenschein noch Regen, weder *Hunger noch* Durst, keine unempfindliche Verachtung

vermindert die seltsame Höflichkeit, womit er sich den Leuten nähert, nichts aber geht über das innige Wohlgefallen, womit er wiederhohlt den Sou betrachtet, welchen er etwa über das Gewohnte erhält. Wahrlich ein treffendes Bild der Genügsamkeit, das laut auf der Straße spricht, wie noch so manche andre Tugend, wenn wir ihrer nur achten wollten, und das Gute nicht immer bloß im Glanze suchten.

Gegen diesem Jungen über sitzt auf der Erde eine lange hagere Frau, die ein halbes Dutzend kleine Brote, und eben so viel gefärbte Eyer im Schooße hat. Den ganzen Tag hockt sie schwermüthig da, ohne Dach vor dem Regen; sie regt sich kaum, und nie sehe ich sie etwas verkaufen.

Einer andern Ecke hat sich ein altes, von Jahren gebücktes Weib bemächtigt, welche mitleidig auf die vorige hinunter sieht, denn sie vermag doch eine eigne Bude. — Aber welch eine Bude! Ein niedriges, enges, aus morschen Bretern übel zusammengeflicktes Hüttchen, das mit schwarzen Lumpen vor dem Wetter geschützt ist. Da hinein krümmt sich das häßliche Mütterchen, und hat drey weiße Teller mit verkäuflichen Eßwaaren vor sich; an den Tellern sind Stücke ausgebrochen, und die Speisen — o Gott! ich habe sie in der Nähe gesehen! Schwarze Brocken gekochten Fleisches, keine ganzen Stücke mehr, sondern was man *angekaut* auf den Tellern liegen läßt, vernagte Knochen, alles wie den Hunden abgejagt und schon für

den Anblick schrecklich, wie groß muß erst der Hunger seyn, der sich zum Essen entschließen kann! Diese Frau ist immer die erste des Morgens auf ihrem Platze, dann kommen arme Leute, ehe das Getümmel angeht und sie gesehen werden — —

Um diesen Anblick noch recht beklagenswerth zu machen, so sitzt in einem ähnlichen Stalle eine ähnliche Alte mit einem ähnlichen Krame gerade dieser vorüber, und thut ihr noch in dem armseligen Gewerbe Abbruch. Statt sich in Einen gesellschaftlichen Vertrag zu vereinigen, oder „wenn sie dazu in sich selbst das Mittel nicht finden können" sich wie andre kleine Independenzen wenigstens föderalisiren zu lassen, schauen sie sich den ganzen Tag über, wie Rom und Carthago — mit Blicken des Neides an, und verbittern sich noch ihr trauriges Leben. Wenn sich ein Mahl bey der einen ein Käufer zeigt, und sie sich dieses kümmerlichen Trostes ihrer Armuth freut, was muß nicht die andere empfinden, daß er nicht zu ihr gekommen ist!

Wohl sagt man mit Recht, daß in Paris das Größte und das Kleinste, das Höchste und das Niedrigste zu finden sey. Welch ein Unterschied zwischen diesen letzten Zufluchtsorten des Hungers, und den großen Eßwaarenlagern am Eingange des nichts als Glück und Freude verkündenden Palais Royal, wo sogar die Schuhputzer eigne Zimmer mit großen Spiegeln halten, und dem, der sich putzen läßt, unterweilen einen Armstuhl hinstellen, und eine Zeitung zu le-

ſen geben! Ein Unterſchied, wie zwiſchen dem Muſeum und den alle hundert Schritte ſich findenden Quodlibetsbuden, denen kein Sudelgemählde zu abſcheulich iſt, daß ſie es nicht feil bieten; wie zwiſchen der Nationalbibliothek und der Collection de livres spirituels à deux liards la pièce, die ich geſtern auf der Straße verkaufen ſah.

Noch ein klägliches Hülfsmittel der Dürftigkeit ſehe ich jeden Morgen. Ehe noch die Karren kommen, welche das Kehricht der Häuſer von den Straßen wegführen, nahen ſich arme Leute dieſem Kehricht, und wühlen mit Stäben darin, um altes Papier, Scherben, Lumpen und Leder herauszuſuchen. Oft arbeiten an einem ſolchen Haufen zugleich ein armer Menſch und ein armer Hund in Vertragſamkeit neben einander.

Iſt mein Auge dieſer Scenen des Elends müde, ſo darf ich nur von der Straße weg auf das erſte Stockwerk des vorüberliegenden Hauſes ſehen. Da tritt täglich, gegen zehen Uhr des Morgens, die ſchöne junge Frau eines reichen Weinhändlers in niedlichem Negligé auf den Balcon heraus, um die friſche Morgenluft einzuathmen, und ſich in ihren Blumentöpfen der Natur, und in ihrem Turteltäubchen der Unſchuld zu freuen. Sie nährt und liebkoſet daſſelbe, oder lieſt mit zierlichem Finger die überflüſſigen Blätter von den Gewächſen ab, bis der Freund des Hauſes erſcheint, *und mit* Theilnahme ihre kleinen geſprächigen Sorgen vernimmt, wobey er ihr zugleich behülflich iſt, die

Blumen mit Waſſer zu begießen. Manchmahl auch, wenn das Geräuſch nicht zu groß iſt, lieſt er ihr noch, ehe er ſeinen leichten Abſchied nimmt, etwas vor, wobey ich ſie zuweilen eine Thräne abwiſchen ſehe, weil vermuthlich von einer ame pure et sensible die Rede iſt, ein Ausdruck deſſen modiſcher Kraft keine auf Zartgefühl anſpruchmachende Franzöſin wiederſtehen kann. — Nachher ſehe ich ſie nicht mehr; wenn aber der Reſt des Tages dieſem Anfang entſpricht, ſo iſt in einem ſolchen Leben freylich mehr Gemächlichkeit, als in dem jener alten Weiber, und die ſchöne Dame würde ſchwerlich mit ihnen tauſchen wollen; aber gemächlicher Müßiggang macht das Glück des Lebens auch noch nicht aus, ohne Ungemach lernt ſie auch die wahre Freude nicht kennen; doch dafür wird ihr Schickſal ſchon ſorgen. Es iſt in unſre unerklärliche Beſtimmung ein Bedürfniß zum Leiden wie zur Luſt verwebt, und was Oſſian the joy of grief nennt, iſt kein Unding noch leere Einbildung. Dieſes Bedürfniß, ob es gleich nur dunkel wirkt, macht vieles klar, was wir ſonſt für unbegreiflich halten; ſo entſtehen aus demſelben zuweilen die Vapeurs bey jenen zärtlichen Damen, und die ſonderbare Hingebung, womit ſie ſich oft unnöthigen und unangenehmen mediciniſchen Behandlungen unterziehen, die ihren Grund, weniger noch in der Mode und in der Sucht Theilnahme zu bewirken, als in der unentwickelten Empfindung hat, *daß ohne Leiden in der Freude, ohne Arbeit in der*

Ruhe kein Genuß ſey. Sie machen ſich krank aus Inſtinct (das Wort im guten Sinne genommen), um den Vortheilen der Geſundheit mehr Reiz zu geben, ſo wie man hungern muß, um die Wolluſt des Eſſens recht zu ſchmecken. So wie ich hingegen für jenen ſchmutzigen Jungen, und jene alten Weiber, die eckelhafte Knochen verkaufen, und die, welche ſolche eſſen müſſen, keinen natürlichen Erſatz ihres elenden Zuſtandes mir denken kann — denn Gewohnheit iſt kein Erſatz — als das gewaltigere Gefühl der guten Stunden, das ich ſo oft bey der Armuth wahrnehme. Was geht ſchon über die beneidenswerthe Behaglichkeit, mit welcher ein Tagelöhner ausruht! — Mögen ihnen dieſer guten Stunden manche zu Theil werden, und niemand ſie phariſäiſch verdammen, wenn ſie etwa dieſelben, ihrem ſtärkern Naturtriebe gemäß, nicht mit der Oekonomie benutzen, welche die ſatte Convenienz der Reichen zu beobachten vorgibt!

Da ich ſie nicht glücklich machen kann, ſo möchte ich mir ſie doch gern in einen leidlichen Zuſtand hinein glauben, und dafür finde ich keinen zureichendern Grund, als in dem auffallenden Gleichgewicht, das zwiſchen Freud und Leid in allen menſchlichen Verhältniſſen herrſcht, und ſich ſo unparteyiſch an keinen Stand und keine Glücksumſtände bindet; gleichſam ein höherer Wink, den, wer auf ſich ſelbſt Achtung gibt, *am beſten* aus eigner Erfahrung kennen lernt, und *den man einſtweilen* als eine der kräftigſten Recht-

tigungen des Uebels in der Welt aufstellen könnte, derjenigen unbeschadet, welche man in einer andern Welt zu suchen pflegt.

Doch was weiß ich! Ich kenne die Hülfsquellen der Natur nicht, noch weniger die Gerichte des Schicksals. Der kann nie irren, welcher den armen Leuten hilft, oft aber der, welcher bloß über ihr Glück vernünftelt.

Mein erster Gang war heute (27. May) abermahl zu den Antiken im Museum, denn die Gemählegallerie war noch geschlossen. Ich blieb bey meiner Ordnung, sagen die Leute was sie wollen, und fuhr fort, wie ich gestern aufgehört hatte, eine Bildsäule nach der andern sorgfältig zu betrachten.

Bey näherer Bekanntschaft mit diesen an Kunst und Bedeutung so verschiedenen Figuren, fang ich an, deutlich zu bemerken, was ich mir sonst nicht hätte nachsagen lassen, daß die idealischen Bildungen mein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen, als die, welche einer wirklichen schönen Natur nachgemacht sind. Nicht daß jene aus den zerstreuten Formen der Natur gesammelte, und, wie man glaubt, in Eins vereinte Schönheiten mir zu schön seyn, und ich sie in der Natur nicht einzeln finde, sondern weil mein Erfahrungstakt ihrer zweckmäßigen Einheit widerspricht, und ich mehrentheils empfinde, daß diese zusammen-

geträumten Glieder nicht von einem Geiſte belebt werden könnten, und daß ein ſolches Gebilde, bey allen zierlichen Verhältniſſen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Menſch ſey. Es iſt ein Ideal, fühlen und ſagen wir ja ſogleich, das heißt bey den meiſten: Quanta species, ast cerebrum non habet (keine organiſche Wahrheit)! es iſt aus der Idee des Menſchen und nicht der Natur hervorgegangen; wir merken, daß ihm das Ineffabile der Menſchlichkeit fehlt, das uns zu unſers Gleichen zieht. Erſt wenn wir dieſe Empfindung berichtigt haben, es ſey denn, daß wir uns durch geborgten Enthuſiasmus ſelbſt täuſchen wollen, können wir das überwirkliche Formwerk bewundern, das iſt, den hohen Begriff des Künſtlers von dem Großen und Schönen mit dem unſrigen meſſen, und der Kunſt, womit er ſolchen darzuſtellen wußte, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Damit will ich nur die Gründe angeben, warum die bedeutungsvolle Wahrheit edler Natur mir meiſtens über alle idealiſche Schönheit gehe. Ich weiß übrigens wohl, daß die Kunſt einen höhern Zweck, als bloße Nachbildung der Natur haben muß, daß ſie, ſo wie die Dichtkunſt, im Dienſte der Einbildungskraft ſteht, welche durch ihre Zuſammenſetzungen an Schein der Größe und Erhabenheit die Natur leicht übertreffen kann, wofern eben jener Geiſt der Wahrheit nichts *dawider* hat. Nur iſt in den zeichnenden Künſten die *Abweichung* von der Realität auffallender, als in der

Dichtkunſt indem dieſe ihre Schöpfungen uns nicht mit Einem Mahle im überſchaubaren Bilde für die Augen, ſondern ſucceſſiv in einzelnen Zügen für die beſtechlichere Phantaſie ſtellt, wodurch wir zerſtreut und abgehalten werden, die Summe des Charakters zuſammenzunehmen, und mit der Natur zu vergleichen, ſo daß unſer Bedürfniß nach Wahrheit durch die Dichtkunſt leichter getäuſcht werden kann, und wir ihre Helden mit eben der Theilnahme begleiten, als die, welche die Geſchichte verewigt. Und doch kann ich nicht verhehlen, daß ich mir noch eher den Epaminondas oder Alexander in der Wirklichkeit denken mag, ſie auch lieber perſönlich zu ſehen wünſchte, als einen erdichteten Agamemnon oder Achilles, lieber den Ritter Bayard, als Tancred und Rinaldo, lieber einen ehrlichen Quaker, als den weiſen Grandiſon, ſo wie aus dem Gebiethe der Mahlerey lieber die ſchöne Ferroniere, welche da Vinci mahlte, als die Helena, welche Zeuxis aus den fünf Mädchen von Crotona idealiſch zuſammenſtudierte.

Ich würde mich aber ſelber von der Bahn der Wahrheit verlieren, wenn ich dieſen Unterſchied zwiſchen Natur und Ideal zu weit verfolgte, und (wodurch ohnehin in der Kunſtphiloſophie ſo viel Unheil geſtiftet wird) dasjenige, deſſen Grund bloß in der Empfindung liegt, zu einem Gegenſtand abſtrahirender Unterſuchung machte. Denn jene Spur von Lebensunfähigkeit, die uns auch aus den ſchönſten Idealen

anſpricht, mag in den Augen der Natur allerdings ihre Richtigkeit haben, für uns aber iſt ſie mehr eine dunkle Empfindung als eine deutliche Erkenntniß, die wir zum Princip unſers Urtheils zu machen berechtigt wären, denn wir haben ja dieſe Augen der Natur nicht, ſondern einen beſchränkten ſterblichen Blick, womit wir zwar über die Verhältniſſe der Glieder urtheilen, aber von dem phyſionomiſchen Grund ihrer Form ſo viel wie nichts ſagen können. Deßwegen iſt es auch billig, daß wir jener Wahrheit der ſchöpferiſchen Natur nicht weiter nachſpüren, als unſre Sinnen reichen, und ſie Wahrheit für uns iſt, und dieſe übermenſchlich ſchönen Bildwerke nach feſtgeſetzter Uebereinkunft, die der Kunſt ihre eignen Freyheiten geſtattet, beurtheilen, und wenigſtens als Zeugen der erhabnen Vorſtellungskraft ihrer Urheber ſchätzen, wenn wir ſchon etwas von ihrer Unnatur merken, oder ahnen, daß ein höheres Weſen in ihnen nicht nur keine Schönheit, ſondern den lächerlichſten Widerſpruch fände.

Auf dieſe Betrachtung führte mich die Gruppe, ſo man Cato und Porcia nennt, deren Wahrheit und ſittliche Bedeutung mir über alle Schönheit geht. Sey es nun Cato und Porcia, oder ſonſt ein Bild zwey Römiſcher Eheleute, man iſt ſogleich überzeugt, daß es der Natur entnommen iſt, und daß dieß wirkliche Menſchen waren, und zwar Menſchen von der *edelſten* Art, deren Adel aber in Beſcheidenheit und *eine gewiſſe* reine Bürgerlichkeit gehüllt iſt, welcher

nichts

nichts von dem idealiſchen Heroismus der Alten, noch der genialiſchen Pretenſion der Neuen anwohnt. Welterfahrne Klugheit und duldende Feſtigkeit iſt der Charakter des Mannes, und aus dem Geſichte des noch jungen Weibes leuchtet treue Anhänglichkeit, liebevolle Ergebenheit und Keuſchheit hervor. Es iſt ein Bild einer glücklichen, Gott und Menſchen gefälligen Ehe, und wenn nicht das Urbild, doch ein Muſter reiner, menſchlicher und unverfälſchter Treue, eine Scene der Einfalt, die höher als alle Poeſie iſt.

Die eine Hand der Frau ruht in der Rechten des Mannes, und die andre legt ſie ihm auf die Schulter. Auch dieſe unidealiſche Stellung, die fleißige Zeichnung der Hände, und die ſorgfältige Ausarbeitung des Ganzen, alles trägt den Charakter der Natürlichkeit und phyſionomiſcher Gültigkeit. Dieſes Bild ſcheint mir aber auch die Grenze zu beſtimmen, wie weit die Kunſt in bloßer Nachahmung gehen dürfe, ohne durch ſclaviſche Nachäffung ihre Würde zu verlieren. Wären nicht ſichere Zeichen des Alterthums da, ich hielte es für das Werk eines geſchickten Meiſters aus der Zeit der Wiederauflebung der Kunſt, denn dieſen Geiſt athmen Raphaels und ſeiner großen Zeitgenoſſen Porträte. Man könnte auch ſagen, wenn Albrecht Dürer italiäniſche Augen gehabt hätte, alſo würde er deutſche Natur veredelt haben.

Es ſind zwar der intereſſanten Bildniſſe noch mehr in dieſem Saale, beſonders ein herrlicher alter

Brutus von Bronze, mit incrustirten Augen, welches sich an diesen schwarzen Köpfen zwar nicht schön, aber doch noch besser ausnimmt, als die dem Marmor eingegrabenen Augensterne. Auch von dem Marcus Brutus, der den Cäsar umgebracht hat, ist eine marmorne Büste da; diesen Brutus mag aber mehr seine berühmte That, als die gemeine Kunst, womit er gemacht ist, hierher gebracht haben, jetzt würde er schwerlich mehr in dieser Eigenschaft aus seinem alten Vaterlande weggehohlt werden.

Allein wenn man einmahl auf einen Gegenstand, der mit unsrer Gemüthsstimmung besonders harmonirt, getroffen, und sich mit Liebe in die Bedeutung desselben hineingedacht hat, so ist es schwer, in der gleichen Stunde gegen andre gerecht zu seyn, die nicht von ähnlichem Charakter sind. Daher thaten mir jetzt weder die andern Köpfe, noch das ausgezeichnet schöne Gewand der Vestalin von Versailles, noch selbst die fließenden Umrisse des capitolinischen Antinous, nach der, wenn man will, harten, aber so rein angegebenen Bestimmtheit des Cato und Porcia, die gefällige Wirkung, die sie vielleicht ein anderes Mahl haben werden, wenn ich von sinnverwandtern Betrachtungen zu ihnen hintrete.

Heute stand nun die Nationalbibliothek offen, und *ich Hef begierig* hin. Wir täuschen uns aber gar oft

ſelbſt über die Gegenſtände unſrer Begierden, und wenn wir von etwas gehört haben, das andern ausſchließend merkwürdig oder für ſie ein Mittel war, ſich ehrenvoll auszuzeichnen, und wir kommen unverſehens in die Nähe eines ſolchen Gegenſtands, ſo geſchieht es öfters, daß die Erinnerung an das Scheinglück der Beſchäftigung dieſer Leute uns zu ſtark ergreift, und uns eine Zeit lang in ihren Lebenskreis und in ihre Arbeitsluſt exaltirt, bis wir dann an Ort und Stelle ſelbſt wieder zurechtkommen, und die wächſernen Flügel der Einbildung an dem brennenden Feuer der Selbſterkenntniß ſchmelzen. So ging es mir jetzt. Ich zog als ein Ufenbach, als ein Biörnſtahl ein, aber mit jedem Schritte, den ich durch dieſes, himmliſche oder hölliſche, Heer von Büchern that, ſank mir der Muth, und ich hatte bald mit einer entgegengeſetzten, weniger als natürlichen, Leerheit zu kämpfen.

Was will ich hier? fragte ich mich ſelbſt. Die Bände zählen? Das thaten ſchon hundert andre — Die großen Globen anſtaunen? Das ſeh ich nur gemeine Leute thun — Die Gefälligkeit des Bibliothekars erforſchen? Ich weiß nichts mit ihm zu ſprechen — Seltnen Büchern nachfragen? Es fallen mir keine ein — Soll ich alte Codices conferiren? Ich kann ſie nicht leſen — Oder gar über die τρεῖς μαρτυροῦντες Unterſuchungen anſtellen, die mich, Gott verzeihe es, gar *nicht intereſſiren*?

Ich saß in eine Ecke, und suchte mich jetzt mit der Unbedeutsamkeit der Bibliographie zu trösten, die sich wie die Botanik, so wie sie heut zu Tage von unsern schönen Geistern getrieben wird, mit der Kenntniß der Nahmen begnügt, und mit unfruchtbaren Nomenclaturen breit macht. Wie wenig erhebliches, sagte ich, haben im Grunde jene Männer, die ich oben nannte, und andre Ihresgleichen, mit aller ihrer Unermüdlichkeit gegeben! Meistens eben so geistleere als hochtönende Nachrichten von Büchern, die, wie Hüsgen von Dürerischen Kupferstichen sagt, ihrer Seltenheit wegen unter die raren Stücke gehören, Nachrichten, denen nichts einen Werth gibt, als die Verliebtheit der Behandlung, ein Zauber der auch Kleinigkeiten adelt.

Bloße Bücherkunde, fuhr ich fort, um mir durch Uebertreibung Luft zu machen, ist eine subalterne Wissenschaft für Gedächtnißhelden und kleine Geister, die dadurch höchstens das Verdienst architectonischer Handlanger bekommen. Durch sie steigt nicht empor, wer eigner Anschauungen und Erkenntnisse fähig ist. Als Winkelmann aus dem Käfich der Bünauischen Bibliothek entronnen war, und sein ins Erhabne strebender Geist einen freyen Flug erhielt, wie bald sprach er mit Gleichgültigkeit von dem, was sein zurückgebliebener Franke bis ins Grab als Hauptsache trieb! Dem Geschmacke des edeln Denis war seine Arbeit an der kaiserlichen Bibliothek nicht zuträglich. Lessing

gefällt mir in seinen critischen Collectaneen oft so wenig, als ein Fürst, der drechselt, und sollte er auch die feinste Arbeit liefern. Selbst der berühmte Prinz Eugen wäre mir schwerlich als ein großer Mann vorgekommen, als er in der Bibliothek zu Cassel nach Serveti Restitutio Christianismi fragte.

Aber ach! was helfen alle Citaten fremder Schwäche gegen den Unmuth über eigne Ohnmacht! Sie haben nur den Schein von Trost. Ich kann mir doch nicht verhehlen, daß jene Handlanger mit mehr Ehren hier empfangen würden, als ich, und auch aller Ehren werth sind, wenn sie ihr Werk mit Ordnung treiben; ja diese Gelehrtenclasse ist gewöhnlich die glücklichste, weil sie die friedlichste ist, und wenn bey ihr nicht das Werk dem Meister, so macht desto öfters der Meister dem Werk Ehre.

Wer selbst kein Gelehrter (es grinsen mich hier zu viel Unbekannte an, als daß ich mich so nennen dürfte) und nicht mit gelehrten Empfehlungen versehen ist, wer sich auf keine künstlichen Fragen gerüstet hat, und wem die unzählige Menge von Büchern alle Lust zu einem Einzelnen raubt, wen die Eitelkeit nicht treibt, sondern die Demuth plagt — Was kann der in einem solchen Pandämonium der Gelehrsamkeit thun? Ihm bleibt nichts übrig, als in sich gekehrt und still herumzugehen, und was er von außen nicht lernen kann, wenigstens von der Stimme, die in ihm

ſpricht, und ihre Lehren in trauriger Lage und an groſſen Orten gern hörbar werden läßt, zu vernehmen.

Ein angenehmerer Anblick als die unendlichen Bücher, waren mir die vielen Menſchen, welche die Bücher benutzten, und einen groſſen Tiſch entlang jeder mit ſeinem Fache beſchäftigt waren. Leute von allen Claſſen und Altern ſaßen ruhig neben einander, ſogar Frauenzimmer waren darunter, hübſche Mädchen, die ihre gelehrten Unterſuchungen mit ſo viel Anmuth anzuſtellen wußten, daß man hätte der Foliant ſeyn mögen, den ſie umſchlangen. Auch mehrere gemeine Soldaten ſaßen da, und einige arme Leute, die ſo lumpig gekleidet waren, daß ein Spötter die Bemerkung machte, ſie ſuchten Recepte gegen das Ungeziefer. Mir aber waren dieſe am merkwürdigſten; ſie müſſen, dachte ich, entweder in beſſern Umſtänden eine gelehrte Erziehung empfangen, oder ſich ſelbſt in Armuth, durch Kreuz und Leiden, zu dieſer Freude an der Wiſſenſchaft gebildet haben. Ich hätte was darum gegeben, ihre Geſchichte zu wiſſen, oder auch nur ſehen zu können, wonach ſie forſchten. Es iſt doch immer ein Zeichen innerer Kraft, in dieſem Zuſtand äußerer Unbehaglichkeit noch Bedürfniſſen des Geiſtes Gehör zu geben, und den Tempel der Muſen opferbringend im Bettlergewande vor den Augen der böſen Welt zu betreten.

Im Innern der Bibliothek iſt ein groſſes Zimmer für Alterthümer und Seltenheiten, das mit den

ungleichartigſten Sachen, wie bey einer Verſteigerung, überhäuft, überladen und überhängt iſt. Von den gewaltigen Quaderſtücken mit Inſcriptionen aus den älteſten Zeiten Griechenlands, über die man auf dem Boden hinſtolpert, bis zum modernen Fauxbrillant Boucherſcher und Natoireſcher Gemählde, die hoch an der Wand hängen, füllen Merkwürdigkeiten aller Zwiſchenzeiten jedes Räumchen aus. Raritäten aus Oſt- und Weſtindien, Otaheite, China und Egypten, Geſchmeide und Waffen ferner Nationen, der Schild des Scipio und das Schwert Heinrichs IV. Man ſagt, daß erſterer das nicht ſey, wofür er gehalten wird, wenigſtens kein tragbarer Schild, denn ſo eine Laſt hätte kein Sterblicher gehoben. Aber auch Heinrichs Schwert würde mir verdächtig vorkommen, wenn man nicht ſo beſtimmt wiſſen könnte, daß es das ſeinige geweſen, denn es iſt von ſo ſteifer und unbehülflicher Form, daß es wenigſtens das nicht ſeyn kann, welches er ſchwang, als er ſeinen Freunden in der Schlacht zurief: ne m'offusquez pas, je veux paraitre! Oder als er auf einen tapfern Gegner (Casteau Regnard) mit den Worten anſprengte: Rends toi Philistin!

Opfergeräthe, Götzenbilder, Hetruriſche Gefäße, welche letztere ich bisher nur aus den d'Hancarville'ſchen Abbildungen kannte, die aber, wie ich jetzt ſehe, ſehr gut nachgemacht ſind. Eine ſchöne Sammlung von geſchnittenen Steinen, worunter mir beſonders ein Dutzend Cameen, auf denen Hunde, Tiger und

Pferde geſchnitten ſind, auffielen, wegen der grandioſen Zeichnung und feinvollendeten Kunſt, womit dieſe Thiere gearbeitet worden; ich weiß nicht, ſind ſie neu oder alt, und ſahe niemand, den ich darüber fragen konnte, welches mir auch ziemlich gleichgültig war, denn ich bethe das Alte nicht mehr ſo ausſchließend an, wie vormahls, und lerne täglich, daß auch das Neue ſchön ſeyn kann.

Und was ſoll ich von der Iſiſchen Tafel ſagen, als, ich habe ſie geſehen und, ich thue mir was darauf zu gut, auch ſogleich ohne Beyſtand erkannt, ob ich ſchon nie eine Abbildung davon ſah, und nicht einmahl wußte, daß ſie in Paris ſey. Ein Denkmahl egyptiſcher Kunſt, an welchem ſchon ſo mancher Ausleger ſich den Kopf zerbrochen, über welches der, in Erklärungen der Alterthümer mehr gelehrte, als glückliche Leſſing eine eigne Abhandlung geſchrieben hat, oder ſchreiben wollte, und welches man ehemahls in Turin ſo heilig hielt, daß ohne beſondre Erlaubniß des Königs niemand den Zutritt hatte, das lag nun aufgedeckt vor mir, ohne daß ich einem Menſchen ein gutes Wort dafür zu geben brauchte. Ich konnte zwar nichts daran ſehen, als daß es eine viereckige, an den Seiten heruntergebogene, Tafel von Kupfer iſt, auf welche egyptiſche Figuren gegraben ſind, die ich nicht verſtehe. Indeſſen ſieht man doch ſo etwas gern, wie alles was Aufſehen in der Welt macht, ſollte es auch *aus keinem* andern Grunde ſeyn, als um einen Gun-

lichen Eindruck davon zu haben; ſo wie man glaubt, mit einem großen Manne viel näher bekannt zu ſeyn, wenn man ihn auch nur Augenblicke geſehen, als wenn man Jahre lang von ihm gehört hat — welchem aber auch ſo ſeyn mag.

Als ich mit einigen Landsleuten zum Mittageſſen, und nachher in das ſchöne Caffehaus unter Gezelten in dem Tuilleriengarten ging, ſollte ich ihnen immerfort von Hauſe erzählen; ich ſtand aber ſo oft ſtill, und hatte ſo vieles zu ſehen, was nicht nur meine Neugier lockte, ſondern auch mein Herz beſchäftigte, daß ſie mir im Unwillen Kaltſinn gegen mein Vaterland vorwarfen. Hätte ich aber vom Vaterlande ſprechen, und hätten ſie hingegen lieber von dem, was unter unſern Augen vorging, reden wollen, ſo würden ſie mir Gleichgültigkeit gegen meinen Nächſten vorgeworfen haben. So ſind die Menſchen! Zum Glück bin ich gegen den Vorwurf von Kälte ſchon ſo abgehärtet, daß ich ohne Mühe ihn ſelbſt mit Kälte anhören kann. Warum muß er aber mich treffen, dieſer Tadel, ſagte ich, hänge ich doch mit ganzer Seele an allem, was die Menſchheit ſchätzbar macht! Was kann ich dafür, wenn ich bey den nichtswürdigen Kleinigkeiten, wodurch ſich manche ſo leicht in Bewegung ſetzen laſſen, nichts fühle! So oft ich aus Gefälligkeit oder Eitelkeit Mitgefühl geheuchelt habe, iſt es mir

übel bekommen, weil ich aus meinem Charakter heraus trat, in deſſen engen oder weiten Schranken ich immer männlich verharren ſollte. Kalt iſt, weſſen Empfindung von den Gegenſtänden nicht erwärmt wird; hier, in dieſem Menſchengewimmel, erfahre ich noch beſſer als zu Hauſe, daß mir noch Sinn genug für die Menſchlichkeit übrig bleibt, ohne daß ich nöthig habe, mir eine oſtenſible Empfindſamkeit anzugewöhnen, oder eine Rolle mit meiner Empfindung ſpielen zu wollen, wobey ſo leicht das vernünftige Handeln, welches ihr folgen ſollte, vergeſſen wird. Die Leute nehmen aber oft das Feuer des Temperaments für Wärme der Seele, und ſeinen phyſiſchen Ausdruck für Herz; ſie preiſen es an andern, und rühmen es an ſich ſelbſt, und wer nicht mitbrennt, heißt kalt, obgleich gerade dieſe feurigen Geſchöpfe meiſt an echter Empfindung die kälteſten ſind, und eben nicht Urſache haben, mit ihrer Temperamentsſchwachheit ſich noch zu brüſten; bedarf es doch bey einer ſolchen Complexion oft nur eines unbedeutenden Funkens, um den ganzen Empfindungsvorrath, und mit ihm die Ueberlegung, wie Pulver in die Luft zu ſprengen; wie ſelten kann da ein Gefühl treu und wahr werden!

Kalt waren der Prieſter und der Levit, die den Verwundeten hülflos liegen ließen; wahrſcheinlich aber wäre in ihnen bey Verurtheilung der Mörder ein wärmerer Gerechtigkeitseifer erwacht, als in dem barm-

herzigen Samariter, der ſo viel Empfindung für den Unglücklichen bewies.

Sehet, ſagte ich meinen Freunden oder hätte ihnen ſagen können, wenn ich gern wortwechſelte dort unterm Zelte jene junge Mutter, wohlgekleidet und ehrbar in einer Ecke ſitzen, die an der Seite ihres Mannes dem Kinde die Bruſt reicht, und, nicht achtend der vorüberziehenden Menge, nur in dem Gedanken an ihren Säugling, und in dichteriſcher Phantaſie über jede ſeiner Bewegungen lebt, wahrhaftig, mein Herz bewegt ſich im Mitgefühl über ihre einzige Freude! Aber wenn dieſe Mutter verlangte, ich ſollte mit ihrem Kinde tändeln, ſo müßte ich in ihren Augen als ein kalter Menſch erſcheinen, weil ich einem Säugling, der mich nicht anſieht noch verſteht, nichts zu ſagen weiß, und über das, was ich etwa der Mutter zu ſagen hätte, mir bey einem ſolchen Anblick das Wort im Munde erſtirbt. — Oder wenn ein einfältiger Vater mir begegnet, welches ihr wohl auch ſchon erfahren habt, der meint, ich ſolle, wie er, das dreiſte Geſchwätz ſeines Knaben für witzig halten, gerade wenn ich wünſche, daß der Junge ſein Maul hielte, ſo kann ich ohne Schmeicheley doch keine warme Theilnahme äußern, wenn ich ſchon dadurch richtig wieder den guten Nahmen eines Kinderfreundes auf das Spiel ſetzen muß.

Nicht minder laſſen mich auch die Leute kalt, die auf meine Empfindung warten wie der Pöbel auf ein

Trinkgeld; Leute, die nie allein und für ſich empfinden können, und nicht aus Freundſchaft, ſondern aus Anmaßung verlangen, man ſoll alle ihre Affecten mit ihnen theilen, und mit ihnen lieben und haſſen. Dergleichen gibt es eine Menge, die, wenn ſie euch ihre Angelegenheiten erzählt haben, und ihr nicht ſogleich in ihren Ton einſtimmt, weil ihr noch anſteht, ob es der rechte Ton ſey, euch für kalt und unempfindlich ausſchreyen.

Hauptſächlich aber bewahre einen Gott, daß ſeine Empfindungswärme nicht in Revolutionen auf die Probe geſetzt werde, wo böſer Wille ſich Freyheitsliebe, und kurzſichtiger Eigenſinn ſich alte Treue nennt; wo Schwärmer und heuchleriſche Laurer ein thermometriſches Regiſter über jeden ſelbſtdenkenden Mann führen, nach welchem aller Wahrheit zum Trotze ſein Werth und Unwerth beſtimmt werden ſoll; wo man die ſchwache Seite am politiſchen Freunde nicht einmahl mehr leiſe berühren, vielweniger das Gute am Feinde gut nennen darf; wo zwey Parteyen, jede aus Liebe zum Vaterlande, das Vaterland zu Grunde richten, und dabey wechſelsweiſe in ſchaalen Proclamationen den Gott ihrer Väter anrufen, als wenn jede unter dem beſondern Schutz eines eignen Jehovah ſtände; und man dieſes alles noch rührend und ſchön finden ſollte. Hier iſt Geduld und Glaube der Heiligen! Denn wer da noch kalt bleibt, und ſich nicht *hinreißen läßt* zu den Jubeltönen der ſiegenden, oder

den Verwünſchungen der unterliegenden Partey, wer nicht in jeder Wolke den Vorbothen des allgemeinen Untergangs, und in jedem Sonnenſtrahl, der durch die Wolke bricht, den Anfang eines ewigen Freudenlichts erblicken kann, der laſſe ſich gefallen, als ein lauer Freund des Vaterlandes angeſehen, und durch die nächſte Gnadenwahl von jeder bedeutenden Wirkſamkeit entfernt zu werden. (1801 u. ſ. w.)

So vertrieb ich meinen Landsleuten die Neugier, und mir die Zeit, bis die Stunde des Schauſpiels kam, wo ich heute das Vaudevilletheater beſuchte.

Das Anziehende dieſes Schauſpiels ſcheint mehr auf beſondern Anſpielungen, oberflächlichem Witze, und vorübergehenden Anecdoten zu beruhen, als auf treffenden Charakter- und Sittengemählden, und jenen gewaltigen Blicken in das menſchliche Herz, die wie Blitze die Nacht erhellen; gleichwohl ſagen ſie: C'est le genre d'Aristophane, fügen aber hinzu: adouci par la politesse française, das heißt in ihrer höflichen Sprache: von den griechiſchen Unreinigkeiten geſäubert und alſo vervollkommnet, obſchon der Ausländer es anders überſetzen möchte. Züchtiger in Worten ſind freylich dieſe Spiele, aber wo iſt die Aehnlichkeit mit Ariſtophanes? Gallicismen ſind noch keine Atticismen — Wenn ich etwas Franzöſiſches mit jenem Griechen *vergleichen* wollte, ſo wären es eher einzelne Scenen

aus dem alten Théatre Italien von Gherardi, wo die herrschenden Fehler der Zeit und der Großen eben so scharf, und öfters mit eben der witzigen Ungezogenheit gezüchtigt werden. Wenigstens kam in den drey Stücken, die heute aufgeführt wurden, eben so wenig von des Aristophanes herrlicher Laune, als von seinem zerreißenden Grimme gegen alle Anmaßung der Hohen und Niedern zum Vorschein, aber wohl manche leichte Späße, wovon jedoch die meisten ihr Daseyn mehr der Kunst des Schauspielers als des Dichters zu danken hatten. Conventionelle Naivetät (übereinkünftliche Unbefangenheit sollte ich nach der Sprachvereinigung sagen, wenn diese französische Eigenschaft sich in gezwungenem Deutsch bezeichnen ließ) und gewandte Fröhlichkeit war das auszeichnende Merkmahl dieser jolis riens, wie sie bisweilen auch genannt werden, wenn ihre Schwäche die Vergleichung mit etwas bessern nicht zuläßt.

Ob es gleich einem Fremden unbegreiflich seyn mag, wie sich der Geist des Lustspiels in die Form von Vaudevilles anders, als durch eine schnell vorbeyziehende Mode, bannen lasse, so sind es doch die Vaudevilles, die diesem Theater seinen Ruf gegeben haben, und diese Mode hat sich unter dem so flüchtigen Volke schon so lange erhalten, daß man ihr kaum mehr diesen Nahmen geben darf. Das mag wohl daher kommen, weil diese Art von Liedern der eigenthümliche und einzige Vorzug ist, worin die Franzo-

ſiſche nicht von der Poeſie anderer Völker übertroffen wird. In die Vaudevilles haben die Franzoſen ihren feinen Witz, die eigne Wendung ihres Geiſtes, und ſo nach und nach ihren ganzen Nationalcharakter, und einen merkwürdigen Theil ihrer Geſchichte zu legen gewußt. Eine chronologiſche Sammlung ſolcher Blumen wäre, kein Heldengedicht zwar, aber ein Nationalepos voll wahrer lebendiger Darſtellung, wo der immer jugendliche Geiſt dieſes Volkes unter allen Geſtalten der Munterkeit, des Leichtſinns, der Galanterie und des Ehrgefühls — zuweilen auch der Barbarey — vor uns hingaukelt, und in fröhlichen Bildern die Gegenſtände ſeiner Liebe und ſeines Haſſes offenbart. Wenn die Franzoſen auch noch ſo viel Weſens mit ihrem Trauerſpiel, ſey es nun mit Recht oder Unrecht, machen, ſo iſt die Liebe zu demſelben doch nur im Verſtande, allein ihr natürlicher Hang und ihre Zärtlichkeit iſt für das Vaudeville. Manches Schauſpiel hat ſchon großen Lärm in Paris gemacht, gewöhnlich aber war es mehr der Lärm zwiſchen zwey Parteyen, die ſich in Gunſt und Ungunſt theilten, als eine allgemeine Begeiſterung des Wohlgefallens; wie manches Vaudeville hingegen iſt in dieſer unermeßlichen Stadt mit der Schnelligkeit des Windes von Ohr zu Ohr geflogen, und vom Throne bis zur Hütte der Armuth von allen Lippen gelallt worden!

Das helle oder dunkle Gefühl von dieſer ſeiner wahreſten Poeſie macht, daß das Volk derſelben, und

alles deſſen was aus ihrem unerſchöpflichen Quelle fließt, nie müde wird. Daher vermag nicht nur dieſes Theater ſich immer noch zu behaupten, ſondern ſeine Manier iſt ſogar auf andre übergegangen, ohne daß man ſich zu bekümmern ſcheint, was der gute Geſchmack dazu ſage, wenn das Vaudeville als ein Gegenſtand muſikaliſcher Verehrung aufgeſtellt, oder zum Vehikel der dramatiſchen Poeſie gemacht wird.

Meine Zeit beginnt nun nach und nach eine regelmäßigere Eintheilung zu bekommen; die unruhigen Triebe herumſchweifender Neugier machen von ſelbſt einer vernünftigen Beſchränkung Platz. Welcher Fremdling wollte es auch aushalten, vom Morgen bis an den ſpäten Abend auf Entdeckungen in dieſer kleinen Welt auszugehen, und ſeine Aufmerkſamkeit allen den Neuheiten, die ihm jeden Schritt begegnen, zu ſchenken! Fürwahr, wenn es auch ſein Körper aushielte, der Geiſt nähme dabey Schaden; denn nichts ſchwächt das Gedächtniß ſo ſehr, und bringt die Seele unvermerkt um ihr größtes Gut, die Kraft ſich zu anhaltender Betrachtung zu ſammeln, als dieſe Art von Geiſtesgenuß, die man in beſtändiger Abwechſelung neuer pikanter Vorſtellungen ſucht. Wenn auch der Witz durch ſolche Zerſtreuungen Nahrung erhält, weil es leicht iſt, an ſo viel vorüberziehenden Bildern einige *auffallende* Aehnlichkeiten zu haſchen, oder wenn

die

die Empfindsamkeit sich dabey behagt, weil bey dem schnellen Wechsel der Gegenstände sich viel Stoff zu schönen Gefühlen, und wenig Zeit zur lebendigen That findet, so ist doch eine solche Art sich zu beschäftigen, wenn man sein Hauptwerk daraus macht, nicht nur auf Reisen, sondern in jeder Lage des Lebens, eine höchst verderbliche Schwelgerey, die sich in Ueberdruß, Schaalheit des Witzes und Ohnmacht der Vernunft endigt.

Wenn man mich aber fragt, was denn nun meine ernsten Beschäftigungen seyen, und ich antworte: Museum und Theater, so dürfte mancher lächeln, der seine Seelenkräfte in Obere und Untere zu theilen gelernt hat, und nun jurans in verba aus überreiner Hochachtung für die höhere Erkenntniß alles gering schätzt, was er nur mit der sinnlichen zusammenhängend glaubt. Nach meiner Meinung aber ist nicht nur jedes Ding voll Spaß (der Einbildungskraft), wie der feinste Spaßmacher behauptete, sondern auch voll Ernst (des Verstandes), und ich werde Gott danken, wenn es mir gegeben ist, nur einen Theil von der hohen menschlichen Kraft, die mich aus den Geisteswerken jener schönen Künste ahndungsvoll anspricht, deutlich zu erkennen.

Heute standen zwey neue Bilderſäle offen, die sogenannte Galerie d'Apollon, ein herrlicher wohl [illegible]

dert Schritte langer Saal, der mit den vornehmſten Handzeichnungen berühmter Meiſter angefüllt iſt. Die Decke iſt reich mit Gemählden und goldner Stukarbeit geziert, und die beyden Enden des Saals ſind mit übergroßen Spiegeln gedeckt, wodurch derſelbe den Schein einer unüberſehbaren Länge erhält. In dem andern Saale, le grand Salon, deſſen Licht nur aus dem offenen Dache von weiter Höhe herunter fällt, und ſo nicht nur die gefälligſte Beleuchtung für die Kunſtſachen gibt, ſondern aus den Zuſchauern ſelbſt wandelnde Gemählde macht, hangen die Meiſterſtücke von Paul Veroneſe und andern großen Künſtlern, die theils zu groß für den gewöhnlichen Platz, theils ſo eben angekommen waren, und wegen ihrer Berühmtheit an dieſem vorzüglichen Orte dem neugierigen Publicum zur Schau geſtellt wurden.

Hier bedurfte es keiner Anrufung der Muſen, um zu wiſſen, was man zuerſt und was zuletzt betrachten ſolle. Alle Augen, die herein kamen, wandten ſich ſogleich zu der Hochzeit von Cana des Meiſter Pauls, und alle Blicke blieben daran hängen.

Es iſt ein bloßes Prachtſtück ohne Verſtand, ſagen zwar die Bücher, ein Blendwerk für die Phantaſie des Pöbels, Schein der Wahrheit nur für das Auge. So kam es mir auch vor, ſo lang ich es nur aus der Beſchreibung kannte; allein ich lernte beſcheidner urtheilen, als ich das große Kunſterzeugniß ſelbſt vor mir hatte; denn nicht nur den Pöbel, ſondern

Künſtler, Kenner und Gelehrte ſah ich vor demſelben verweilen, und ihm Bewunderung zollen. Nicht Le Bruns Schlachten mit aller Kunſtrichtigkeit, nicht die feurigen Rubens (deſſen Colorit dagegen wie pure Affectation erſcheint), nicht der berühmte heilige Romuald des Sacchi, die alle da herum hingen, vermochten ihm den Vorzug ſtreitig zu machen, man fing bey ihm an, und hörte bey ihm auf. Das muß doch wohl mehr ſeyn als bloßes Blendwerk der Sinne; ein hoher geiſtiger Werth muß in dem Gemählde liegen, der ihm ſo lange ſeinen Ruf erhalten, und immer aufs neue wieder geben kann. Allgemein anerkannt iſt die Schönheit des Colorits, die Vortrefflichkeit der mahleriſchen Anordnung, die Leichtigkeit und Sicherheit des Pinſels. Nur einmahl eine ſo vorzügliche Kunſt der Färbung, die ſo ſelten ſich findet, als Raphaels Zeichnung und Correggios Harmonie, iſt ſchon eine außerordentliche Gabe, die keinem bloß durch mechaniſches Studium, ohne Genie, zu Theil wird, die mithin Kennern ſchon als große Eigenſchaft respectabel ſeyn muß, zudem daß ſie noch in der Wirklichkeit unmittelbarer zu dem Auge ſpricht, als jede andre.

Wem ſpringt aber nicht die Originalität in die Augen, der eigne Styl ohne Nachahmung, das lebendige ſchöpferiſche Talent, das keiner fremden Studien und keines künſtlichen Vorgens bedarf, um Auftritte des Lebens mit alle der ſinnlichen Schönheit, Heiterkeit und freudigen Bewegung bleibend ſichtbar zu ma-

chen, wie sie vor der feurigen Einbildung des Künstlers schwebten!

Diese viel umfassende, prächtige Ansicht des Lebens, und die Kraft, so eine Ansicht rein wiederzugeben, diese eigne, ungelernte, selbstständige Kraft ist es, die uns Ehrfurcht gebiethet, oder Liebe einflößt, hier wie allenthalben, wo sie sich findet, wenn wir es gleich oft selbst nicht haben wollen, und lieber an den vorgefaßten Meinungen hängen, oder gar, wenn wir uns genug an dem Anblick geweidet haben, nach der Verkehrtheit unsrer Natur die Regungen des Herzens unterdrücken, und, eingedenk tadelnder Kunstrichterey, das Gesehene verkleinern, um unserm vermeintlichen Verstand Ehre zu machen. Mit was für Recht und Wahrheit aber das geschehe, zeigen wir dadurch, daß wir uns doch von dem nächsten ähnlichen Kunstgegenstande wieder hinreißen lassen.

Es ward dem Mahler ein Raum von dreißig Fuß angewiesen, um darauf die Hochzeit von Cana vorzustellen. Die Wahrheit der Geschichte erforderte eine dürftige Mahlzeit armer Leute, die nicht einmahl Wein genug für eine Hochzeit hatten, was wollte er nun stattliches daraus machen, zumahl ein Wunder keine mahlerische Handlung ist, und wie wollte er den großen Raum mit der wahren Geschichte allein ausfüllen? Er mußte nothwendig die Hülfsmittel ergreifen, die ihm seine reiche Einbildungskraft darboth; und diese *mahlte ihm* ein herrliches Gastmahl vor, prachtvoll

und fröhlich, an welchem ſie Theil nehmen ließ, was die Zierde des Adels, der Schönheit, und der Kunſt ſeiner Zeit war, zu Ehren dem himmliſchen Gaſte, und zum Staunen des Volkes, das ſich von allen Seiten her zwiſchen den Säulen des hohen Pallaſtes hinzudrängt. Dieſe große Conception ſtellte er nun mit ſo ſicherer Kunſt dar, daß man nicht weiß, ſoll man die Mannigfaltigkeit in den Formen, Bewegungen und Farben mehr bewundern, oder die Harmonie, womit er dieß alles, ohne Zerſtreuung, in der natürlichſten Beleuchtung, und ohne den willkührlichen Behelf der Schlagſchatten und gekünſtelter Contraſte, zuſammen hält. Es iſt wahr, er vernachläßigte das Coſtume und den ſtrengern Styl der Alten; wer aber ſo einen Erſatz zu geben weiß, deſſen glänzende Sünden darf man wohl als Tugenden ehren.

Man iſt heut zu Tage viel zu ſtrenge gegen dieſe Kunſtart, und legt, verleitet durch übelverſtandene Wünſche der Kenner, und ſchief angewandte Philoſophie, dem Geſchmack allmählich einen Zwang an, der bald zu einer gelehrten Trockenheit idealiſcher Kritik führen, und manche geiſtvolle Anlage unerſetzlich lähmen muß. Es iſt recht, morſche Lehr- und Geſchmacksgebäude über den Haufen zu ſtoßen, nur ſollte ſich der Deutſche vor ſeiner alten Schwachheit hüthen, um jedes neugeprieſenen Mörtels willen ſogleich wieder auf die alten Trümmer einen eben ſo unſichern Bau aufzuführen! — Welches Gemählde leiſtet denn euern

ſcharfen Verſtandesregeln ein Genüge? Selbſt Raphaels allanerkannte Meiſterſtücke, die Verklärung, die Schule von Athen und andre, wären ſie nicht ſchon da, und euch zum Kanon aufgeſtellt, wie würdet ihr darüber herfahren, wenn ein neuer Künſtler ſie gerade ſo machte, wie ſie ſind. Verſucht es, und hängt die beſten Arbeiten des verſtändigen, und ſonſt ſo trefflichen Pouſſin neben dieſen Paul Verones, ſie werden vor deſſen Gewalt verſchwinden, und ihr werdet die Urſache davon leicht entdecken; Pouſſin ſtudierte und ordnete ſeine Werke langſam zuſammen, aus Antiken, Modellen und kalten Ueberlegungen, hier aber ſchuf ein Genius aus eigner Fülle, und mit einer das Ganze auf Ein Mahl umfaſſenden Anſchauung.

So wenig als die Mahlerey der Ueppigkeit dienen ſoll, darf ſie bloß eine demüthige Magd der Geſchichte ſeyn, und noch weniger nur in die Schranken einer mit andern ſchönen Künſten gemeinſchaftlichen Theorie gebannt werden; ſondern ſie darf und ſoll noch ihre eigne Poeſie, ein freyes Spiel eigner Schöpfung haben, und die Abweichungen von der kunſtrichterlichen Normalidee, die ſie ſich bisweilen, wenn ſie der Genius treibt, erlaubt, ſollten nicht gleich als Ausſchweifungen getadelt werden. Warum will man allein in der Hiſtorienmahlerey eine ſo ſtrenge Disciplin einführen, in die ſich andre Künſte doch auch nicht fügen? Soll Homers Geſang allein die Geſetze des

Heldengedichts bestimmen, und ist Arioſt nicht auch ein Meister?

Diesem Geisteszwang könnte am beßten ein Mann steuern, der sich als einen eben so großen Kunstkenner wie Dichter bewiesen hat, und in seiner Jugend es wagte, öffentlich zu sagen, er habe in einem Krebse von de Heem mehr Poesie gefunden, als in einer Cleopatra von Tischbein. Zwar scheint er beynahe mit dem Wechsel der Jahre auch anderes Sinnes geworden zu seyn; wenigstens hat er durch einige neuere Aeußerungen, die, wie fast alle Urtheile großer Köpfe, nur halb verstanden, oder unmäßig ausgedehnt werden, manchen wiederum bestärkt in dem Vornehmthun gegen alles, was nicht antik und Raphael ist. Ganz kann er jedoch seinen Glauben nicht geändert haben, und da alle auf ihn horchen, so bedürfte es nur einer freyen Erklärung von ihm, worin das wahre Verdienst in der Mahlerey, vorzüglich auch das poetische, welches so oft leeren Anmaßungen seinen Nahmen leihen muß, entwickelt, gewürdigt und geordnet würde, so wie er die Verschiedenheiten des Styls launig geordnet hat, um mit Einem Mahle die verirrten Bäche trüber Meinungen zum hellen Quelle der Wahrheit zurückzuleiten.

Fast eben so schwer als es mir wurde, diesen Saal zu verlassen, wird es mir jetzt davon zu schweigen. Wer erzählt nicht gern von dem, was sein Gemüth in Bewegung setzte! Doch muß man zu schwei-

gen wiſſen, ehe der Zuhörer nur noch mit der Miene ſatter Gefälligkeit horcht, welches eine große Demüthigung iſt. Nur ein herrliches Bild des Rubens kann ich nicht ſtillſchweigend verlaſſen, wo er ſich, ſeinen Bruder (der auch kein gemeiner Menſch muß geweſen ſeyn, aber doch in dieſer berühmten Geſellſchaft zu kurz kömmt), den Hugo Grotius und Juſtus Lipſius, zuſammen um einen Tiſch herum, gemahlt hat. Man denke ſich dieſes Kleeblatt trefflicher Männer, in Lebensgröße vorgeſtellt, mit Rubens Geiſt und Kunſtfertigkeit, Kühnheit und Kraft der Farben, und großer Zeichnung, die aber hier der Natur treu zu bleiben gezwungen war, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von dem Intereſſe dieſes Stücks machen. Man ſagt, der Erſte Conſul wolle es nach ſeiner Wohnung verpflanzen, was ſchon mehrern Gemählden widerfahren ſeyn ſoll; die Leute führen darüber großes Bedauern, und ich auch, wir bedenken aber nicht, was wir ſelbſt thun würden, wenn wir Meiſter wären. —

In dem Saale der Handzeichnungen iſt die Höhe der Wand mit Cartons von Julio Romano und Pellegrino Tibaldi ſehr gut beſetzt. Dieſe großen Zeichnungen von Tibaldi ſind mit dem Carton der Schule von Athen aus der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mayland hierher gebracht worden, der Raphaeliſche *Carton aber* hat ſehr gelitten, wiewohl mehr von der

Zeit als von der Reiſe. Man hat ſich zwar ſichtbare Mühe gegeben, ihn wieder dauerhaft zu flicken, deſſen ungeachtet iſt er jetzt leider mehr als Reliquie, denn als Werk der Kunſt zu verehren.

Es finden ſich hier auch einige ſchöne Paſtellgemählde von Vivien, die mir weit beſſer gefallen, als Roſalba. Das liebſte dieſer Art aber war mir ein Kopf von Nanteuil, der den vortrefflichen Türenne vorſtellt, in dem ich noch mehr den edelſten Menſchen, als den größten Feldherrn ſeiner Zeit verehre. So warm ich die Kunſt liebe, ſo geht mir doch das ſchöne und wahre Bild eines großen Mannes über hundert geprieſene Sachen, ſo die Erfindung hervorgebracht hat, ſo daß man mir auch einen der Cartons von Julio Romano neben dieſem Turenne, oder einen der großen Rubens aus der Gallerie neben ſeinem Gemählde von Grotius und Lipſius biethen könnte, ich würde die Porträte wählen.

Nicht zu vergeſſen iſt auch eine Geſellſchaft der ſchönſten und geiſtreichſten Geſichter vom Hofe Ludwigs XIV, in Miniatur und Schmelzarbeit, meiſtens von Petitot, mit unendlicher Kunſt wie hingeblaſen. Man kann ſich von der aus mehr als fünfzig Stücken beſtehenden, in einem großen Rahmen begriffenen Sammlung, faſt nicht mehr trennen.

Um ihres berühmten Nahmens willen muß ich auch zwey Waſſergemählde von Correggio erwähnen. Das eine ſoll die kriegriſche Tugend, und das andre

die Sinnlichkeit vorſtellen; ſie gehören aber zu denjenigen Allegorien aus welchen niemand klug wird. Ehe ich erfuhr, von wem ſie wären, hielt ich ſie für kraftloſe Erzeugniſſe der franzöſiſchen Schule, bis mich das Verzeichniß zurecht wies, und mir durch den Stammbaum ihres Beſitzes allen Zweifel benahm, denn ſie gingen aus einer fürſtlichen Hand in die andre. Bey allem Reſpect für den großen Meiſter bin ich aber überzeugt, wenn dieſe Stücke jetzt ein gemeiner Mann beſäße, ohne daß man von einem vorigen Eigenthümer etwas wüßte, ſo würde jedermann über ihre Echtheit die Achſel zucken, und vielleicht aus Gefälligkeit ſchweigen, um dem guten Manne die Freude nicht zu verderben, Correggios zu haben, aber im Weggehen bey ſich ausmachen, ein Liebhaber, der mit Waſſerfarben umzugehen wußte, habe ſich mit wenig glänzendem Erfolg an einem Correggio verſuchen wollen. Nun ſind ſie aber von erprobtem Adel, und dieſer gilt auch hier für Verdienſt. Wenn der Meiſter noch an Etwas kenntlich iſt, ſo iſt es an der guten Anordnung, einigen gelungenen Verkürzungen, und der falſchen Grazie der Mienen. Wie ſtark ſprechen auch dieſe Gemählde gegen die Mahlerey in Waſſerfarben! Hätte der unvergleichliche Correggio nur ſo gemahlt, ſo ruhten ſeine Werke und ſein Nahme ſchon lange in der Vergeſſenheit.

Den übrigen Raum des Saales nehmen Handzeichnungen ein, worunter die franzöſiſchen weit aus

die beträchtlichſten ſind, denn die beſten Stücke der alten italiäniſchen Mahler ſollen ſich in dem Strudel der Revolution auf eine geheimnißvolle Art verloren haben. Von jenen findet ſich hier ein großer Schatz, und ich muß geſtehen, daß mir dieſe Handriſſe franzöſiſcher Künſtler ſehr wohl und meiſtens beſſer gefallen, als ihre Gemählde. Das Ungezwungene, Freye und Flüchtige derſelben nimmt ſich hier, bey richtiger Zeichnung, und gutem Verſtand in der practiſchen Behandlung, beſſer aus, und kündigt mehr Geiſt an, als in den ausgeführten Oehlgemählden, wo es durch umſtändlichere Beleuchtung mit Farben leicht zur flachen Manier wird. Es ſind Zeichnungen da von la Hire, le Brun, le Sueur, Mignard und andern Franzoſen, die durch edle Compoſition, und vornehmlich durch die Art und Weiſe der Ausführung, ähnlichen Arbeiten der berühmteſten Italiäner den Rang ſtreitig zu machen ſcheinen, mit denen ſie, in Farben gebracht, nachher keine Vergleichung mehr aushalten.

Große, und zierlich vollendete Rubenſiſche Zeichnungen von ſeinen berühmteſten Gemählden, finden ſich auch in Menge; ſie ſcheinen mir aber um ihrer detaillirten Ausführlichkeit willen eher von den geſchickten Männern zu ſeyn, die nach ihm in Kupfer geſtochen haben.

Tizian und Claude zeigen ſich mir auch hier als die Meiſter in Landſchaften, und ſind nicht nur durch die *großen* Ideen ihrer Entwürfe merkwürdig, ſondern

vorzüglich durch die genialiſche Einfalt, womit ſie dieſe Ideen zu verſinnlichen wußten. Hier iſt weder unbeſtimmte Flüchtigkeit, noch gezierter Fleiß, und nichts von allen den mannigfaltigen Manieren, die oft ſo unbeſonnen der Wahrheit und Schönheit widerſprechen, und dann gerade deßwegen Geiſt genannt werden. Es ſind zwar nur leichte Umriſſe mit der Feder, wenige Striche, aber ſo viel umfaſſend und in großen Formen darſtellend, und jeder Zug iſt ſo richtig an ſeinem Platz, und ein ſo nothwendiger Theil zum Ganzen, daß man erſtaunt, wie ein ſo großer Reichthum von Gedanken in ſo wenig Grenzlinien habe gebracht werden können. Und doch ſind es nicht bloße Gerippe ohne Styl, ſondern ſie haben Seele und Leben, und ſprechen zu jedem Auge, und leiten uns ſchneller in arkadiſche Träume, als ſo manches Prangſtück mit antiken Tempeln und Figuren, deren anmaßliche Größe nichts iſt, wenn wir ihr nicht mit eigenen Reminiscenzen gutmüthig zu Hülfe kommen.

Dieſe zweckmäßige Einfalt in leichten und ſichern Umriſſen iſt freylich nicht jedem gegeben, jeder ſollte ſich aber derſelben befleißigen; ſie iſt das A und O der Kunſt, der Weg zur Wahrheit, den der Meiſter nie verlaſſen, und auf den er den Schüler zuerſt führen ſollte; ſie allein gibt und lehrt den reinen Charakter der Formen, der die Grundlage von aller Zeichnung und wichtiger iſt, als die Kunſt der Wirkungen und die Geheimniſſe des Colorits. So zeichneten die Alten!

Unter die Gegenſtände, die mir hier beſonders auffielen, gehört endlich auch noch das entſetzliche Geſicht der hölliſchen Giftmiſcherin Brinvilliers, welches Le Brun in der Stunde ihrer Todesmarter mit Farben nach der Natur zeichnete. Alle Schrecken der verzweifelnden Sünde mahlen ſich in den wilden rollenden Augen, die keinen Blick mehr haben, keinen Ruhepunkt, ſondern vor Gott und Menſchen und dem eignen Selbſt zurückbeben — und in dem offenen Munde, der nichts mehr ſpricht als das Geheul des Schmerzes. Ein fürchterliches Bild! Hätte Le Brun in ſeinen Paſſionen die Verzweiflung alſo gezeichnet, ſie wäre treffender geweſen, als das Fratzengeſicht, ſo er dafür gegeben.

Die Plaideurs von Racine waren heute für das Théatre français angekündigt. Dieſe Komödie gehörte ehmahls unter die Schriften, welche ich dazu beſtimmt hatte, ſie bey feſtlichen Anläſſen, an denen ich nicht gern Theil nahm, zur Schadloshaltung der Ergetzlichkeit zu leſen. Ich glaubte ſie alſo ſchon lange zu kennen, und konnte den Spaß kaum erwarten, ſie an ihrem berühmten Geburtsorte ſelbſt wirklich aufführen zu ſehen. Daher theilte ich die Freude auch einigen Bekannten mit, und ſteckte ſie mit meiner Erwartung an. Aber — minuit praesentia famam; das Stück taugt nicht mehr für das Theater, noch das

Theater für das Stück. Ich hatte das Mißvergnügen, nicht nur meine Erwartung betrogen zu sehen, sondern, was noch empfindlicher ist, auch das Achselzucken meiner Freunde über meinen Geschmack zu ahnen, die mir zu gefallen hingegangen waren, und nun die Zeit bereuten, so sie darüber verloren. Daran ist aber Racine nicht Schuld, sein Stück ist witzig genug, sondern ich, der ich etwas lobte, bevor ich es gesehen, und die Zeit, welche dem treffenden Spotte seinen Stachel genommen, und die Schauspieler, welche nicht mehr recht in den Geist des Stückes eintreten wollten oder konnten. Es wurde in der Aufführung zum groben Possenspiele, wobey alle Ironie sich zwecklos verlor, weil die Gebräuche des Gerichtshauses nicht mehr die nähmlichen, und die närrischen Personen, die der Dichter meinte, und sein Publicum kannte, längst vergessen sind. Der Auftritt, wo die beyden Bedienten vor dem kindischen Herrn über den Hund plädiren, und der Intimé mit läppischer Wichtigkeit die Manieren der bekanntesten damahligen Advokaten nachäfft, verlor in dem überladenen Spiele alle Bedeutung und Anmuth. Da auch von den Zuschauern nur wenige mit der Geschichte, und den nöthigen Prämissen dieses Lustspiels bekannt zu seyn schienen, so kann man denken, wie gering die allgemeine Lust war. Auch mir verging die Freude um so mehr, da ich niemand um mich herum recht vergnügt sah, und mich nicht recht *über etwas* freuen kann, wobey ich andere gleichgültig

ſehe. Ich lernte nun, daß ein Stück auf der Bühne ausgelebt haben kann, wenn es noch lange im Leſen Wirkung thut; ſo wie es hingegen Schauſpiele gibt, die man nicht leſen kann, und die ſich auf der Bühne doch ganz ordentlich ausnehmen. Dieſes hier wird wohl nur darum noch aufgeführt, weil Ludwig XIV, der als König ſonſt nicht viel lachen zu dürfen glaubte, ſich über der komiſchen Kraft deſſelben ſo vergaß, que la cour en fut étonnée, und es alſo in dem „goldnen Zeitalter des Geſchmacks" ſein Glück machte, welchem Geſchmack man noch immer ſcheinbar huldigen zu müſſen glaubt.

Heute (31. May) iſt es Sonntag. Von Jugend auf hat ſich in meiner Seele eine feyerliche und poetiſche Anſicht dieſes Tages feſtgeſetzt, deren ich durch keine ſpätere Belehrungen des Unglaubens los werden konnte, und es jetzt nicht mehr werden mag. Als Knabe hatte ich Ferien, das Sonntagskleid, aß zu Gaſte, und die Unluſt an der Predigt wurde mir durch den vierſtimmigen Choralgeſang wieder gut gemacht, der, wenn er am lauteſten ertönte, mich ſo oft in jene jugendlich ſchwärmeriſchen Ahnungen verſetzte, deren Erfüllung uns in ſpätern Zeiten bisweilen noch wie ein Schimmer aus dem verlornen Paradieſe trifft. Auch an den Glocken hatte ich meine Luſt, und oft verſuche ich jetzt noch, wie damahls, aus ihrem Klang ihre Anzahl zu errathen. Die Reinlichkeit und Stille der Straßen weckte meine Ordnungsliebe, und machte,

nebſt dem Putze der Leute und ihrem ruhigern Betragen, daß ich heute alles für glücklicher und beſſer hielt als gewöhnlich. Des Abends flößte mir die ehrenveſte Bürgerlichkeit, mit welcher man ſich auf dem Spaziergange zeigte, Achtung für meine Vaterſtadt ein. Kurz alles trug dazu bey, mir dieſen Tag feſtlich zu machen. Selbſt den Geſang der Handwerksburſche, wenn es dunkel ward, wußte ich mit den angenehmen Empfindungen des Tages in Einklang zu bringen.

Glückliche Zeit der Kindheit, die das Kleine durch Innigkeit groß zu machen weiß! Verſchwinden auch deine Eindrücke eine Zeit lang vor dem Blendlichte der Welt, ſo ruft ſie doch, wer die Einfalt liebt und die Wahrheit ſucht, bey Zeiten zurück, und auch das zitternde Alter, an deſſen ſchwachem Sinne die Gegenwart nicht mehr haftet, labt ſich noch an deinen freundlichen Erinnerungen!

Selbſt das freyere Leben der Jugend tilgte nicht die Liebe zu der ſtillen Feyerlichkeit dieſes Tages, und jetzt noch freue ich mich deſſelben, wo ich immer bin, und ſeine Ruhe von weltlichen und ökonomiſchen Geſchäften wahrnehme, und in dem ſtillern, reinlichern und geſetztern Weſen der Leute wenigſtens eine ſcheinbare Spur entdecke:

„Wie ſich der Menſch noch ſeiner erinnere, daß
er verſtändig
„Sey, ein empfindender Geiſt, nicht ein gefräßiger Bauch!“

Zu Hause würde ich jetzt an diesem schönen Morgen aus dem Thore gehen, und auf die Sabbathsstille der Natur horchen, die, wenn sie auch nicht außer mir ist, doch bald in meinem Gemüthe sich bildet, wenn der Schall der Glocken von den benachbarten Dörfern über unser friedliches Thal sich ergießt, und nichts sich regt, als der Vogel auf dem Zweige, und das zarte Laub der Bäume, mit dem ein Hauch des Frühlings spielt. Hier und da sehe ich in der Ferne einen einsamen Bauersmann an den Grenzen seines Ackers hinwandeln, er freut sich heute ausruhend der sichtbaren Früchte seines Schweißes, mit Wohlgefallen an seinem kleinen Eigenthum, und zeigt mir einen Genuß, dessen Reinigkeit der reichste Müßiggang nie wird erkaufen können.

Ach! auch in den wilden Kriegszeiten war mir dieser seltengewordene Sonntagsanblick der Natur noch manchmahl tröstlich. Die Krieger werden endlich weichen, hoffte ich, und dann treten diese stillen waldbekränzten Hügel, diese wohlbekannten Fluren, die ich in schmerzvergessender Phantasie so gern durchirre, wieder in ihren alten Schmuck, und in ihr ewiges Recht, das sehnsuchtsvolle Gemüth, gleichwie sie der Thau erquickt, mit ihrem Frieden zu beseligen.

Unglücklich ist eine Stadt, die keinen Sonntag kennt! Auch hier ist mir, ich müsse den Leuten dieß Sonntagsgefühl anblicken; aber es will nicht gehen, der Lärm überstimmt meine Phantasie. Da der Ge-

tesdienſt einſtweilen nur noch geduldet, und niemand an den Sonntag zur Feyer gebunden iſt, hingegen der Dekadi noch wie ein ſcheidendes Geſpenſt dem erſchrokkenen Volk eine furchtbare Miene zeigt, ſo entſtehet daraus ein unſauberer Dualismus, der dem Guten und Böſen huldigt, und ein wilder Unglaube, der nach beydem nichts fragt, und dieß verurſacht zuſammen eine unbeſtimmte Halbheit dieſes Tages, die ihn als Sonntag ungenießbar macht. Man hofft aber, dieſer Dekadi, über den ſchon Lieder erſcheinen, und der noch da liegt wie ein Stück Eis im Lenze, werde bald gänzlich verſchwinden. Unterdeſſen ſehe ich doch heute viele Gewölbe geſchloſſen, und was dieſen Leuten, meiner Meinung nach, viel Verdienſt um ihre Religion gibt, ſogar im Palais Royal, wo doch ein Gedräng iſt wie an andern Tagen, und ähnliche Läden offen ſtehen, die unterdeſſen den Gewinn wegſchnappen, und wo die Einnahme eines Tages wegen der großen Miethe, ſo ſie bezahlen, gewiß ſehr in Betrachtung kommen muß. Es ladet mich Einſamen niemand ein, aber in einem ſolchen Hauſe möchte ich wohl zu Mittag eſſen, wo dem Mammon gerade dann ein Opfer verſagt wird, wenn er die reichſte Erhörung verſpricht; wohl würde ich mich noch manches edeln Zuges dort zu freuen haben.

Wie wenig Achtung aber noch im Allgemeinen die ſichtbare Kirche genieße,*) ſah ich heute auf dem Platze

*) *Nemlich* im Jahr 1801. Olim meminisse juvabit — Jetzt *ſieht es* freylich beſſer damit, indeſſen kann es nicht ſchaden,

vor St. Germain l'Auxerrois, wo einige Schritte von dem Gottesdienste ein Taschenspieler mit einem Hanswurst seine Possen trieb. Dieser rief mit lauter Trompete, die bis in die Kirche erschallte, sein Publicum herbey, da hingegen zur christlichen Versammlung nicht einmahl mit einem Glöckchen geläutet werden durfte. Es ist wohl noch nicht wie es seyn sollte, wenn ein Gaukler mehr tolerirt wird, als die Kirche. Die berühmte hiesige Policey muß ihre besondern Gründe haben, eine solche Unsittlichkeit zu dulden; unter ihrer Aufmerksamkeit kann die Sache unmöglich, vielleicht aber noch darüber hinaus seyn.

Ich bemerkte auch niemand, der sich darüber ungehalten bezeigte. Sie haben aber schon ganz andre Dinge erfahren, wenn es wahr ist, was man mir bey diesem Anlaß erzählte, daß in der Schreckenszeit unweit der mordenden Guillotine ein Harlekin sein Ge-

---

wenn auch noch öffentliche Zeugnisse vorhanden sind, wie lange die Gottesvergessene Directorialregierung die Religion in der abscheulichen Erniedrigung gelassen, wohin sie die Revolution gestürzt hatte. Diese elende Regierung, die auch das Glück auswärtiger Völker zu lenken vorgab, indem sie es zerstörte, wußte nicht einmahl, daß das Volk so gut religiöse Bedürfnisse hat als physische, und daß, wenn eine Regierung schlecht handelt, welche dieselben bis ins Ungereimte sich verirren läßt, diejenige noch viel weniger ihre Pflicht thut, welche ihrer gar nicht achtet. Zugleich mag diese kurze Beschreibung mit zum Beweise dienen, wie schnell die spätere Gewalt, durch Klugheit und Ansehen, den Geist des Volks von religioser Anarchie wieder bis an die Grenzen der Hierarchie habe führen können, und was es demnach mit dem Geiste des Volks für eine Bewandniß habe.

rüſt aufgeſchlagen hatte, und unterm Zuruf der Menge jeden blutigen Auftritt mit einer kleinen Köpfmaſchine parodirte. Läßt ſich wohl eine tiefere Verſunkenheit denken, als wenn man die Luſt an der Grauſamkeit durch öffentliche Poſſenſpiele reizt! Vordem machte man doch nur Trauerſpiele daraus.

Man ſollte wirklich glauben, die Pariſer hätten in den Zeiten, als ſie die Vernunft über den Altar ſetzten, den Teufel angebethet, ſo gräßliche Spuren von Wuth gegen den alten Gottesdienſt trifft man noch in allen Kirchen an. Noch ſind die meiſten Altäre zerſchlagen, die Bildſäulen von ihren Geſtellen heruntergeriſſen, die Verzierungen verſtümmelt, und die Wände wie eine Mauer an der Landſtraße verſudelt. Hin und wieder iſt ein ſchwarzer Stein eingemauert mit der Inſchrift: Cette pierre vient d'un des cachots de la Bastille. Eine neue Reliquie ſtatt der alten! — Sie könnten doch wohl mit ihrem Tadel an dem Geſchmacke andrer Nationen etwas ſparſamer ſeyn, ſo lange ſie ſelbſt Steine der Baſtille in den Kirchen zur Schau aufſtellen. Jene Heiligengebeine und Wunderdinge waren doch noch Ueberbleibſel einſt verdienter und verehrter Menſchen, und das Volk glaubte, heilſame Kräfte aus ihrem Anblicke zu ſchöpfen, aber was ſoll es vor ſo einem unförmlichen Stücke von ſeinem alten Gefängniſſe denken und empfinden? Die Franzoſen erzählen von Harlekin, er habe einen *Stein* von ſeinem Hauſe zum Muſter für Liebhaber

herumgetragen, handeln ſie hier nicht ungefehr in gleichem Sinne?

Indeſſen fängt man wieder ſpärlich an auszubeſſern, aus Beyträgen, wozu man durch Affichen in den Kirchen eingeladen wird. Ich ging neulich in Saint Sulpice hinein, wo die Vernunftſchwärmerey am unvernünftigſten gewüthet zu haben ſcheint; Da ſah man vorn in der Kirche Arbeitsleute, die Gerüſte befeſtigten, Steine herunterwarfen, und hämmerten, daß einem die Ohren gellten, in der Mitte waren die Maſchinereyen der Gott und Menſchen Langeweile machenden Theophilanthropen aufgepflanzt, und tief hinten im Chore ſtanden beſcheidene Prieſter, mit ärmlichem Meßgeräthe umgeben, und betheten.

Unter einer ſolchen Duldung (hier iſt das unſchickliche Wort noch am beſten an ſeinem Platze) hebt nun die Römiſch-katholiſche Religion ihr ehemahls ſo ſtolzes Haupt demüthig wieder aus dem Staub auf, und es iſt gewiß eine intereſſante Erwartung, nachdem die Pforten der Hölle geſchloſſen ſind, zu ſehen, wie weit ſie die ihrigen wieder öffne, und mit welchem Erfolge das ſo jämmerlich zerſprengte Heer der Heiligen ſich wieder unter ſeine alten Fahnen ſammeln werde.

Da der Boulevard am Sonntage ganz dem gemeinen Manne überlaſſen iſt, ſo wollte ich nun auch ſehen, wie dieſer ſeinen Ruhetag feyre, und ging des-

halb von der Porte St. Martin langſam bis zum Eintrachtsplatz hinunter. Der breite Weg in der Mitte dieſes aus ſechs Reihen Bäumen beſtehenden prächtigen Luſtgangs war voll Wagen und Reuter, die ſehen, und geſehen werden wollten, oder ſonſt beſtimmt waren, heute die Hauptfiguren in dieſem beweglichen Gemählde auszumachen. In den Seitenalleen aber gingen die, ſo ich ſuchte, in unzählbarer Menge, die Handwerker und kleinen Krämer mit ihren Familien, und alles was man hier la petite bourgeoisie nennt. Ich folgte nun bald dem bald dieſem Häuflein nach, und horchte auf ihre Rede, und betrachtete ihr Thun und Laſſen. Größten Theils fand ich ſie vergnügt wie die Fiſche im Waſſer, aber ehrbarer, aber noch geſprächiger, als ich erwartet hatte.*) Dieſe Geſprächigkeit iſt unerſchöpflich, und ergießt ſich mit faſt kindiſcher Vergnügſamkeit und Beſchränktheit über alles, was ihnen in dieſem Gewimmel vor die Augen kömmt, und einen Moment unter der Windklappe ihrer Vorſtellungen halten mag. Der Vater erklärt der gefällig horchenden Frau ihre Beobachtungen, und ſucht bisweilen auch die Kinder zu belehren; allein der Junge iſt zu zerſtreut, und das Mädchen zu ſehr mit ſeinem Putze, und der zierlichen Haltung des Körpers, des Gewan-

*) Nunc quoque in alitibus facundia prisca remansit,
Rancaque garrulitas, studiumque immane loquendi.
Ovid. Met. Libr. V.

des, der niedlichen Füße, und mit allem dem, was es den Vorübergehenden absieht, beschäftigt, um lange auf die Lehren des Vaters zu horchen; ja viele dieser kleinen Mädchen sind schon so sehr in das Studium und die Repräsentation ihrer Eleganz vertieft, de tenero meditantur ungui, daß sie sich nicht einmahl Zeit nehmen, nach der Lockspeise der allenthalben aufgestellten Kramläden zu schauen, welches sonst ein unwiderstehlicher Zauber für die Augen der Kinder ist. Wenn oft zwey bekannte Familien sich treffen, so fließen sie schnell in Eine Gesellschaft zusammen, wo man sich dann wechselseits die Ehehälften zu galanter Unterhaltung abtritt. Wer aber die Kleinstädterey kennt, und meint, daß es in Paris nichts davon gebe, darf nur einer solchen Gruppe eine Strecke weit nachfolgen, oder sich auf einer Bank neben ihr niederlassen, um sich eines andern zu belehren, und bald eben die Klatscherey, die Achtung für das Unwürdige, und die halbweg sich schon verstehende Convenienz im Selbstbetrug anzutreffen, wie zu Hause. Nur die unnachahmliche Zuversicht, womit sie hier alles thun, der kleine Bürger wie der große, unterscheidet diese Pariſiſchen Kleingässer vor den auswärtigen Kleinstädtern; denn nicht nur sprechen sie von allem, als könnten gerade sie darüber die beste Auskunft geben, sondern sagen es auch noch so laut, als müßte alle Welt es hören. Neulich sah ich an einem öffentlichen Tage in dem Antikensaal zwey solche Männer vor den Las-

coon treten, und ſogleich über die Schlange, und das Land wo es dergleichen gebe, ſich unter einander ſo redſelig verſtändigen, daß neben ihnen zwey Gelehrte, die ſich ihre Gedanken über das Kunſtwerk mittheilten, verſtummen mußten.

Dieſe laute Unfehlbarkeit, die ſich der Pariſer zutraut, und die Erheblichkeit, die er ſich über die Provinz und das Ausland ſo ſichtbar gibt, wenn er ſie auch nicht ausſpricht, iſt es vornehmlich, was ihn auch vor andern Hauptſtädtebewohnern unterſcheidet. Ihm fällt kein Zweifel ein, daß Paris nicht die Hauptſtadt der Welt ſey, und ſich deſſen zu rühmen, ſcheint ihm bloße Gerechtigkeit zu ſeyn; ſo wie hingegen jene, wenn ſie gleich ebenfalls ihre Manieren für die beſten, ihre Herkunft für die reinſte, ihre Statuten für die weiſeſten, und ihre Neuigkeiten, obgleich ſonſt niemand viel daraus macht, für die merkwürdigſten halten; ſich deſſen meiſtens nur unter ſich ſelbſt, oder gegen ihre Untern rühmen, in zweifelhaften Fällen aber lieber das Decorum eines kalten Stillſchweigens beobachten. — Wer bey dem Gemeinen feyerlich ſtehen bleibt, und das Bedeutende nachläſſig vorüber geht, und keine beßre Weiſung annehmen will noch kann, der iſt ein Philiſter, er ſey vornehm oder gering, aus der Hauptſtadt oder vom Lande her.

Und ſo findet man bey etwas mehr oder weniger conventionellem Anſtrich, den man Lebensart nennt, *die Leute*, das iſt, die Menſchen im Umgang, allent-

halben ziemlich einerley. Wer den Firniß, deſſen alle bedürfen, am beſten aufträgt, heißt der feinere, aber ein geſundes Auge ſieht bald, was der Firniß decken ſoll, ſo wie eine gute Naſe oft hinter Wohlgerüchen das Gegentheil riecht. Die feinſte Lebensart beſteht zuletzt darin, Geduld mit einander zu haben.

Ich kehre wieder auf den Boulevard zurück, wo ich neben dieſer geſchwätzigen Plattheit des Geiſtes viel leichte Geſchmeidigkeit in den körperlichen Formen, und unbefangene Liebenswürdigkeit in den Mienen ſah, beſonders fiel mir häufiger, als ich ſie noch nirgends antraf, die heitere Freundlichkeit alter Perſonen auf. Zuweilen glaubte ich auch bey jungen Leuten die Beſcheidenheit im Bunde mit der Schönheit zu erblicken, ja vielleicht iſt dieſe Tugend weniger ſelten, als ich dachte, aber ſie gibt ſich nicht ſo ſchnell im Vorbeygehen zu erkennen. Nie mißte ich ſie mehr, als da ein Frauenzimmer, das vor mir her ging, ſich umſah, und zu ihrem Begleiter ſagte: Allons vite, je vois la figure de mon chien de mari!

Vor dieſem hatte ich geglaubt, man dürfe ſich in Paris nicht ſehen laſſen, ohne nach der neueſten Mode gekleidet zu ſeyn, und jetzt ſtoßen mir hier auf dem Boulevard ſolche altväteriſche Trachten auf, die ich kaum mehr in einem alten Reichsſtädtchen geſucht hatte. Ich ſehe noch Männer mit Haarbeutelperrucken und Chapeaubashüten, langen Weſten, Hoſen die kaum an die Knie reichen, und kleinen Schnallen mit heraus-

hängenden Riemen in den Schuhen; bey uns würden ihnen die Kinder nachlaufen, hier läßt man sie aber gehen, wie sie wollen, und ich merke nicht, daß man sie auch nur mit einem Blicke zu kränken suche. Dieß ist jetzt doch etwas, das andrer gemeinschaftlichen Kleinigkeiten ungeachtet, einen höhern Grad von Bildung verräth, daß nehmlich hier die Leute unter sich das unbescheidene Fixiren der Unvollkommenheiten nicht zu kennen scheinen, womit man anderswo seine Beobachtungsgabe beweist, und daß jeder ungehinderter im Sonnenschein auf den volkreichsten Plätzen sich zeigen, als dort am Regentage nur über die Gasse gehen kann. Was ihren Anzug betrifft, scheinen diese Bürgersleute nur einer Uebereinkunft zu folgen, daß er nehmlich am Sonntage nicht werktäglich sey, über dessen Art und Gestalt aber eine durchgängige Verträglichkeit angenommen zu haben.

Diese Verträglichkeit herrscht auch, wie mich dünkt, in den höhern Ständen, denn nirgends seh ich, auch da, wo sich die Vornehmsten zeigen, die modische Einförmigkeit des Putzes, die man an Prunktagen im Auslande sieht. Das hiesige schöne Geschlecht würdigt die Moden nicht bloß nach ihrer Herkunft, wie da, wo man glaubt, was von Paris kömmt, müsse unverändert für alle passen, sondern auch nach dem, was sie vortheilhaftes für das Eigenthümliche der Gestalt haben, und weiß daraus mit Geschmack zu wählen. Bey Mannspersonen sind reine und feine Zeuge

derſchaft zu überdenken, aber ich trat in eine Feenwelt hinein, wo ich Sonntag und Boulevard und alles vergeſſen mußte. Der ganze Garten mit ſeinen Alleen, Nebengängen, Luſtgebüſchen, Pavillons, und freyen Plätzen, bis zum Hauptgebäude war mit unzähligen Lampen erleuchtet, und Menſchen jedes Geſchlechts und Alters wandelten, ſaßen und lagen da herum, als lebten ſie noch in der goldenen Zeit. Das große Haus glänzte von Lichtern wie ein Zauberſchloß, und auf ſeiner Terraſſe ertönte eine prächtige Harmonie. Von da aus verbreitete ſich die fröhliche Menge durch den labyrinthiſchen Bezirk des Gartens; hier ſaßen Weiber und Männer, vergnügt wie die ſeligen Götter, an Tiſchen herum, und leichte Ganymeden eilten ſie zu bedienen; dort übten ſich kraftvolle Jünglinge in künſtlichen Sprüngen, oder ſchaukelten ihre Mädchen; muthwillig ruderten andre in kleinen Kähnen auf Teichen herum, weiter ſah ich amazoniſche Jungfraun Carrouſſel reiten, und in ſchnellſtem Fluge (Galopp kann man von hölzernen Pferden nicht ſagen) mit geübter Hand Ringe herunter ſtechen; ſodann verlor ich mich in ein matt erleuchtetes Gebüſche, wohin aber ſchon zwey Liebende ihre Zuflucht genommen, um in ſtiller Abgeſchiedenheit die Welt, und vielleicht ſich ſelber, zu vergeſſen; nun begegnete ich einem einſamen Denker, dem ich, aus Furcht er möchte an meinen Geldbeutel denken, beſcheiden auswich; plötzlich war wieder alles helle, Pfeifen und Hörner ertönten, und in langen

Reihen herunter tanzten die Kinder der Freude. — Welch ein hochzeitliches Leben, das dieſer Tempel der Fröhlichkeit einſchließt! Und das alles hat man um zwanzig Sous; kann man ſich wohlfeiler in Hellas jugendliche Zeiten oder in das Schlaraffenland verſetzen! Nur muß man nicht, wie ich einfältigerweiſe that, bis auf die Letzte bleiben, ſonſt erſtirbt alle Illuſion über dem bloßen Anblick des Caput mortuum, das dieſe ſublimirten Freuden zurücklaſſen.

Es iſt mir in dem Muſeum, mitten unter den größten Kunſtwerken der Jahrhunderte, manchmahl zu Muthe, wie auf den Gipfeln der Berge meines Vaterlandes, wo unter dem reinen Himmel, und hoch über der ſorgenvollen Erde, alle weltliche Furcht und Begierde verſchwanden, und Frieden, Freyheit und urſprüngliche Einfalt in die Seele zurückkehrten. Was dort die Majeſtät der Natur bewirkte, das thut hier die heilige Kraft der Kunſt. Wenn ich von der Bank am Eingange über den unabſehbaren Saal hinſchaue, und mein Auge nach immer neuen Gegenſtänden der Verehrung hingezogen wird, und die geliebten Meiſter aus ihren ewig rühmlichen Werken zu mir ſprechen, ſo vertiefe ich mich in der Anſicht von der unerſchöpflichen Fülle des menſchlichen Geiſtes mit eben der Andacht, wie auf den Bergen im Gefühle des Unermeßlichen; ich vergeſſe Paris, das Vaterland und mein

eignes Schickſal, und bin glücklich in vollkommener Genügſamkeit; mein Daſeyn wird mir zu einem lieblichen Traume, wo die unbefangene Seele die Feſſeln des gewohnten Lebens abſtreift, und ſich geheimnißvoll in ſeligere Höhen emporſchwingt.

Es hält aber ſchwer, die wahre Empfindung einer ſolchen Lage ſpäterhin auszuſprechen, weil die Einbildungskraft ſich gar zu gerne in die Beſchreibung miſcht, und in bildliche Anrufungen ausartet, deren Feuer nicht von dem Lichte der Wahrheit brennt, und daher meiſtens auch den Leſer kalt läßt. Zwar iſt es eben auch nicht rathſam, von irgend einer höhern Luſt des Lebens laut zu reden, denn die Zeit iſt noch nicht ganz vorüber, wo das für Schwärmerey galt, und in einem Buche ſo wenig erlaubt war, als im Umgange; die harte Zeit, wo man alle Empfindung unter den Gehorſam des Verſtands gefangen nehmen mußte, um vor den geſetzlichen Kunſtgerichten Gnade zu finden, die kein Evangelium der beſſern Sinnlichkeit erkannten.

Das Gefühl ſeiner eignen Wenigkeit kann man freylich in dieſem Bilderſaal, unter ſo viel Ruhm und Größe, ſchwerlich von ſich abhalten. Allein die ſtille Größe der Todten, ohne Anſpruch und Ziererey, iſt weniger drückender Art, als die der Zeitgenoſſen mit ihrem lebendigen Geräuſche, wobey man jene Begleitungen nur zu oft findet oder zu finden glaubt; ſie iſt entſchieden, und ſteht uns auch nicht mehr im Wege, ſondern leitet uns vielmehr auf eine weiſe Schätzung

Reihen herunter tanzten die Kinder der Freude. — Welch ein hochzeitliches Leben, das dieser Tempel der Fröhlichkeit einschließt! Und das alles hat man um zwanzig Sous; kann man sich wohlfeiler in Hellas jugendliche Zeiten oder in das Schlaraffenland versetzen! Nur muß man nicht, wie ich einfältigerweise that, bis auf die Letzte bleiben, sonst erstirbt alle Illusion über dem bloßen Anblick des Caput mortuum, das diese sublimirten Freuden zurücklassen.

Es ist mir in dem Museum, mitten unter den größten Kunstwerken der Jahrhunderte, manchmahl zu Muthe, wie auf den Gipfeln der Berge meines Vaterlandes, wo unter dem reinen Himmel, und hoch über der sorgenvollen Erde, alle weltliche Furcht und Begierde verschwanden, und Frieden, Freyheit und ursprüngliche Einfalt in die Seele zurückkehrten. Was dort die Majestät der Natur bewirkte, das thut hier die heilige Kraft der Kunst. Wenn ich von der Bank am Eingange über den unabsehbaren Saal hinschaue, und mein Auge nach immer neuen Gegenständen der Verehrung hingezogen wird, und die geliebten Meister aus ihren ewig rühmlichen Werken zu mir sprechen, so vertiefe ich mich in der Ansicht von der unerschöpflichen Fülle des menschlichen Geistes mit eben der Andacht, wie auf den Bergen im Gefühle des Unermeßlichen; ich vergesse Paris, das Vaterland und mein

eignes Schicksal, und bin glücklich in vollkommener Genügsamkeit; mein Daseyn wird mir zu einem lieblichen Traume, wo die unbefangene Seele die Fesseln des gewohnten Lebens abstreift, und sich geheimnißvoll in seligere Höhen emporschwingt.

Es hält aber schwer, die wahre Empfindung einer solchen Lage späterhin auszusprechen, weil die Einbildungskraft sich gar zu gerne in die Beschreibung mischt, und in bildliche Anrufungen ausartet, deren Feuer nicht von dem Lichte der Wahrheit brennt, und daher meistens auch den Leser kalt läßt. Zwar ist es eben auch nicht rathsam, von irgend einer höhern Lust des Lebens laut zu reden, denn die Zeit ist noch nicht ganz vorüber, wo das für Schwärmerey galt, und in einem Buche so wenig erlaubt war, als im Umgange; die harte Zeit, wo man alle Empfindung unter den Gehorsam des Verstands gefangen nehmen mußte, um vor den gesetzlichen Kunstgerichten Gnade zu finden, die kein Evangelium der bessern Sinnlichkeit erkannten.

Das Gefühl seiner eignen Wenigkeit kann man freylich in diesem Bildersaal, unter so viel Ruhm und Größe, schwerlich von sich abhalten. Allein die stille Größe der Todten, ohne Anspruch und Ziererey, ist weniger drückender Art, als die der Zeitgenossen mit ihrem lebendigen Geräusche, wobey man jene Begleitungen nur zu oft findet oder zu finden glaubt; sie ist entschieden, und steht uns auch nicht mehr im Wege, *sondern leitet uns* vielmehr auf eine weise Schätzung

deſſen, was uns in der wirklichen Welt umgibt; die Demuth, ſo ſie bewirkt, iſt ohne Neid und heilſam, denn ihre Folge iſt die Zuverſicht der Geduld, welche uns ehrwürdiger macht, als das Selbſtgefühl, ſo uns bisweilen, wie den Phariſäer im Tempel, vor den Zöllnern und Sündern, die uns aufſtoßen, anwandelt. Und wie ich mir ein fremdes Gaſtmahl beſſer ſchmecken laſſe, als das ſo ich ſelbſt geben, und dabey die eßluſtraubenden Honneurs machen muß, ſo liegt auch für mich ein ungetrübteres Vergnügen in der Freyheit, hier in der großen Gallerie des berühmten Louvres, unter dieſer Beute der Nationen, dem was ehemahls Könige königlich verwahrten, oder zu beſitzen vergeblich wünſchten, ungeſtört und unbekümmert herumwandeln zu können, zwar als unbemerkter Homuncio, aber doch mit dem befriedigenden Bewußtſeyn, die Geſchichte und den Werth dieſer Umgebungen zu kennen und zu ſchätzen — als wenn ich dieſe unermeßlichen Schätze ſelbſt erobert hätte, oder ſie ſonſt als mühſames Eigenthum beſäße.

Gleichſam wider meinen Willen geht ein großer Theil meiner Aufmerkſamkeit auf den techniſchen Charakter der großen Meiſter, in ſo weit ihn Manier der Zeichnung, der mechaniſche Pinſel, und was zur Art und Weiſe der Ausführung gehört, beſtimmen. Ich *gebe gern* zu, daß das Haupterforderniß bey jedem

Kunſt-

Kunstwerk auf die Richtigkeit der Idee, den Schwung der Phantasie, kurz auf die Summe von Geisteskraft, so sich darin zeigt, gründe, und man also darauf vorzüglich sehen müsse; ich weiß auch, daß man darüber schon ohne nähere Kunstkenntniß ein langes und breites sprechen, und dem Künstler, der diesem Erforderniß entspricht, noch eine Menge Motive andichten kann, an die er nicht einmal gedachte. Aber wie keiner Mahler wird, der seine Kunst nicht handwerkmäßig gelernt hat, so sehe ich jetzt nur zu deutlich, daß zur wahren Schätzung eines Gemähldes nicht nur eine gelehrte Erkenntniß seiner geistigen Eigenschaften, wie man sie schon aus Büchern und Kupferstichen abstrahiren kann, sondern auch der Sinn für das Medium gehöre, wodurch sich solche Eigenschaften uns vorbilden. Man sollte freylich denken, wer Verstand hat werde auch den Verstand der Composition fassen, dem Empfindsamen werde auch die Empfindung nicht entgehen und die Phantasie des Künstlers werde auch die des Zuschauers in Bewegung setzen; allerdings — aber mit dem größten Verstande, dem feinsten Gefühle, und der regsamsten Imagination ist man doch kein Kenner, oder selbstständiger Richter über den vollen Werth eines Kunstwerks. Ich habe Männer gekannt, (um ihrer Berühmtheit willen darf ich ihre Namen nicht nennen) die dieß alles hatten, und sogar über die Kunst schrieben, aber über unbekannte Gemählde gar nicht oder ganz schief urtheilten, bevor sie den

Meiſter kannten, oder etwas von der Meinung Kunſterfahrner darüber ausgeſpürt hatten; es mangelte ihnen der Kunſtſinn. Wie niemand richtig über Muſik urtheilt, dem Natur und Studium nicht das Ohr gebildet, ſo iſt es auch mit den Urtheilen des Auges in der Mahlerey, kein anderweitiger Scharfſinn und keine Gelehrſamkeit erſetzt den ſichern Blick für das Ebenmaß der Formen, und die Wahl und Harmonie der Farben, der eine Gabe der Natur iſt, und allein durch das Studium der techniſchen Regeln ausgebildet werden kann.

Ich weiß wohl, daß ich hiermit manchem unerträgliche Dinge ſage, weil heut zu Tage faſt jeder ſchöne Geiſt auch glaubt, ein Kenner zu ſeyn, wenn er nur die Geſchichte der vornehmſten Mahler, oder einige pikante Lebensumſtände von ihnen weiß, und ihm geiſtige Ausdrücke zu Gebote ſtehen. Ich hörte es auch unlängſt ſelbſt nicht gerne, allein da ich es jetzt als Wahrheit anerkenne, ſo muß ich es auch bekennen. Es iſt ein Unterſchied, über ein Gemählde zu phantaſiren, oder ſeinen wahren Gehalt zu beſtimmen: es iſt auch ein Unterſchied, nach hiſtoriſchen Vorkenntniſſen zu ſchließen, oder aus eigner Kraft zu urtheilen. Man ſtelle nur einen unbefangenen Künſtler und einen gelehrten Liebhaber vor ein Gemählde, und höre, aus welchem Munde ein klareres Urtheil fließe; oder man gebe Acht, auf welches Urtheil der Meiſter ſelbſt, wenn er gegenwärtig iſt, mehr Gewicht lege, und man wird

sehen, daß ihm, wenn er es auch schon zu verhehlen sucht, ein einsilbiges kaltes Wort des Künstlers mehr Nachdenken verursacht, als aller Lessingsche Scharfsinn des Philosophen, oder der beredte Erguß des bewundernden Gelehrten. — Wer ohne praktische Kenntniß, oder ohne zu Mahlern seine Zuflucht zu nehmen, findet auch nur die Ausdrücke, womit er sein Wohlgefallen an einem Rembrandt deutlich machen könnte?

Mich in diesen nothwendigen Principien des echten Kunstgeschmacks zu üben, hat nun einen besondern Reiz für mich, und deswegen halte ich mich gern an Kunstverwandte, die hier arbeiten; die großen Worte der räsonnirenden Empfindung sind dann bald gelernt. Nur bemerke ich mit Verdruß, daß, wie Kenner und Liebhaber öfters affectiren, mehr von dem mechanischen der Kunst zu sprechen und zu wissen, so viele Künstler mit denen, welche nicht von der Kunst sind, gerade von dem zu reden vermeiden, was sie üben und am besten verstehen, und ihren Verstand lieber in aufgefangenen Geschmacksurtheilen zeigen wollen.

Man trifft weniger arbeitende Künstler in dem Museum an, als die berühmte Sammlung erwarten läßt. Einen alten Mann sehe ich immer zuerst und zuletzt, der unermüdlich kopirt, und vermuthlich seine schwache Arbeit für geringe Kunsthändler ums Brodt macht. Niemand fällt es indessen ein, ihn zu tadeln;

ist seine Arbeit nicht lobenswerth, so verdient der Bewegungsgrund derselben Schonung, sagen die Franzosen, und zeigen darin einen edlen Sinn. Desto lauter spotten sie aber über ein paar Deutsche, die unlängst hierher gekommen, und mit einer Wuth, wie der Wolf das Lamm zerreißt, über alles herfallen, was einen Namen hat, und Rubens und Rembrandt zu Dutzenden wegpinseln, mit einer Practik, die ganz Paris in Erstaunen setzen sollte.

Es sind auch mehrere junge Frauenzimmer da, die mahlen, ich kann aber bey keiner dazu kommen, zu sehen was sie mache; denn durch das seltsame Ungefähr, welches beym schönen Geschlechte so oft andre Gründe vertritt, arbeiten sie jetzt alle in der Höhe, wo sie auf eigens dazu eingerichteten Gerüsten sitzen. Sieht man indessen ihre Arbeit nicht, so gewährt doch einiger Maaßen die mahlerische Lage, die sie sich auf dieser leichten Bühne zu geben wissen, einen schadloshaltenden Anblick. Es geschieht dann freylich manchmahl, auch von Ungefähr, daß sie in der Zerstreuung des Nachdenkens etwa ein niedliches Füßchen über das Bodenbret hinaus strecken, wodurch manches Auge irre geleitet wird, das nur gemahlte Formen zu betrachten hierher kam; allein keine Schnecke zieht ihre Hörner schneller ein, als sie das Füßchen, so bald sie sich ihrer Zerstreuung bewußt werden. Gewöhnlich steht bey jedem dieser Palladischen Mädchen ein Bekannter, der sich mit nachlässigem Liebreiz auf den Stufen des Ge-

rüſtchens ausbreitet, und ihr in leichter Unterhaltung die Zeit verkürzt, wozu wohl auch die Vorbeygehenden, wie ich ſelbſt erfuhr, den Stoff geben müſſen; denn als ich in ihrer Nähe mich aufhielt, merkte ich, daß von mir die Rede war, und als ich in Gedanken die Augen, wie Eumolpus beym Petron, ad arcessendos sensus in die Ferne heftete, hörte ich ſagen: maintenant il cherche, si on le regarde; welches meine Erfahrung beſtätigte, daß einen die Leute am liebſten deſſen beſchuldigen, wozu ſie ſelbſt am meiſten geneigt ſind.

Einer iſt hier, der Niederländer copirt, um wieder Originale daraus zu machen; ein geſchickter Mann. Er hat gerade jetzt einen Tenier in der Arbeit, den er mit unglaublichem Fleiß und äußerſter Wahrheit Strich für Strich nachbildet, und der vermuthlich in ein paar Jahren in einer auswärtigen Bildersammlung einen bedeutenden Platz einnehmen wird. Ich hätte nicht geglaubt, daß man die Nachahmung ſo weit treiben könnte, und will mir jetzt lieber das Daſeyn ſo vieler gleicher und ähnlicher Gemählde, die ſich um die Ehre der Originalität ſtreiten, auf dieſe Weiſe erklären, als annehmen, daß ſich große Meiſter ſelbſt mit ſo pedantiſcher Genauigkeit copiren könnten, wenn ſie auch noch ſo große Liebe zu ihrem Werke hätten — kömmt es doch ſchon unſer einem ſauer genug an, ſeine eignen Erzeugniſſe abzuſchreiben!

In Landſchaften wird meiſtens nach Berghem und Vernet ſtudiert, ſelten nach Dujardin und Potter, mehr noch nach Ruysdael, nicht nach Schwanevelt, Both, Pouſſin, nicht nach Claude; warum nach dem Schönſten nicht? — Weil das Schönſte jederzeit mehr Bewunderer als Nachahmer gefunden hat, und der Menſch in ſeinen materiellen Neigungen nicht gern über den Comparativ hinaus geht. Zudem mögen Berghem und Vernet, von denen jener ſich durch einen geiſtreichen, und dieſer durch einen zierlichen Styl auszeichnet, am meiſten mit der franzöſiſchen Gemüthsart übereinſtimmen, und dieſer homogene Zug des Charakters, der in der Welt ſo oft die ſtattlichſten Gründe aufwiegt, ſcheint auch hier die Vorliebe, welche ſie zwar nicht mit Worten bekennen, aber durch die That offenbaren, zu beſtimmen. Claude Lorrain gehört zu den ſeltenen Menſchen, die ihr Glück nur in der Stille finden, und deren Kraft in der Einfalt iſt; ſie wiſſen im Leben und in der Kunſt wenig von Regeln zu ſchwatzen, aber ihre ſchöpferiſche Geiſteskraft erwacht im Handeln, und ſie ſtellen Werke dar, die ſelbſt zur Regel werden. Seine Gelehrigkeit war langſam, und ihm ward nichts von den oberflächlichen Vorzügen zu Theil, welche die große Welt protegirt; aber ſeine Seele war ein klarer Spiegel, in dem ſich die ſtille Herrlichkeit der Natur offenbarte, er ſchaute ſie mit der Kraft des reinſten Dichtergefühls, und ruhte nicht in Ernſt und Fleiß, bis ihm zuletzt auch die Hand gehorſam war, und er

seine seligen Anschauungen in eben der erhabenen Wahrheit sinnlich darzustellen vermochte, wie er sie fühlte.

Aber man wagt es nicht, sich nachahmend an dieser natürlichen Harmonie, diesem Sommerduft, dieser friedlichen Vereinigung von Himmel und Erde zu versuchen. Doch hat Vernet, obgleich Stürme seine Lust waren, diesem Mahler paradiesischer Ruhe viel zu danken. Vernet scheint eine große Leichtigkeit besessen, und die Manieren aller Meister sich bekannt gemacht, vorzüglich aber von Claude vieles angenommen zu haben, welches die Seehäfen, die Aussichten von Rom und die Tageszeiten, welche hier vortrefflich von ihm gemahlt sind, deutlich beweisen; jedoch ist alles viel neumodiger, brillanter, episodischer als bey jenem. Dort ist die heilige Einfalt der wahren Poesie, die nur Eins aber das Größte ausspricht. Hier ist die Gabe mannigfaltiger Unterhaltung, auffallende Kunst, gesuchter Effect und zierliche Anordnung; darum, ob es gleich jener hohen Schönheit nicht am lautesten Lobe fehlt, hält man sich heimlich doch lieber an den pikantern Reiz des Letztern. Zudem hat Vernet in der Durchsichtigkeit und Lebendigkeit des Wassers, und in den Sturmwolken, niemand seines gleichen als Backhuysen, der ihn noch in der Natürlichkeit übertrifft, aber Vernet hat mehr Geschmack in der Composition.

Ich habe neben ihm noch den Berghem als ein Lieblingsmuster der jungen Leute genannt, weil man

bey demſelben mehr als irgendwo vereinigt findet, was junge Künſtler zu ihren Studien nöthig zu haben glauben, eine glückliche Fertigkeit des Pinſels, richtige Zeichnung, gewagtes Spiel mit Schatten und Licht, künſtliche Widerſcheine, die Geſchicklichkeit alte Ideen immer wieder neu zu ordnen, und was dergleichen Verdienſtlichkeiten mehr ſind, die Verſtand und Witz in der Kunſtmanier verrathen, und die man zuſammengenommen mit Recht Geiſt, und mit Unrecht Genie zu nennen pflegt. Wie aus Claudes ſtiller Seele ſeine großen Schöpfungen als ein reines Ganze floſſen, dem, ohne den reinen Einklang zu ſtören, nichts gegeben und nichts genommen werden kann, ſo geſtatten hingegen Berghems Gemählde, weil ſie ſelbſt mehr zuſammengeſetzt als aus Einer Idee geſchaffen ſind, den Vortheil, daß auch einzelne daraus genommene Partien ſchon ein artiges Ding an ſich ausmachen; hierzu kommen noch die Künſte des Details, die bey dieſem Meiſter ſo mannigfaltig und beſonders auffallend ſind, daß davon auch in der ſchülerhaften Nachbildung noch etwas charakteriſtiſches bleibt. Da nun jeder Schüler ſeinen Studien gern die möglichſte Oſtenſibilität gibt, womit gewöhnlich auch dem Meiſter gedient iſt, und Berghem hierzu den kürzeſten Weg weiſt, ſo iſt es begreiflich, daß er auch am öfterſten zum Vorbild und Lehrer für junge Landſchaftsmahler gewählt wird.

Nicht daß man darum Berghem und Vernet aus*ſchließlich* oder am lauteſten preiſe, weil ſie am meiſten

copirt werden; andre Nahmen genießen auch einer gerechten Verehrung. So werden, wie man mir sagt, Potter und Dujardin bey Versteigerungen noch mehr gesucht; aber Potters unmanierirte Natürlichkeit und Dujardins sanfte Transparenz, und ihre einfachen Compositionen, sind schwerer nachzuahmen, und fallen auch in der Nachbildung weniger vortheilhaft in die Augen, als jene, wie man glaubt, geistreicheren Stücke. Die vornehme Liebhaberey aber, so sich bei Versteigerungen zeigt, ist aus zu verschiedenen und zu individuellen Concupiscenzen zusammengesetzt, als daß sich daraus der allgemeine Geschmack bestimmen lasse; sie kauft meistens berühmte Nahmen, Gegenstücke, Empfehlungen, Ergänzungen ihrer Sammlung, selten etwas das ihr unmittelbar gefällt.

Wenn die Stimme des Volkes in Kunstsachen etwas gilt, und Gültigkeit kann man ihr nirgends absprechen, wo sie nicht vorgefaßte Meinung und fremde Einwirkung, sondern unverstellter Ausdruck der natürlichen Empfindung ist, so haben die kleinen Niederländer allerdings einen hohen Werth; denn ich sehe immer die große Menge der Beschauer sich am längsten vor denselben aufhalten, und wenn sie auch den ganzen Saal durchgegangen haben, doch noch einmahl zu ihnen zurückkehren, als wenn sie vorzüglich ihren Eindruck mit sich nehmen wollten. Diesen Vorzug, den

großen Haufen zu gefallen, wird die Niederländiſche Schule auch behalten, ſo lange es einen großen Haufen gibt, der von der Mahlerey zuerſt und zuletzt Wirkung aufs Auge fordert, und an dem Sinnenſchein ſeine Freude hat, und nicht ſo vornehm denken kann, wie Ludwig XIV, der die drolligen Bauern Teniers nicht vor ſich ſehen mochte, vermuthlich weil ſie ſeiner königlichen Gegenwart nichts nachzufragen ſchienen; oder ſo lange dieſer große Haufe nichts von der Reflexion weiß, die von dem Unſichtbaren zu ſprechen anfängt, ehe er noch das Sichtbare erkannt hat; ſo lange er auch nicht in allen Künſten nur eine idealiſche Poeſie ſucht, wie jetzt von ſonſt verdienſtvollen Männern mit eben der Einſeitigkeit geſchieht, womit man vor dreyßig Jahren noch die Tugend zum Hauptzweck des Schönen machen zu müſſen glaubte. Douw, Netſcher, Terburg, Le Duc und alle die Meiſter, welche anſtändige Handlungen aus der bürgerlichen Geſellſchaft mit dem einzigen Fleiß, Colorit, reizendem Lichte und der Rundung der Niederländer darſtellen, ſind es, die auch dem hieſigen Volke gefallen; aber anſtändig müſſen ſie ſeyn, denn Oſtades Tobakgeſellſchaften und Brouwers abſcheuliche Fratzenbilder finden keinen Beyfall.

Und wodurch gefallen ſie anders, als daß ſie für den uncultivirten Sinn am meiſten Wahrheit haben, ſo wohl in der Bedeutung als in der Ausführung. Der gemeine Mann findet mehr Individualität in den

Figuren, in ihren Handlungen mehr Analogie mit den ſeinigen, und auch in den Nebenwerken mehr Vertraulichkeit; und dieß alles mit dem reinlichſten Fleiß, der gewählteſten Beleuchtung, und der ſchönſten Harmonie der Farben ausgeführt. Was er ſieht, faßt er ſogleich ohne Belehrung und mühſames Nachdenken, und ohne ſich in die Empfindung hineinarbeiten zu müſſen; da hingegen ſo viele der großen hiſtoriſchen Stücke, die da herumhängen, für die meiſten Beſchauer erſt noch eines Commentars über ihre geiſtigen und materiellen Schönheiten bedürfen. Zudem fragt es ſich noch, ob es wahr ſey, daß dieſe Niederländer ſo ganz nur die erſte beſte Natur, wie ſie ihnen vor die Augen kam, auffaßten, und ohne alles poetiſche Verdienſt ſeyen? Daſſelbe kündigt ſich zwar nicht mit dem Trompetenton grandioſer Manier an, aber auch die beſcheidene Flöte weiß die geheimen Accorde der Seele zu treffen, oft thut es ja der Dudelſack. Gerard Douws waſſerſüchtige Frau iſt gewiß nicht ohne Dichtungskraft geſchaffen; ſeine Familie, wo die Mutter in der Bibel lieſt, und der Vater zuhorcht, hat er doch mit Empfindung ſo zuſammengeſetzt; Mieris kleiner Seifenblaſer iſt nicht nur das Werk des zierlichen Künſtlers, ſondern auch einer gebildeten Phantaſie; und ſo ſehe ich noch eine Menge Gemählde ähnlicher Art, die dichteriſche Anſchauungen der Welt und des Menſchen fein und kräftig, wenn ſchon ohne griechiſche Formen, ausſprechen, vom eleganten Converſationsſtücke an bis

zu dem Kerl der Tobak raucht in Teniers Verläugnung Petri, dessen Wahrheit im pathognomischen Ausdruck so trefflich ist, daß sie die Geschmacklosigkeit der Erfindung vergessen macht. Auch ernste Gegenstände haben sie edel zu behandeln gewußt; hat je ein Dichter oder Mahler ein wahreres Bild von der abgeschiedensten Einsamkeit vor menschliche Augen gestellt, als es Rembrandt mit wenigen Farben und wunderbarer Lufttransparenz in den zwey kleinen Stücken gethan hat, so man die meditirenden Philosophen nennt? man glaubt sich jenseit des Grabes, wo die Stille der Ewigkeit herrscht, oder in die Märchenwelt zu einem unterirdischen, schon seit Jahrhunderten dem Weltgeräusche entflohenen Weisen versetzt, wenn man diese Gemählde eine Zeit lang betrachtet hat.

Innigkeit des Gefühls ist die Seele der Poesie, und wenn in dem idealischsten Prachtgebäude der Einbildungskraft dieser Herr nicht zu Hause ist — er ist aber nicht selten über Feld — wer wird ihn nicht lieber da aufsuchen, wo er sich niedergelassen hat, sollte es auch nur ein kleines vertrauliches Landhäuschen seyn! Wer wird nicht einen Bauerntanz von Tenier dem ganzen Parnassus von Guibal gemahlt vorziehen! Wenn Asmus seinen Geburtstag mit Reißbrey und einer kleinen Kanone feyert, und das Fest mit der Wandoper Ahasuerus und Mardochai beschließt, so ist vielleicht mehr wahre Poesie darin, als in manchem *fürstlichen* Hoffeste eines Landesvaters bey ähnlichen

Gelegenheiten, wenn auch alle neun Musen in eigner Person dabey auftreten. Das ländliche Stück Philemon und Baucis ist das beste im ganzen Ovid; und wie sehr würde das Reich des Shakespeare zusammenschmelzen, wenn man den unclassischen Pöbel daraus verbannte!

Sollte aber auch manchmahl der Geist der Poesie nicht in die Formen dieser kleinen Meister passen, so verstehen sie sich darauf, ihn desto vortheilhafter in der Beleuchtung zu zeigen, wodurch sie öfters auch leblosen Gegenständen einen Reiz zu geben wissen, der die Seele des Zuschauers in idealische Höhen erhebt. Rembrandt ist hier nicht der einzige. Fast alle Stücke von Breughel, besonders unter seinen vier Elementen die Erde, haben dieß magische Licht. Von Dujardin ist ein Crucifix mit vielen Figuren hier, das in Ansehung des dichterischen Gehalts in der Beleuchtung seines gleichen nicht hat. Van der Heyden und Van de Velde, wie konnten sie langweilige Gassen, und öde Gegenden, durch ihre Lufttöne zu Lieblingsplätzen der Phantasie umschaffen! Welch ein heiliges Licht zittert durch die erhabenen Gewölbe der Kirchen Neefs! In dem Sonnenstrahle, der sich über ein Grabmahl hingießt, in einer Kirche von Emanuel de Witte, ist (sicherer noch wie in jenem Krebse von de Heem) mehr poetische Geisteskraft, als in mancher dramatischen Composition, die ich nicht nennen mag. So sollte es mir nicht schwer seyn, noch mehrere anzuführen, die

dieſes Verdienſt magiſcher Beleuchtung, das gewiß nicht bloß ein mechaniſches iſt, in einem hohen Grade beſitzen.

Dieß mag der Grund ſeyn, warum das Volk, welches die Kunſtwerke lieber mit den Augen als mit der Vernunft beleuchtet, einen beſondern Zug zu den Niederländern hat; ich möchte, weil ſie mir auch gefallen, dieſen Zug rechtfertigen; um ſo viel mehr, da man wieder einmahl anfängt, welches hauptſächlich von den hieſigen Geſchmackstongebern geſchieht, dieſe Schule gar zu gering zu ſchätzen, und nichts für gut und ſchön anerkennen will, was nicht in dem ſogenannten höhern und reinern Styl zum Vorſchein kömmt, als wenn ſich bald die ganze Welt und ihre Bilder nur in antiken Formen bewegen müßten. Ich wünſche indeſſen nichts mehr, als daß jedem Gerechtigkeit widerfahre, und werde mich wohl ſelbſt vor dem Fehler hüthen müſſen, ein Verdienſt auf Koſten des andern zu loben. Auch kann ich nicht ſagen, daß dieſe Bilder meine eigne Aufmerkſamkeit ausſchließlich vor der franzöſiſchen Schule, mit welcher ſie hier vereinigt ſind, und andern größern Werken, gefeſſelt haben. Mir ſind aus der Künſtlergeſchichte beſonders Pouſſin, Le Brun, Rubens und andre, deren große Werke die Hauptgemählde dieſes Saals ausmachen, merkwürdig, und meine, mehr als mahleriſche Neugier iſt ſtärker noch auf dieſe gerichtet.

Vorzüglich hat Pouſſin ſeine eigne Wirkung *auf mich*. Zuerſt kamen mir ſeine ſtillen Gemählde,

neben der Unruhe im Colorit und in der Compoſition ſo vieler andrer ihn umgebenden Franzoſen, und neben der Vortrefflichkeit des niederländiſchen Pinſels, ſehr unbedeutend und leblos vor, und jetzt ſind ſie mir ſo lieb, daß ich nie den Saal verlaſſe, ohne mich noch bey ihnen zu verweilen. Wenn man lange genug in den Höhen und Tiefen der Einbildungskraft herumgeirrt, oder in dem Nebel leerer Anmaßung ſich geängſtigt hat, ſo iſt einem der feſte Boden des Verſtandes, und die richtige Bahn ernſter Genügſamkeit auch wieder willkommen. Ich wußte, daß der edle Mann dieſe Bahn im Leben betreten hatte, und freue mich, ſie nun auch in ſeiner Kunſt zu entdecken. Man ſieht, daß er ſich zum Geſetze gemacht hatte, alles was er für bloße Blüthen der Imagination hielt, von ſeinen Schöpfungen abzuſondern, und ſich nur an das Weſentliche in der hiſtoriſchen Bedeutung zu halten. Er vernachläſſigte daher allzuſtrenge die Reize der Farben, und alle moderne Grazie, um nur, wie er meinte, für den Verſtand zu mahlen. Der denkende Mann hatte ſich, von der Größe der Alten auf immer hingeriſſen, aus ihren wenigen Reſten gewiße Grundſätze über die Wahl in der Empfindung, und über die edle Richtigkeit, mehr als über die naive Wahrheit, im Ausdruck zu eigen gemacht, welche er den Modus nannte, den er als den Zaum ſeiner Einbildungskraft anſah, und ihm allenthalben, auch wenn er une certaine médiocrité geböthe, folgen zu müſſen glaubte.

wodurch er zwar der Besonnenste aller Mahler wurde, aber auch die Furia di Diavolo, die Marino noch in dem Jünglinge fand, nur zu sehr bezwang. Eben so hatte er sich auch im Leben diese Schranken der Enthaltsamkeit gesetzt, und selbst in den Tagen seines Ruhmes, als Geld und Ehre ihm zuströmte, sich davon so wenig irre machen lassen, daß er nichts an der philosophischen Lebensart änderte, die er zu der Zeit als er noch gering geschätzt wurde, ergriffen hatte.

Aber eben diese Uebereinstimmung seines menschlichen und künstlerischen Charakters, hat meiner Meinung nach nicht wenig zu dem großen und bleibenden Ruhme beygetragen, der ihm zu Theil geworden, ob er gleich nie keinen Schüler gemacht haben soll, und auch jetzt noch so wenig Nachahmer findet. Kaum hätte seine correcte Zeichnung, sein reiner Styl und klassisches Studium, allein dieß bewirken können, denn man kann sich doch nicht verhehlen, daß nicht Magerkeit des Colorits, und zu prosaischer Ausdruck der Handlung ein alle diese Vorzüge begleitender Mangel sey. Aber sein Styl war wie sein Leben, man liest seinen Charakter aus seinen Werken; er mag die unter den Philistern wüthende Pest, oder das idyllische Brunnengespräch zwischen Rebecca und Elieser mahlen, allenthalben ahnet und findet man seinen hohen Geist, seine Liebe zur Einfalt, seinen Sinn für Ordnung, seine Geringschätzung des Ueberflüssigen, seine Unabhängigkeit von der großen Welt, seine ruhige Ueber-

legung.

legung. Er ist ein Türenniſcher Charakter, der nicht durch einzelne ſchöne Partien glänzt, aber durch die Continuität edler Grundſätze, die er in alle ſeine Werke bringt, eine rechtmäßige Ueberlegenheit über ſeine Zeitgenoſſen die es ihm, wie Le Brün nnd Noel Coypel, ſonſt in manchem zuvor thaten, erworben hat. Nil sine consilio war ſeine Maxime. Dieſe zuſammenſetzende Ueberlegſamkeit gefällt, weil ſie leicht zu entwickeln iſt; ob man gleich in ſeinen hiſtoriſchen Compoſitionen nicht immer den glücklich ergriffenen Hauptmoment antrifft, worin die Handlung durch ſich ſelbſt erklärt wird, ſo iſt doch, wenn man ihre Geſchichte weiß, kein Zug mehr ohne Bedeutung, und alles Einzelne hat geſchmackvollen und richtigen Ausdruck.

Der Tempel des Ruhms hat nicht nur eine Thüre, und wenn ſchon die ſchönſte dem Genie offen ſteht, ſo findet doch auch das Talent, welches mit einem edeln Willen verbunden iſt, und ein feſtgehaltener Zweck in einem wohlgeordneten Leben, oftmahls einen ehrenvollen Eingang. Man hat Reſpect für das, was den meiſten mangelt. Wenn auch Pouſſin, wie ich glaube, durch dieſe Pforte zu der irdiſchen Ewigkeit eingegangen iſt, ſo war er nicht der erſte noch der letzte. In allen Ständen des menſchlichen Lebens lehrt uns die Geſchichte dergleichen verehrliche Perſonen kennen, von William Penn an bis zum — Profeſſor Pütter, deſſen Selbſtbiographie ich ſo eben

leſe, hinab. Um aber nur aus der Kunſtgeſchichte ein Beyſpiel anzuführen, ſo mag auch Albrecht Dürer in dieſe Claſſe gezählt werden; der ausgebreitete Ruf, den dieſer eigentlich durch ſeine Verbeſſerungen in der Kupferſtecherkunſt erlangt hatte, und durch ſeine vielumfaſſenden Kenntniſſe, und ununterbrochene Wirkſamkeit für ſeine Kunſt unterhielt, wurde auch auf ſeine Gemählde übergetragen, und er als der erſte deutſche Künſtler geprieſen, ob es gleich damahls ſchon beßre Zeichner und Mahler gab, als er war; denn auſſer dem natürlichen und mannigfaltigen Ausdruck ſeiner Köpfe iſt wenig vorzügliches an ihm. Aber er hatte bey unbeſtrittenem Talent jene ſeltene Conſiſtenz des Charakters und Ueberlegenheit der Individualität, wodurch er ſich allenthalben perſönliche Achtung zu verſchaffen wußte, die man dann auch unvermerkt in das Urtheil über ſeine Kunſt mit einwirken ließ. Wenn, wie der alte Herr Shandy meint, ſchon die Art, wie einer den Hut nimmt, ſeinen Charakter verräth, ſollte es nicht eine ſolche Menge von Kunſtwerken thun, die alle Einem Geiſte und einer Hand entſprungen ſind? — Zweifelt auch niemand hieran, ſo wird doch die Wirkung lange nicht genugſam beobachtet und erwogen, welche dieſe Geiſtesſprache, dieſe unvermerkten, jedes Werk (und jede That) begleitenden Einflüſſe nicht nur auf die ſubjective Stimmung des Mannes von Gefühl, ſondern auf das menſchliche Gemüth *überhaupt* haben.

Pouſſins erhabener Geiſt zeigt ſich vielleicht am ſchönſten in ſeinen Landſchaften, wo er frey war vom Zwange der Antiken, die er in hiſtoriſchen Werken als das unentbehrliche Medium zur Erläuterung ſeiner productiven Phantaſie zu betrachten ſich angewöhnt hatte. Hier hingegen war nichts zwiſchen ihm und der Natur, das den eigenthümlichen Flug ſeiner Ideen hemmte, nichts das ſeinem Hange, nur das Größte darzuſtellen, hinderlich war; und ſo gingen aus ſeinem beſeelten Pinſel jene idealiſchen Gefilde hervor, in die er ſo oft ſeine handelnden Perſonen verſetzte, das liebliche Thal, wo Diogenes ſeine Schale wegwirft, und die über meine Beſchreibung erhabene Darſtellung der Sündfluth, die er noch in ſeinem hohen Alter mit zitternder Hand mahlte, das Monument ſeiner Größe, der Adelsbrief ſeiner Dichtungsgabe.

Ich habe von Albrecht Dürer geſprochen, den ich, wenn auch nicht für den erſten Mahler, doch für eine der erſten Zierden Deutſchlands halte, weil ich mir in ihm die ſchönſten Eigenſchaften der Nation ihren Ernſt und ihre Rechtlichkeit, ſo wie ihren Kunſtfleiß und ihren Empfindungsgeiſt, auf das trefflichſte perſonificirt denken kann, ohne die Schwächen, welche ſpätere Zeiten ihrem edeln Grundcharakter anhängen. auch darin vorzüglich, daß er die Kunſt nicht blos, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Handwerk, ſondern als Wiſſenſchaft trieb, und alle ihre verſchiedenen Theile umfaßte, war er ein

großen Haufen zu gefallen, wird die Niederländiſche Schule auch behalten, ſo lange es einen großen Haufen gibt, der von der Mahlerey zuerſt und zuletzt Wirkung aufs Auge fordert, und an dem Sinnenſchein ſeine Freude hat, und nicht ſo vornehm denken kann, wie Ludwig XIV, der die drolligen Bauern Teniers nicht vor ſich ſehen mochte, vermuthlich weil ſie ſeiner königlichen Gegenwart nichts nachzufragen ſchienen; oder ſo lange dieſer große Haufe nichts von der Reflexion weiß, die von dem Unſichtbaren zu ſprechen anfängt, ehe er noch das Sichtbare erkannt hat; ſo lange er auch nicht in allen Künſten nur eine idealiſche Poeſie ſucht, wie jetzt von ſonſt verdienſtvollen Männern mit eben der Einſeitigkeit geſchieht, womit man vor dreyßig Jahren noch die Tugend zum Hauptzweck des Schönen machen zu müſſen glaubte. Douw, Netſcher, Terburg, Le Duc und alle die Meiſter, welche anſtändige Handlungen aus der bürgerlichen Geſellſchaft mit dem einzigen Fleiß, Colorit, reizendem Lichte und der Rundung der Niederländer darſtellen, ſind es, die auch dem hieſigen Volke gefallen; aber anſtändig müſſen ſie ſeyn, denn Oſtades Tobakgeſellſchaften und Brouwers abſcheuliche Fratzenbilder finden keinen Beyfall.

Und wodurch gefallen ſie anders, als daß ſie für den uncultivirten Sinn am meiſten Wahrheit haben, ſo wohl in der Bedeutung als in der Ausführung. *Der gemeine* Mann findet mehr Individualität in den

Figuren, in ihren Handlungen mehr Analogie mit den ſeinigen, und auch in den Nebenwerken mehr Vertraulichkeit; und dieß alles mit dem reinlichſten Fleiß, der gewählteſten Beleuchtung, und der ſchönſten Harmonie der Farben ausgeführt. Was er ſieht, faßt er ſogleich ohne Belehrung und mühſames Nachdenken, und ohne ſich in die Empfindung hineinarbeiten zu müſſen; da hingegen ſo viele der großen hiſtoriſchen Stücke, die da herumhängen, für die meiſten Beſchauer erſt noch eines Commentars über ihre geiſtigen und materiellen Schönheiten bedürfen. Zudem fragt es ſich noch, ob es wahr ſey, daß dieſe Niederländer ſo ganz nur die erſte beſte Natur, wie ſie ihnen vor die Augen kam, auffaßten, und ohne alles poetiſche Verdienſt ſeyen? Daſſelbe kündigt ſich zwar nicht mit dem Trompetenton grandioſer Manier an, aber auch die beſcheidene Flöte weiß die geheimen Accorde der Seele zu treffen, oft thut es ja der Dudelſack. Gerard Douws waſſerſüchtige Frau iſt gewiß nicht ohne Dichtungskraft geſchaffen; ſeine Familie, wo die Mutter in der Bibel lieſt, und der Vater zuhorcht, hat er doch mit Empfindung ſo zuſammengeſetzt; Mieris kleiner Seifenblaſer iſt nicht nur das Werk des zierlichen Künſtlers, ſondern auch einer gebildeten Phantaſie; und ſo ſehe ich noch eine Menge Gemählde ähnlicher Art, die dichteriſche Anſchauungen der Welt und des Menſchen fein und kräftig, wenn ſchon ohne griechiſche Formen, ausſprechen, vom eleganten Converſationsſtücke an bis

zu dem Kerl der Tobak raucht in Teniers Verläugnung Petri, deſſen Wahrheit im pathognomiſchen Ausdruck ſo trefflich iſt, daß ſie die Geſchmackloſigkeit der Erfindung vergeſſen macht. Auch ernſte Gegenſtände haben ſie edel zu behandeln gewußt; hat je ein Dichter oder Mahler ein wahreres Bild von der abgeſchiedenſten Einſamkeit vor menſchliche Augen geſtellt, als es Rembrandt mit wenigen Farben und wunderbarer Lufttransparenz in den zwey kleinen Stücken gethan hat, ſo man die meditirenden Philoſophen nennt? man glaubt ſich jenſeit des Grabes, wo die Stille der Ewigkeit herrſcht, oder in die Märchenwelt zu einem unterirdiſchen, ſchon ſeit Jahrhunderten dem Weltgeräuſche entflohenen Weiſen verſetzt, wenn man dieſe Gemählde eine Zeit lang betrachtet hat.

Innigkeit des Gefühls iſt die Seele der Poeſie, und wenn in dem idealiſchſten Prachtgebäude der Einbildungskraft dieſer Herr nicht zu Hauſe iſt — er iſt aber nicht ſelten über Feld — wer wird ihn nicht lieber da aufſuchen, wo er ſich niedergelaſſen hat, ſollte es auch nur ein kleines vertrauliches Landhäuschen ſeyn! Wer wird nicht einen Bauerntanz von Tenier dem ganzen Parnaſſus von Guibal gemahlt vorziehen! Wenn Asmus ſeinen Geburtstag mit Reißbrey und einer kleinen Kanone feyert, und das Feſt mit der Wandoper Ahaſuerus und Mardochai beſchließt, ſo iſt vielleicht mehr wahre Poeſie darin, als in manchem fürſtlichen Hoffeſte eines Landesvaters bey ähnlichen

Gelegenheiten, wenn auch alle neun Musen in eigner Person dabey auftreten. Das ländliche Stück Philemon und Baucis ist das beste im ganzen Ovid; und wie sehr würde das Reich des Shakespeare zusammenschmelzen, wenn man den unclassischen Pöbel daraus verbannte!

Sollte aber auch manchmahl der Geist der Poesie nicht in die Formen dieser kleinen Meister passen, so verstehen sie sich darauf, ihn desto vortheilhafter in der Beleuchtung zu zeigen, wodurch sie öfters auch leblosen Gegenständen einen Reiz zu geben wissen, der die Seele des Zuschauers in idealische Höhen erhebt. Rembrandt ist hier nicht der einzige. Fast alle Stücke von Breughel, besonders unter seinen vier Elementen die Erde, haben dieß magische Licht. Von Dujardin ist ein Crucifix mit vielen Figuren hier, das in Ansehung des dichterischen Gehalts in der Beleuchtung seines gleichen nicht hat. Van der Heyden und Van de Velde, wie konnten sie langweilige Gassen, und öde Gegenden, durch ihre Lufttöne zu Lieblingsplätzen der Phantasie umschaffen! Welch ein heiliges Licht zittert durch die erhabenen Gewölbe der Kirchen Neefs! In dem Sonnenstrahle, der sich über ein Grabmahl hingießt, in einer Kirche von Emanuel de Witte, ist (sicherer noch wie in jenem Krebse von de Heem) mehr poetische Geisteskraft, als in mancher dramatischen Composition, die ich nicht nennen mag. So sollte es mir nicht schwer seyn, noch mehrere anzuführen, die

dieſes Verdienſt magiſcher Beleuchtung, das gewiß nicht bloß ein mechaniſches iſt, in einem hohen Grade beſitzen.

Dieß mag der Grund ſeyn, warum das Volk, welches die Kunſtwerke lieber mit den Augen als mit der Vernunft beleuchtet, einen beſondern Zug zu den Niederländern hat; ich möchte, weil ſie mir auch gefallen, dieſen Zug rechtfertigen; um ſo viel mehr, da man wieder einmahl anfängt, welches hauptſächlich von den hieſigen Geſchmackstongebern geſchieht, dieſe Schule gar zu gering zu ſchätzen, und nichts für gut und ſchön anerkennen will, was nicht in dem ſogenannten höhern und reinern Styl zum Vorſchein kömmt, als wenn ſich bald die ganze Welt und ihre Bilder nur in antiken Formen bewegen müßten. Ich wünſche indeſſen nichts mehr, als daß jedem Gerechtigkeit widerfahre, und werde mich wohl ſelbſt vor dem Fehler hüthen müſſen, ein Verdienſt auf Koſten des andern zu loben. Auch kann ich nicht ſagen, daß dieſe Bilder meine eigne Aufmerkſamkeit ausſchließlich vor der franzöſiſchen Schule, mit welcher ſie hier vereinigt ſind, und andern größern Werken, gefeſſelt haben. Mir ſind aus der Künſtlergeſchichte beſonders Pouſſin, Le Brun, Rubens und andre, deren große Werke die Hauptgemählde dieſes Saals ausmachen, merkwürdig, und meine, mehr als mahleriſche Neugier iſt ſtärker noch auf dieſe gerichtet.

Vorzüglich hat Pouſſin ſeine eigne Wirkung auf mich. Zuerſt kamen mir ſeine ſtillen Gemählde,

neben der Unruhe im Colorit und in der Composition so vieler andrer ihn umgebenden Franzosen, und neben der Vortrefflichkeit des niederländischen Pinsels, sehr unbedeutend und leblos vor, und jetzt sind sie mir so lieb, daß ich nie den Saal verlasse, ohne mich noch bey ihnen zu verweilen. Wenn man lange genug in den Höhen und Tiefen der Einbildungskraft herumgeirrt, oder in dem Nebel leerer Anmaßung sich geängstigt hat, so ist einem der feste Boden des Verstandes, und die richtige Bahn ernster Genügsamkeit auch wieder willkommen. Ich wußte, daß der edle Mann diese Bahn im Leben betreten hatte, und freue mich, sie nun auch in seiner Kunst zu entdecken. Man sieht, daß er sich zum Gesetze gemacht hatte, alles was er für bloße Blüthen der Imagination hielt, von seinen Schöpfungen abzusondern, und sich nur an das Wesentliche in der historischen Bedeutung zu halten. Er vernachlässigte daher allzustrenge die Reize der Farben, und alle moderne Grazie, um nur, wie er meinte, für den Verstand zu mahlen. Der denkende Mann hatte sich, von der Größe der Alten auf immer hingerissen, aus ihren wenigen Resten gewiße Grundsätze über die Wahl in der Empfindung, und über die edle Richtigkeit, mehr als über die naive Wahrheit, im Ausdruck zu eigen gemacht, welche er den Modus nannte, den er als den Zaum seiner Einbildungskraft ansah, und ihm allenthalben, auch wenn er une certaine médiocrité geböthe, folgen zu müssen glaubte;

wodurch er zwar der Besonnenste aller Mahler wurde, aber auch die Furia di Diavolo, die Marino noch in dem Jünglinge fand, nur zu sehr bezwang. Eben so hatte er sich auch im Leben diese Schranken der Enthaltsamkeit gesetzt, und selbst in den Tagen seines Ruhmes, als Geld und Ehre ihm zuströmte, sich davon so wenig irre machen lassen, daß er nichts an der philosophischen Lebensart änderte, die er zu der Zeit als er noch gering geschätzt wurde, ergriffen hatte.

Aber eben diese Uebereinstimmung seines menschlichen und künstlerischen Charakters, hat meiner Meinung nach nicht wenig zu dem großen und bleibenden Ruhme beygetragen, der ihm zu Theil geworden, ob er gleich nie keinen Schüler gemacht haben soll, und auch jetzt noch so wenig Nachahmer findet. Kaum hätte seine correcte Zeichnung, sein reiner Styl und klassisches Studium, allein dieß bewirken können, denn man kann sich doch nicht verhehlen, daß nicht Magerkeit des Colorits, und zu prosaischer Ausdruck der Handlung ein alle diese Vorzüge begleitender Mangel sey. Aber sein Styl war wie sein Leben, man liest seinen Charakter aus seinen Werken; er mag die unter den Philistern wüthende Pest, oder das idyllische Brunnengespräch zwischen Rebecca und Elieser mahlen, allenthalben ahnet und findet man seinen hohen Geist, seine Liebe zur Einfalt, seinen Sinn für Ordnung, seine Geringschätzung des Ueberflüssigen, seine Unabhängigkeit von der großen Welt, seine ruhige Ueberlegung.

legung. Er ist ein Türennischer Charakter, der nicht durch einzelne schöne Partien glänzt, aber durch die Continuität edler Grundsätze, die er in alle seine Werke bringt, eine rechtmäßige Ueberlegenheit über seine Zeitgenossen die es ihm, wie Le Brün nnd Noel Coypel, sonst in manchem zuvor thaten, erworben hat. Nil sine consilio war seine Maxime. Diese zusammensetzende Ueberlegsamkeit gefällt, weil sie leicht zu entwickeln ist; ob man gleich in seinen historischen Compositionen nicht immer den glücklich ergriffenen Hauptmoment antrifft, worin die Handlung durch sich selbst erklärt wird, so ist doch, wenn man ihre Geschichte weiß, kein Zug mehr ohne Bedeutung, und alles Einzelne hat geschmackvollen und richtigen Ausdruck.

Der Tempel des Ruhms hat nicht nur eine Thüre, und wenn schon die schönste dem Genie offen steht, so findet doch auch das Talent, welches mit einem edeln Willen verbunden ist, und ein festgehaltener Zweck in einem wohlgeordneten Leben, oftmahls einen ehrenvollen Eingang. Man hat Respect für das, was den meisten mangelt. Wenn auch Poussin, wie ich glaube, durch diese Pforte zu der irdischen Ewigkeit eingegangen ist, so war er nicht der erste noch der letzte. In allen Ständen des menschlichen Lebens lehrt uns die Geschichte dergleichen verehrliche Personen kennen, von William Penn an bis zum — Professor Pütter, dessen Selbstbiographie ich so eben

leſe, hinab. Um aber nur aus der Kunſtgeſchichte ein Beyſpiel anzuführen, ſo mag auch Albrecht Dürer in dieſe Claſſe gezählt werden; der ausgebreitete Ruf, den dieſer eigentlich durch ſeine Verbeſſerungen in der Kupferſtecherkunſt erlangt hatte, und durch ſeine vielumfaſſenden Kenntniſſe, und ununterbrochene Wirkſamkeit für ſeine Kunſt unterhielt, wurde auch auf ſeine Gemählde übergetragen, und er als der erſte deutſche Künſtler geprieſen, ob es gleich damahls ſchon beßre Zeichner und Mahler gab, als er war; denn auſſer dem natürlichen und mannigfaltigen Ausdruck ſeiner Köpfe iſt wenig vorzügliches an ihm. Aber er hatte bey unbeſtrittenem Talent jene ſeltene Conſiſtenz des Charakters und Ueberlegenheit der Individualität, wodurch er ſich allenthalben perſönliche Achtung zu verſchaffen wußte, die man dann auch unvermerkt in das Urtheil über ſeine Kunſt mit einwirken ließ. Wenn, wie der alte Herr Shandy meint, ſchon die Art, wie einer den Hut nimmt, ſeinen Charakter verräth, ſollte es nicht eine ſolche Menge von Kunſtwerken thun, die alle Einem Geiſte und einer Hand entſprungen ſind? — Zweifelt auch niemand hieran, ſo wird doch die Wirkung lange nicht genugſam beobachtet und erwogen, welche dieſe Geiſtesſprache, dieſe unvermerkten, jedes Werk (und jede That) begleitenden Einflüſſe nicht nur auf die ſubjective Stimmung des Mannes von Gefühl, ſondern auf das menſchliche Gemüth *überhaupt* haben.

Pouſſins erhabener Geiſt zeigt ſich vielleicht am ſchönſten in ſeinen Landſchaften, wo er frey war vom Zwange der Antiken, die er in hiſtoriſchen Werken als das unentbehrliche Medium zur Erläuterung ſeiner productiven Phantaſie zu betrachten ſich angewöhnt hatte. Hier hingegen war nichts zwiſchen ihm und der Natur, das den eigenthümlichen Flug ſeiner Ideen hemmte, nichts das ſeinem Hange, nur das Größte darzuſtellen, hinderlich war; und ſo gingen aus ſeinem beſeelten Pinſel jene idealiſchen Gefilde hervor, in die er ſo oft ſeine handelnden Perſonen verſetzte, das liebliche Thal, wo Diogenes ſeine Schale wegwirft, und die über meine Beſchreibung erhabene Darſtellung der Sündfluth, die er noch in ſeinem hohen Alter mit zitternder Hand mahlte, das Monument ſeiner Größe, der Adelsbrief ſeiner Dichtungsgabe.

Ich habe von Albrecht Dürer geſprochen, den ich, wenn auch nicht für den erſten Mahler, doch für eine der erſten Zierden Deutſchlands halte, weil ich mir in ihm die ſchönſten Eigenſchaften der Nation ihren Ernſt und ihre Rechtlichkeit, ſo wie ihren Kunſtfleiß und ihren Empfindungsgeiſt, auf das treffichſte perſonificirt denken kann, ohne die Schwächen, welche ſpätere Zeiten ihrem edeln Grundcharakter anhängen. auch darin vorzüglich, daß er die Kunſt nicht blos, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen und Landsleute als Handwerk, ſondern als Wiſſenſchaft trieb, und alle ihre verſchiedenen Theile umfaßte, war er ein

verdienſtlicher Prieſter in dem Tempel der Göttin, der jedoch nie ganz in ihr Allerheiligſtes eindrang, weil ſeinem meßkundigen Geiſte die Flügel der Phantaſie fehlten, oder dieſe Flügel ihn meiſtens in das Land geſchmackloſer Hirngeſpinſte trugen. Ein Zeuge deſſen iſt auch das große Crucifix, das von ihm gemahlt ſich hier befindet; eine wunderbare Zuſammenſetzung von Weibern, Heiligen, Königen und Göttern, deren zuſammenhängender Sinn, wenn ſie einen hat, erſt mühſam wie ein mathematiſches Problem aufgelöſt werden muß, und dann doch außer den Grenzen mahleriſcher Dichtung liegt; übrigens voll Verdienſt im Einzelnen, in Farbe, Zeichnung und Perſpectiv. Aber eine Kreuzabnehmung von Lucas von Leyden, die neben dieſem Düreriſchen Gemählde ſteht, thut ihm nicht ſo wohl durch den goldnen Grund, der die Farben prächtig heraushebt, Abbruch, ſondern übertrifft es vornehmlich an beßrer Anordnung und Zuſammenſtimmung und hervortretender Ründung. Freylich ſind die Falten auch ſteif, und die Hände ſpinnenartig; aber eine zarte Empfindung, die dieſem Meiſter charakteriſtiſch eigen zu ſeyn ſcheint, vereinigt und belebt die Handlung, und eine unübertreffliche Menſchlichkeit liegt im Ausdruck der Geſichter, gleich entfernt vom italiäniſchen Ideal und von holländiſcher Gemeinheit. Ich finde, daß weder Annibal Caracci noch Rubens die Traurigkeit der Maria ſo bedeutungsvoll und edel dargeſtellt haben, als hier in in dem Gattergebenen

Geſichte voll Bläſſe der Ohnmacht geſchehen iſt; jene drücken den Schmerz der heiligen Mutter zu ſinnlich aus, wie wenn ſie das Schwert im Leibe hätte, hier geht es ihr wirklich durch die Seele.

Es hängen auch zwei Porträte von Dürer hier, ſie ſind aber zu flach und dünne gemahlt, um die Vergleichung mit den Meiſterſtücken Holbeins auszuhalten, dem bey ſeinem feinen, weichen und markigen Pinſel nichts fehlt, als gelindere Umriſſe, und bey ſeiner Kraft die Natur aufzufaſſen, nur noch etwas mehr Sinn für das Ideal des Charakters.

In die ehrwürdige Schule der alten ſteifen Treue verdient auch noch Quintin Meſſis gezählt zu werden, von dem hier einige heilige Familien ſind. Ob er gleich alle Hände zu klein, und die Köpfe von geringerer Bedeutung macht, als Dürer und Lucas von Leyden, ſo mahlte er dafür die Gewänder ſchöner und freyer, und hat mit ihnen jene zarte Jungfräulichkeit und heilige Klöſterlichkeit der weiblichen Geſtalten gemein, und den Ernſt der Unſchuld, die ſchlichte Demuth und die weltfremde Einfalt der Jünglinge und Männer, welches alles ſo ſchön zu der ſanft- und demüthigen Lebensweiſe des friedlichen Königes paßt, deſſen Reich nicht von dieſer Welt war. Zwar werden dieſe Eigenſchaften heut zu Tage, beſonders auch hier zu Lande, wo man das Schöne immer idealiſch haben will, das Ideal aber ſehr unidealiſch nach einem modiſchen Syſtem zuſchneidet, nicht mehr als

gültiger Styl anerkannt; es iſt aber doch merkwürdig, wie ſehr ſie ſchon den alten Italiänern aufgefallen ſeyn müſſen, da nicht nur Dürers Paſſion, die dieſen Charakter an ſich trägt, theuer von ihnen gekauft und von einem ihrer erſten Künſtler nachgeſtochen wurde, auch Dürer ſelbſt bey Raphael in großer Achtung ſtand, ſondern ſelbſt große Florentiniſche Meiſter ſo ſehr von dieſem nordiſchen Style (wenn ich ihn ſo nennen darf) eingenommen wurden, daß ſie ſo gar ihre ſchönern Landesformen dieſer altdeutſchen Natur aufopferten, und ſie auf eine nicht zu entſchuldigende Art zu ihrer Manier machten.

Ich kann nicht anders, als hier noch zwey alter Gemählde, die einem Anton Claiſſens zugeſchrieben werden, und das Urtheil des Cambyſes vorſtellen, gedenken, weil in ihnen jener altväteriſche trockene Fleiß bis zum lächerlichſten Extrem ſeelenloſer Dürre übertrieben iſt. Eine Menge Figuren ſtehen wie unbewegliche Stöcke um den Menſchen herum, der lebendig geſchunden wird, ohne mit Mienen oder Geberden den mindeſten Antheil zu bezeugen, und erregen durch ihre hölzerne Gleichgültigkeit, ſtatt Mitleidens oder Abſcheus über die grauſame Handlung, bey jedem Beſchauer unfehlbares Lachen. Beſonders geſegnen ſich die Franzoſen über dieſe ihrem ganzen Weſen ſo fremdartige Steifigkeit, und preiſen ſich glücklich, daß auch ihre gemeinen Mahler doch noch der *Anmuth* huldigen. Indeſſen haben auch dieſe alten

Werke mehr noch als bloß geſchichtlichen Werth; das böſe Gewiſſen drückt ſich in dem Geſichte des Richters nicht übel aus, die Hände ſind gut gezeichnet, die Haltung gut geordnet, alles iſt mit einem reinen Pinſel gemahlt, und der Fleiß dabey iſt ſo groß, daß man in dem Helm eines Kriegers den Widerſchein eines Kirchthurms entdeckt. Freylich iſt alle Anmuth daraus verbannt; aber denjenigen Franzoſen, welche dieſen Mangel zu einem Triumph ihrer Grazie, und andern zu einem Nationalvorwurf machen wollen, ſollten wir, ſtatt ihnen ſclaviſchen Beyfall zu geben, keck Vanloos kraftloſe Theaterzierlichkeit, oder Wateaus galante Salbadereyen vorhalten, wogegen jene alte ängſtliche Wahrheitstreue ein wahres Verdienſt iſt.

Vor allen dieſen alten Deutſchen und Niederländern aber gebe ich die Palme dem älteſten von ihnen, dem Johann van Eyck. Er iſt nicht nur in der Wärme des Colorits vorzüglich, welche er auf den höchſten Grad zu treiben wußte, ohne daß ſie bunte Manier wurde, nicht nur in edlern Formen und weniger Trockenheit bey der gewiſſenhafteſten Vollendung der Geſichter, Gewänder, und alles deſſen, was man ſonſt als Nebenwerke vernachläſſigen zu müſſen glaubt (bey ihm iſt nichts Nebenwerk), bis auf das geringſte Gräschen herunter; ſondern in allem zuſammengenommen, was jene alte Kunſt auszeichnet und preiswürdig macht. In dieſer Hinſicht verdient ſeine Hochzeit zu Cana, vorzüglich aber ſeine Anbethung des Lammes,

einen ehrenvollen Platz neben dem Höchſten, was die Kunſt aller Zeiten hervorgebracht hat. Wer das myſtiſche Sujet vertragen mag, wird den innern Geiſtesgehalt dieſes Werks eben ſo groß finden, als die practiſche Kunſt, wenn ſchon keine Spur claſſiſcher Alterthümlichkeit darin anzutreffen iſt, und der außerordentliche Fleiß in der Ausführung eher die geiſtige Bedeutung zu ſchwächen als herauszuheben ſcheint. Aber die Apocalypſe iſt eine zu verrufene Quelle, als daß nicht die gewöhnlichen Leute von Geſchmack ein Vorurtheil gegen alles haben ſollten, was aus ihr herfließt; wenigſtens ſehe ich niemand ſich lange vor dieſem Gemählde verweilen, und wenn ich jemand darauf aufmerkſam mache, gibt man mir nur mit Kaltſinn Recht. Ich dächte jedoch, der echte Kunſtſinn ſollte ſich wohl auch eine kurze Zeit in die chriſtliche Mythologie mit Wohlgefallen hineindenken, und ihre Ideen mit dem Plaſtiſchſchönen vereinbar finden können, wenn ihn, wie hier der Genius dieſer Mythologie, in Werken die er ſelbſt eingehaucht zu haben ſcheint, ſichtlich dahin leitet. Es iſt mehr ein Beweis von der Einſeitigkeit des Geſchmacks, als von ſeinem wahren Fortſchritte, daß man das unendliche Reich der bildenden Phantaſie ſo beſchränkt, und nicht nur alle ihre Wirkſamkeit in griechiſche Verhältniſſe bannen will, ohne Scheu vor den ſchreyenden Idiotismen, welche die Folge davon ſind, ſondern ihr auch bald keinen *Stoff* mehr geſtattet, der nicht aus Griechenland

herkömmt. Iſt doch auch aus jenen alten hebräiſchen Mythen ein gewaltiger Geiſt hervorgetreten, der an Kraft und Ausdehnung keinem weicht, und ſich in allen bildlichen und unbildlichen menſchlichen Schickſalen durchgreifend und ſchön zu zeigen im Stande iſt! Zwar hat der Künſtler noch nicht gelebt, der dieſen Genius in ſeiner reinen Originalität gefaßt, und in ganzer Wahrheit dargeſtellt hätte; den Italiänern lagen die Antiken zu nahe, deren Grächität dieſem Geiſte zu vornehm iſt, oder ſie hingen zu ſehr am Materiellen; und die Deutſchen faßten wohl ſeine Innigkeit und Demuth, aber nicht den leichtern Schwung und die feinere Lebendigkeit des Morgenlandes, und miſchten zu viel von ihrer Nationalität darunter. Aber die Zeit, welche nicht ruht, bis ſie alles mögliche Schöne und Gute geweckt hat, wird auch noch dieſen chriſtlichen Künſtler hervorzubringen wiſſen, der das Eigenthümliche des Geiſtes der Bibel in den Darſtellungen ihrer Geſchichten anſchaulich machen, und zur bleibenden, ja vielleicht zur vorzüglichſten Idealität ſtempeln wird, und wenn er kömmt, ſo wird er ſich in dieſem nordiſchen Style mehr vorgearbeitet finden, als irgend anderswo.

Dieß Gemählde voll auffallender und verborgener Schönheiten würde ſich, auch von dem himmliſchen Kleide der Farben entblößt, noch im Kupferſtiche gut ausnehmen, und verdiente dieſe Auszeichnung (wenn ſie nicht ſchon geſchehen iſt) auch um ſeines Alters,

und des Ruhmes seines Meisters, also um der Kunstgeschichte willen; aber es möchte schwer halten, einen Grabstichel zu finden, der dieser ernsten Vollendung getreu bliebe, ohne von dem saftigen und kräftigen Tone, den das Original hat, abzuweichen! Es ist noch sehr gut erhalten; die Farben müssen mit außerordentlicher Reinigkeit und Kenntniß gemischt worden seyn, um diese Frischheit nicht zu verlieren, die auch dem Wiesengrunde, durch den das Wasser des Lebens fließt, zur geistigen Bedeutung nothwendig ist. Diese paradiesisch grüne Flur dient zugleich zum Grunde für die glänzenden Gewande, und bringt sie in eine unblendende Harmonie.

Es stand ehemals in der St. Johannes-Kirche zu Gent, und wurde, wie Sandrart im zierlichen Tone der fruchtbringenden Gesellschaft sagt, „daselbst wohl „verwahrt und verdeckt, und nur von den höchsten Po„tentaten der Welt mit ihren Gnadenblicken bestrah„let, oder um große Verehrungen und auf hohe Feste „gezeiget, dabey allezeit ein solch Gedräng von Kunst„liebenden entstanden, daß es nicht anders geschienen, „als ob die Kunstbeglerigen Immen, bey diesem Im„menkorb umschwärmend, sich über die Süßigkeit des „Kunsthonigs ergötzten.“

Außer diesem berühmten Gemählde sind noch einige andre von dem gleichen Meister, als ein St. Johannes, eine heilige Jungfrau, und ein Gott Vater, hier, die dasselbe in meinen Augen noch übertreffen,

und zu dem erhabenſten gehören, was die Gallerie beſitzt, und die zugleich ein Beytrag ſind zu meiner obigen Bemerkung, daß der Geiſt der Bibel große Bilder erlaube und eingebe, ohne ſie in griechiſche Manier zu kleiden.

Die Neuheit der glühenden und doch harmoniſchen Farbenpracht, worein die Gebrüder van Eyck ihre ohnedieß ſchon über das Gewöhnliche erhabenen Gebilde kleideten, und welche beym erſten Entſtehen der Oehlmahlerey gleich ſo auffallend rein und kräftig war, daß dadurch alle vorhergegangenen Verſuche, von denen man noch jetzt Spuren hat, verdunkelt wurden, mag es ſeyn, die ihnen den Ruhm der Erfindung dieſer Kunſt erwarb, ſo wie Klopſtock, (zwiſchen dem und unſerm Künſtler ſich auch noch in andrer Hinſicht eine zuſammentreffende Vergleichung anſtellen ließe) mit Recht für den Erfinder des deutſchen Hexameters gilt, wenn ſchon vor ihm und mit ihm auch andre ſich daran geübt haben. — Wenn ich übrigens bey dieſen und andern gleichzeitigen Bildern das Feuer der Farben in den Gewändern, und das damit nicht ganz harmoniſche Matte in der Carnation betrachte, ſo kann ich mich der Vermuthung nicht enthalten, als hätten jene Künſtler dieſen Farbeneffect weniger nach der Natur, als nach Glasgemählden ſtudiert. Mit gemahlten Fenſterſcheiben waren damahls alle Kirchen und öffentlichen Gebäude verziert; wie oft mag beym Gottesdienſt, oder bey einem Bankett, der ſchwebende Sinn

des Meisters auf diesen hohen Farben geruht haben, wogegen andre Schildereyen nur Schatten waren; wie natürlich entstand der Vorsatz, auch auf Holz und Tuch sich daran zu versuchen, und von dem glücklichen Erfolge war es ein kleiner Schritt zur um sich greifenden Annahme. Dieß Studium führte nun freylich weniger zur Kenntniß des Helldunkels und der Haltung u. s. w., als zu dem überirdischen Glanze, der feurigen Transparenz, und ähnlichen Vorzügen, welche unter den alten Mahlern so gemein sind, deren Erreichung aber sie zu der reinen Farbenmischung zwang, die unsrer Zeit fast eben so fremd scheint geworden zu seyn, als die Glasmahlerey, und die doch jene vierhundertjährigen Gemählde noch so frisch erhalten hat, wie sie unter dem Pinsel hervorgegangen sind.

So bin ich von Poussin unvermerkt auf den wärmsten, nicht auf den größten, Coloristen gekommen. Aber die Gerechtigkeit und der gesunde Verstand bewahren mich, jetzt etwa beyde gegen einander messen und abwägen zu wollen! Denn wenn ich nun von diesem heiligen Glanze wieder zu dem farbenlosen Poussin übergehen, oder nach Poussins antikisirten Gestalten diese kirchlich-strengen Heiligen beurtheilen wollte, so könnte ich kaum anders, als einem von beyden Unrecht thun, weil sie zwey Ende ausmachen, und doch jeder, *allein betrachtet*, so viel lobenswürdiges hat. Wer

gern richten will, muß ſich hüthen, es nicht bis zur Wärme der Empfindung für die eine Partey kommen zu laſſen, weil, wenn in dieſem Zuſtande ein Urtheil geſprochen wird, das momentane Gefühl des Wohlgefallens ſich unaufhaltſam neben die Erkenntniß auf den Richterſtuhl drängt, und dann nothwendig der gegenüberſtehenden Partey zu viel geſchieht. Wer wird aber unter dieſer Bedingung richten wollen, möchte ich fragen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß dieß ausſchließliche Abſprechen nur zu gewöhnlich ſey, weil man jetzt über alles Theorien ausſpinnt, und jeder auch die Wiſſenſchaft der Kunſtregeln in der ſeinigen zu finden glaubt, dem zufolge dann Gegenſtände, die ganz verſchiedene Principien haben, unter Eine Norm des Urtheils gezwungen werden, und man auf dieſe Weiſe wenigſtens einem von ihnen ſo gewiß zu nahe tritt, als man nicht zwey Körper, die einen verſchiedenen Geſichtspunct erfordern, unter Ein Glas bringen kann, ohne den einen verſtellt zu ſehen.

In den Sälen des Muſeums, unter den Gemählden, und im Apolloſaale bey den Hand-Zeichnungen, wo ich, manchmahl faſt allein, auf den königlichen Polſterſitzen, die noch da ſind, ausruhe; eben ſo in dem Heiligthume der Antiken iſt mir hier am wohlſten. Nicht ſo an den öffentlichen Plätzen, nicht im Palais royal; ich bin zu alt, zu lange in einfachen

Schweizersitte aufgewachsen, zu sehr im Widerspruch mit allem sittlichen und physischen Lärm und Geräusche, als daß ich an dergleichen, wenn die Neugier befriedigt ist, viel Wohlgefallen finden könnte. Ich sehne mich daher öfters zurück nach der ländlichen Stille zu Hause. Nicht selten komme ich mir selbst als der einsamste und unbekannteste Mensch in ganz Paris vor; meine Reisegefährten haben ihre Bekanntschaften, deren Häuser sie abends besuchen — ich habe keine, ungeachtet meiner Recommandationen, so daß es mir oft vorkömmt, ich müsse in meiner Persönlichkeit etwas abstoßendes haben, weil mich die laute Welt und ich sie nicht mag. Ich kann das aber nicht mehr ändern, und komme am besten fort, wenn ich im Stillen Geduld mit mir selbst und andern habe.

Zwey Männer habe ich indessen besucht ohne Empfehlung und Einführung. Der Eine ist Mercier, von dem als Verfasser des Tableau de Paris ich mannigfaltige Belehrung über diese Stadt zu erhalten hoffte. Eine noch ziemlich junge Person, die ihn mon bon ami nannte, öffnete, und führte mich bey ihm ein, wo mir eine etwas unordentliche Haushaltung auffiel. Es war nach zehen Uhr des Morgens, und noch lagen zwey Knaben von zehen bis zwölf Jahren nackt im Bette, und ein kleines Kind wurde in der Stube herumgeführt. Er fragte mich gleich, wie es jetzt in der Schweiz stehe, und als ich antwortete, wir leben noch *bloß von* der Hoffnung, es werde uns aber bald ge-

hen, wie ich gestern im Misanthrope gehört habe: on desespere lorsqu'on espére toujours, fing er an von unsern Regierungen und ihrer Tiranney zu sprechen, um deretwillen es so habe kommen müssen; er rühmte die milden Gesinnungen der französischen Generale gegen unser Land: c'est avec regret, habe ihm sein Freund, der General Brune mit Thränen im Auge gesagt, que je vais faire la guerre dans ce pays la, das sey jedoch nothwendig gewesen. In diesem proclamatorischen Tone des ehmaligen Directoriums ging es noch lange fort; ich bekam nur zu hören, was ich nicht gern mochte, und von Bemerkungen über das neue Paris war nicht die Rede. Um ihn darauf zu bringen, sagte ich, die Schönheit ländlicher Natur sey doch auch etwas, und das sey das Einzige, was ich hier vermisse; über den Charakter der Stadt selbst aber finde ich, ungeachtet der neuen Zeit, noch immer den besten Aufschluß in seinem Gemählde von Paris. Das werde schon lange nicht mehr gelesen, antwortete er mit anscheinender Gleichgültigkeit, das beste Buch könne hier auf kein Jahrelanges Leben zählen, alles sey nur Mode, so auch das Aufheben, welches man jetzt von dem Schweizerlande mache, die Alten haben das nicht gethan; er kenne die Schweiz wohl, da er vier Jahre in Neufschatel gelebt habe; die Freude an der Natur im Kleinen sey der wahre Genuß, und diese gewähren ihm hier seine zwey Bäume im Garten, auf die er hinwies, so gut als eine Gegend voll

Berge. — Ich ließ ihm die Freude, ob er mir gleich die meinige verdarb, und empfahl mich. Uebrigens war er von natürlichem Betragen, ſcheint aber nicht gewohnt zu ſeyn, daß viele Fremde ihn beſuchen. Er ſey hier vergeſſen und verrochen, ſagen die Pariſer mit Undank, der Mann hatte doch einſt viel Verdienſt, das man nicht hätte vergeſſen ſollen.

Mehr befriedigt war ich einige Tage nachher von einem Beſuche, den ich bey dem Mahler David zu machen wagte. Ich hatte zu wiederhohlten Mahlen ſein Gemählde der Sabinerinnen, das zur Schau ausgeſtellt iſt, geſehen, ja ſogar eine Beſchreibung davon verſucht,*) und konnte dem Triebe nicht widerſtehen, wenn ich gleich ſchon lange nicht mehr berühmten Männern nachzugehen gewohnt bin, den Mann zu ſprechen. Nach dem Spruche: loquere ut te videam, wollte ich ihn ganz ſehen. Ich ließ mich alſo melden, mit nicht minder ehrerbietiger Geſinnung als wenn es bey einem großen Herrn geweſen wäre, und wurde ſogleich in ſein Wohnzimmer eingeführt, wo es wider mein Erwarten an Möblen und Wänden nicht vornehmer ausſah als bey uns in ehrbaren Wohnſtuben. Er rückte mir einen Stuhl zu ſich hin, und ſo war die Bekanntſchaft gemacht. Noch ein Mahler, wahrſcheinlich

*) Zu finden in dem helvetiſchen Journal für Litteratur und Kunſt. Zürich 1802.

lich einer seiner Schüler, saß bey ihm, und häusliche Frauen gingen im Zimmer hin und her; das einfache Wesen gefiel mir. Als ich den Blick nach einigen Bildern warf, die herumhingen, und mir ganz gewöhnliche Pastellporträte zu seyn schienen, äußerte er, ich müsse dahin nicht sehen, diese Bilder haben nur Bedeutung für ihn, es seyen seine nächsten Verwandten.

Noch nahm ich den großen Meister nicht wahr, sondern nur einen schlichten kräftigen Mann, den ich mehr für einen außer Landes gebildeten ernsten Bildhauer oder Architekten hätte ansehen mögen, als für einen französischen Mahler. Auch sprach er gleich mit vieler Theilnahme von der Schweiz und unsrer vor gänzlicher Unterdrückung schützenden politischen Lage; warnte aber, da er mich anfänglich für einen patriotischen Künstler hielt, vor Einmischung in öffentliche Geschäfte; das sey, sagte er ganz unverhohlen, (wahrscheinlich seiner selbst eingedenk) eine Beschäftigung, die sich nicht mit den schönen Künsten vertrage, denn glänzende Ideale seyen in der Politik gerade so verderblich, wie graue Nebel in der Mahlerey. Von dem schönen Sommer, bemerkte er, werde ich in Paris weniger sehen, als in meinem Lande, worüber er auch ganz anders sprach, als Mercier der die Schweiz zu einer französischen Provinz gemacht, und seinen ärmlichen Garten dem Lande der Alpen vorgezogen hatte. Ueberhaupt hätte man diesen beyden Männern nach ihren jetzigen Reden die ganz entgegengesetzte politische

Rolle zuschreiben sollen, mit der die sie vormahls gespielt hatten; so unhaltbar ist jeder Enthusiasmus.

Da Vinci's Abendmahl von Morghen war erst vor einigen Tagen öffentlich geworden, stand in allen Kupferstichbuden voran, und war noch das Kunstgespräch der Stadt. Ich lobte es, David aber wollte nicht in mein Lob einstimmen, der Kupferstich sey schlecht, sagte er, und gebe gar keine Idee von dem großen Gemählde, das er unter die vorzüglichsten der Welt setze, habe auch nicht nach dem Originale gemacht werden können, weil man dort von den Füßen unterm Tische gar nichts mehr sehe. Wenn Mahler wie David kein großes Wohlgefallen an Kupferstichen haben, so ist das wohl zu begreifen, denn auch der beste Stich steht gar zu weit hinter dem, was sie in einem so vorzüglichen gemahlten Bilde sehen. — Er setzte Lenardo als Mahler noch über Michelangelo; die Kränkung, sich diesen vorgezogen zu sehen, habe den Lenardo aus Italien nach Paris getrieben, wo er sich zu sehr dem Vergnügen überlassen, daher man auch so wenig Arbeit von ihm sehe. — Er verschwendete sein Leben in Versuchen, sagte ich (nach Fuseli), und David fügte hinzu, seine Schönheit und sein Universal-genie haben ihn immer von beharrlicher Arbeit abgezogen.

Als ich des großen von oben beleuchteten Saales des Museums erwähnte, wo die Bilder von größerm *Umfange* aufgehangen sind, rühmte er vor allem aus

die Hochzeit von Canna des Paul Veroneſe, und ſprach mit großer Bewunderung davon, welches ich um ſo viel lieber hörte, weil ich ſchon früher dieſer Meinung war. Die daneben aufgeſtellten Rubenſiſchen Bilder ſtehen gegen die techniſche Wahrheit dieſes Gemähldes im Schatten, ſagte er, und verglich Rubens Colorit mit dem Tone der großen Welt, es ſey kein bon sens darin; wer nur bon sens in der Welt ſpreche, gelte nichts, man verlange Esprit, dadurch blende Rubens, und werde deßhalb ſo erhoben.

Von Correggio ſagte er unter andern: er habe immer als ein reicher Künſtler angefangen, und als ein armer aufgehört, in den meiſten ſeiner Gemählde zeige ſich auffallend die häusliche Dürftigkeit, die ihn zu ſchneller Vollendung in den untergeordneten Theilen gezwungen. Oft ſey auch etwas paſtellfarbig widerliches in ſeinen Stücken. Gleichwohl müſſe er ihn, der ſich durchaus ſelbſt gebildet, unter die Mahler vom erſten Range zählen. Raphael habe vieles von Maſaccio und Fra Bartholomeo angenommen; dieſen jedoch ertheilte er großes Lob, ſo wie er überhaupt von den alten Florentinern mit vieler Achtung ſprach. — Tiziane ſeyen wenige hier, nur Ein Guter.

Gegen Lebrun, deſſen große Schlachten auch in dieſem Saale angebracht ſind, hier aber neben dem glänzenden Farbenſpiele der Rubens und Paul Veroneſe etwas flach und braun erſcheinen, war er nicht ſo ungerecht wie manche Neuere; er ſchrieb ihm einen

edeln, wenn auch nicht großen Styl zu, und ſagte, Lebrun habe in ſeinem Leben zu viel aus ſich ſelbſt gemacht, jetzt nach ſeinen Tode mache man zu wenig aus ihm.

Seine Rede war gelaſſen und ernſt, natürlich und offen, er ſprach nicht wie mancher deutſche Profeſſor, der immer dociren will, noch wie ein redſeliger Franzoſe, der ſich ſelbſt gefällt. — Da ſeine linke Backe durch ein Gewächs ſehr verſtellt iſt, ſo ſucht er in der Unterhaltung ſich gern im Profil zu zeigen, jedoch ungezwungen und, wie man deutlich ſieht, nicht um den Schaden zu verbergen, ſondern dem Fremden den unangenehmen Anblick zu erſparen. Uebrigens iſt er ein wohlgewachſener Mann von freyem kühnen Anſtand und feurigem ſchwarzen Auge.

Auf die Reſtaurationen, die mit den eroberten Kunſtſachen (denen er, wie alle Künſtler die in Italien geweſen, lieber den alten Platz in ihrem Vaterlande gegönnt hätte) vorgenommen werden, war er übel zu ſprechen: C'est comme si l'on m'egratignait le visage, quand je vois cela; man hätte ſie laſſen ſollen wie ſie ſind, meinte er, man ſey nicht einmahl mit dem bloßen Ausbeſſern zufrieden, ils les peignent, die Domenichine haben ſie ganz übermahlt; in zehen Jahren werde man den Schaden erſt ſehen. So mache man es auch mit den Statuen, den Apollo ſogar haben ſie geſeifet und gekratzt (savonné et gratté), um das Röthliche des Alterthums, das ſich an den Mar-

mor setze, und das man so gerne darauf sehe, wegzubringen. Er habe es dem Consul und dem Minister gesagt, aber es helfe nichts.

Sehr bereitwillig gewährte er meinen Wunsch, seine ältern Gemählde zu sehen. Er ließ mich von seinem Schüler durch die dunkeln Gänge und Treppen des Louvre in ein Zimmer führen, wo mehrere seiner Bilder waren, unter denen mich aber die unsterblichen Meisterstücke, Horazier und Brutus, so beschäftigten, daß ich für Einmahl von andern keine Kunde nehmen mochte, um mir den großen Eindruck nicht zu verderben.

David erschien mir weder als Franzose, noch als einer andern Nation angehörig, sondern als ein in sich selbst ruhender, gediegener Mann, der den Bessern jeder europäischen Völkerschaft zugezählt werden könnte. Aus seinen politischen Verirrungen hat er sich längst wieder zu recht gefunden, und sich, wie er nicht verhehlen kann, durch Scham und Schmerz gereinigt; wiewohl er noch jetzt in dem Urtheile der Welt dafür büßen muß.

Das unaufhörliche Herumwandern, Umherblicken und Beschauen hatte meinen Geist so ermüdet, daß mich auch das Bedeutende wenig mehr anzog, und manches, dem ich zu Hause stundenweit nachgegangen wäre, mir kaum noch eines Blickes werth schien. Ich

konnte mir nun die Gleichgültigkeit der Pariſer erklären, die das Alte nicht mehr beachten, und nur Neues wollen. Aber bey mir war es Erſchlaffung, ich empfand, daß ich die Anſtrengung unterbrechen und friſche Luft ſuchen müſſe, und ſetzte mich deßhalb mit ein paar Bekannten in eines der immer bereitſtehenden Cabriolete, um nach St. Germain zu fahren. Das ſind zwar wohlfeile, aber keine ergetzlichen Fuhrwerke.

Wir kamen bey Malmaiſon vorbey, wo jetzt der Erſte Conſul wohnt. Das Schloß gewährt von außen keinen großen Anblick, inwendig aber ſoll es ſehr ausgeſchmückt ſeyn. Einige Garden bewahren die Eingänge, das iſt alles. Man ſollte nicht denken, daß hier der wohnt, der gegenwärtig das Schickſal von Europa lenkt; man könnte es mit der einſamen Wohnung Friedrich des Großen vergleichen, wenn nicht andre Umſtände die Vergleichung wieder ſtörten. Es heißt auch ſchon, daß der kleine Raum dem großen Manne nicht mehr genüge. Was wird ihm genügen?

Bey Marly hielten wir einen Augenblick an, um das ehemahls ſo berühmte Werk zu ſehen, welches das Waſſer aus der Seine nach Verſailles treibt. Es iſt zu künſtlich, als daß ich ſeinen Bau verſtehen konnte, ich ſah nur die ungeheure Gewalt, womit das Waſſer fortgeſtoßen wird, welches in den Leitungen ſo ſchnell ſtrömt, daß es wie Holz anzufühlen iſt. Neu war mir das ſchauerliche Spiel der vierzehen ungeheuren *ſchwarzen* Waſſerräder, die ſich in chaotiſcher Wirre

durch einander treiben, und den Geist erschrecken, wie die heutigen Staatenumschwunge; nur daß sie zu einem geordneten Zweck arbeiten.

In St. Germain wollten wir übernachten; nachdem wir aber die Anmuth der Gegend bewundert, das alterthümliche, ehrwürdige, nunmehr vernachläßigte Schloß betrachtet, die lieblichen Terrassen sattsam durchwandert, und die Schwachheit Ludwigs XIV. bemitleidet hatten, der von hier aus, wo er sich zuerst anbauen wollte, die ferne Ansicht der Königsgräber in St. Denis scheute, und deßwegen die öde Landschaft von Versailles vorzog, — war es noch früh am Abend, und wir entschlossen uns, zwey Stunden weiter zu Fuß nach Versailles zu gehen. Prächtig war der Abend, mild und lieblich das Land, mahlerisch schön das grüne Laubgehölze, da wir zu Hause meist nur schwarze Tannenwälder vor uns haben.

Als wir aber auf die Anhöhe kamen, von der man in das weite Thal hinab sieht, wo Stadt und Schloß von Versailles und der große Park liegen, so verschwanden alle andern Eindrücke vor dem ganz neuen Anblick, der uns in der Frist von wenigen Minuten lange Tage der Vergangenheit vor Augen legte, denn die letzten Strahlen der Sonne ruhten noch glänzend auf dem königlichen Schlosse, goldenes Licht und breite Abendschatten, die aus dieser Ferne alles Kleinliche verhüllten, gaben dem großmächtigen Gebäude ein so heiteres und majestätisches Ansehen, daß man sich leicht

der Täuſchung hingeben konnte, noch ſey alles in ſeinem vormahligen Zuſtande, und das Hoflager des prangenden Königs walte noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit da. — Doch kaum hatten wir uns in dieß ſchimmernde Leben hineinzudenken angefangen, als der Glanz der Sonne wich, und die graue Dunkelheit der Dämmerung ſich ſchnell über alles verbreitete, ſo daß jede Zauberwirkung der Beleuchtung verſchwand, und der ſtolze Pallaſt in leerer Unbedeutſamkeit, nur noch wie das Gerippe des ſo eben geſehenen da lag; ein ſprechendes, ja erſchütterndes Bild von Jetzt und Vormahls, dem wir nun bald noch näher kommen ſollten.

Zum Wirthshauſe mußten wir durch den Schloßhof gehen, wo mir das Düſtere, ſich einengende der Bauart, und noch mehr das Gras auf dem Pflaſter widerlich auffiel, die Betttücher meines Nachtlagers waren mit dem königlichen Wappen bezeichnet.

Beym Erwachen ſpürte ich, daß ich mir geſtern durch Erkältung eine Unpäßlichkeit zugezogen; ſie begleitete mich den ganzen Tag, und hinderte mich mancher Merkwürdigkeit nachzugehen, mag vielleicht auch Urſache mancher mißlaunigen Bemerkung geweſen ſeyn.

Da es noch zu frühe war, um im Schloß eingelaſſen zu werden, wanderten wir in dem Garten und Park herum, fanden alles, wie zu erwarten war, ſehr vernachläßigt und nur zum Scheine noch ein wenig unterhalten. Zwar ſtehen noch Bildſäulen von Marmor und Erz in Menge umher, auch noch recht gute

Copien der Antiken, die beſten jedoch ſollen nach den Tuillerien gebracht worden ſeyn; aber was ſonſt dieſen kunſtgeordneten Räumen das Leben gab, die ſpringenden Waſſer, fehlen ihnen; es gibt einen traurigen Anblick, allenthalben die großen Baſſins kaum zur Hälfte mit ſchlammigem Waſſer angefüllt, und die waſſerſpeyenden Bilder in Trockenheit und Müßiggang verſchmachtend daliegen zu ſehen.

Dieſer Park ſcheint auf eine beſtändige Fülle von Menſchen berechnet zu ſeyn, denn ohne ſie iſt er jetzt das langweiligſte Schaffwerk, ſo man ſehen kann, beſtehend aus Alleen, Bosketten, und dem ſchwarzen trocknen Geſtein geſchmackloſer Cascadenſtufen. Und was für Alleen? Schnurgerade, hohe Heckengänge von unausſtehlicher Einförmigkeit, man meint immer den gleichen Gang zu gehen, und wenn die Sonne hoch ſteht, hat man nicht einmahl Schatten. Dazwiſchen ſtehen die Luſtgebüſche; will man zu dieſen hinein, muß man erſt von einem Wärter den Schlüſſel haben, dann kömmt man auf enge Pfade, die zur Mitte führen, wo ein kleiner Tempel mit Säulen und einem franzöſirten Götterbilde ſteht, oder Marmorgruppen von Girardon, Coiſevox und andern die mehr Verdienſt im Einzelnen als im Ganzen haben, oder Springbrunnen die nicht ſpringen. Erquicklich fanden wir indeß die kühlen Schatten, und den Morgengeſang der Vögel, die ſich in dieſer Finſterniß der Bäume aufhalten.

Da mich mein Uebelseyn hinderte, meine Gefährten nach Trianon zu begleiten, das man als den lieblichsten Aufenthalt schildert, setzte ich mich auf eine Bank im Garten, dem Schlosse gegenüber, das von dieser Seite die Wohnung eines großen Königes würdiger vorstellt, als von der andern. Ich versuchte, mich in seine vorigen Zeiten zu versetzen, wo Könige und Fürsten mit glänzendem Gefolge aus diesem Prachtgebäude heraustraten, sich zahlreich in den Garten und um die Bassins ergossen, und alles mit schimmerndem Leben erfüllten; alle aufmerksam auf die Winke des Herrschers sich bemühten, im gefälligsten Anstande zu erscheinen, und ihm ein unvergeßliches Wort des Wohlgefallens abzuhorchen; wo die Wasserwerke überströmten, und niemand der kein hochzeitliches Kleid anhatte, sich nahen durfte, und wie ist es jetzt? Spielende Gassenjungen tummeln sich auf diesen Terrassen und marmornen Treppen herum. Einige tausend neuere Invaliden, die man hieher zu verlegen genöthigt war, weil sie sich mit den alten Kriegsmännern zu Paris nicht vertrugen, und jetzt in die Zimmer des untersten Stockwerkes, welche vormahls der unglückliche König inne hatte, vertheilt sind, erfrischen sich spazierend in der Morgenluft der Gärten. Unter ihnen sind viele, die in Egypten ihr Gesicht verloren haben, diese wandeln mit einem leitenden Hündchen an der Schnure in den Gängen herum, und beseufzen stille ihr Elend, *oder singen* es mit leichtem Muthe hinweg. Wieder

andre hört man auf erbärmlichen Geigen kratzen, da wo vordem die ausgesuchtesten Harmonien entzückten, und aus den königlichen Fenstern hängt die ärmlichste Wäsche heraus.

War dieser unendliche Contrast im Zeitraum einiger Jahre möglich, wen könnte irgend ein menschliches Schicksal mehr befremden! und so wie der Wechsel ins Schlimme möglich war, ist auch der ins Bessere wieder möglich, wünschen, hoffen und sagen jetzt die hiesigen Einwohner laut, wenn sie gleich, wie man weiß, anfänglich eifrige Republikaner waren. Aber weder die jetzige noch die vorige Gesinnung soll dem Consul angenehm seyn; er will weder König noch Republik, sondern Sich selbst.

Mich dem Schlosse wieder nähernd, kam ich auf die Terrasse vor demselben, wo ich von ziemlicher Höhe auf das Parterre der Orangerie hinabsahe. Dieß ist der schönste Standpunkt, den ich hier gefunden, er weiset auf ein großes Wasserbecken und viele hundert der schönsten Orangenbäume herunter, die ein edles Gebäude toscanischer Ordnung umgibt. Wie sich diese Partie allmählig verlängert, endiget sie in einen kleinen See, la pièce des Suisses genannt, welcher rings mit einer doppelten Baumallee bekränzt, und am Ende mit einem waldigen Hügel beschlossen ist, an dessen Fuß ein großes Ritterbild schimmert, das anfänglich zu einem Louis XIV. bestimmt war, und da es dessen Beyfall nicht hatte, aller Analogie zum Trotz in ei-

nen M. Curtius umgeändert wurde, der ſich für das Vaterland opfert. Mag auch dieſe ganze Partie etwas künſtliches und altmodiſches haben, ſo gewährt doch das Abgeſchloſſene derſelben, welches wie ein überſehbares Gemählde zu unſern Füßen liegt, ihr etwas anziehend liebliches.

Um 10 Uhr wurden die Säle für das Publicum aufgethan. Gleich beym Eintritt ins Schloß drängten mir männliche und weibliche Cicerone ihre Dienſte auf, um mir die choses sublimes, die ich ſehen werde, begreiflich zu machen; ich konnte ſie aber bald durch eine geringe Pränumeration los werden, und nun mit Muße die labyrintiſchen Zimmer durchgehen, wo noch genug zu ſehen iſt, ſo wohl an allerley Geräthe, beſonders an zierlichen Gefäßen aus koſtbarem Geſtein als an Kunſtwerken der franzöſiſchen Schule, die man noch zu einigem Troſt für die Stadt hier gelaſſen hat. Dieſe Kunſtwerke füllen noch acht große Säle. Hier ließ ſich Claude Lorrain in günſtigerer Beleuchtung noch beſſer ſchätzen als im Muſeum; faſt noch wohlgefälliger als ſeine großen mit Architektur und Ruinen gezierten Bilder fielen mir einige kleinere Landſchaften auf, die mit vielen niedlichen Figuren (von Callot, wie man mir ſagte) ſtaffirt ſind. Auch herrliche Vernets ſind da, deren geiſtiges Leben aber gegen Claudes ſeelenvolle Stille auch hier wieder zu kurz kömmt; man verliert ſich bey dieſem nur in den *Gegenſtand*, den man vor ſich hat, bey Vernet wird

einem immer, ich weiß nicht wie, der Mahler erinnerlich.

Von Lesueur traf ich in einem eignen Zimmer die berühmte Folge von zwey und zwanzig Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno aus dem Kartheuser Kloster zu Paris an, worin ich bey unverkennbarem Adel des Gedankens und der Darstellung doch viel Farbenschwäche und unerwartete Zaghaftigkeit in der Zeichnung fand; wie können ihn seine Landsleute mit Raphael vergleichen?

Viele vortreffliche Bildnisse, worin die Franzosen Meister sind, fand ich hin und her zerstreut; als ich zu einigen derselben, die in einer Vertiefung des Zimmers noch ungeordnet standen, treten wollte, wies mich ein wohlgekleideter Aufseher freundlich zurück, und da ich gegen meinen Gefährten bedauerte, sie nicht sehen zu können, und der Mann unsre Schweizersprache hörte, gab er sich sogleich als einen Landsmann zu erkennen, wir mußten ihm von der Heimath, die er lange nicht gesehen, erzählen; er war der Sohn eines ehmaligen Cent Suisse, und zur Schadloshaltung hieher versetzt worden; aus Uthnach gebürtig. Er hat uns nachher noch mehrere Gefälligkeiten erwiesen.

Lebrun nimmt sich auch hier, so wie im Museum als ein guter Zeichner von reicher Erfindung aus, und gefiel mir mehr noch in einigen kleinen Compositionen, zum Beyspiel in dem sogenannten Benedicite, als in

den großen. Die wohlbeleibte theatraliſche Magdalena, die Edelink ſo ſchön geſtochen hat, fand ich auch hier; immerhin ein ſchönes Gemählde, und noch friſch in Farben. Am auffallendſten aber hat ſich Lebrun hervorgethan in dem großen Saale, la grande gallerie genannt, wo er alle ſeine mannigfaltige Kunſt und ſeinen vornehmen Geſchmack zur Vergötterung ſeines Monarchen verſchwendete oder verſchwenden mußte; denn man kann ſich nichts reicheres und prächtigeres denken, als die Decke dieſes Saales in Hinſicht auf Architektur, Verzierungen und Mahlereyen, welches alles von ihm oder nach ſeiner Erfindung geſchaffen wurde. Sich ſo wie hier Ludwig XIV. vorgeſtellt zu ſehen, müßte ein Gott ſelbſt für eine Ehre halten; die ganze Mythologie huldigt ihm, bald ſteht er da wie ein Apollo in göttlicher Genügſamkeit, und vor ihm her wüthet Hercules ſchrecklich mit ſeiner Keule gegen einige Dutzende moderner Allegorien aus der Moral und Heraldik; bald ſitzt der König auf einem himmliſchen Triumphwagen von Wolken getragen in antiker Rüſtung und mit einer Allongenperucke, und ſchleudert Blitze, man weiß nicht, ob auf die Franche-Comté, oder auf ſeine Feinde, die ſich unterſtanden, ihm dieſe Eroberung zu wehren. Welch eine Leerheit mag in dem Kopfe gewaltet haben, den man mit ſolchen Schmeicheleyen füllen mußte! übrigens gehen alle dieſe Plafonds in den meiſten Sälen ihrem Ende entgegen, ſie werden ſchwarz, zer-

bröckeln, fallen herunter, in manchen hat es schon große Löcher, einige kann man gar nicht mehr sehen.

Da ich mich zu krank fühlte, um weiter herum zu gehen, blieb ich allein in einem runden Saale, der an die königliche Capelle stößt, in welche ich durch eine geöffnete Flügelthür hinabsah, und saß da wohl eine Stunde. Welch andre Gedanken konnten mir hier zu Sinne kommen, als an das Jetzt und Ehemahls? Was hätte vor diesem mancher Fremdling darum gegeben, von hier aus Könige und Königinnen mit ihren Großen in Andacht knien, und sich vor dem Herrn der Herren demüthigen zu sehen, die Herrlichkeit der Priester und Cardinäle zu schauen, und dieß alles noch durch die feyerlichen Klänge der Orgel gerührt, sich in dichterischen Zauber zu stellen. Von diesem allem sah ich nun freylich nichts als den kunstgeschmückten Tempel, aber ich saß ruhiger da, als wenn mir ehmahls die hohe Ehre des Schauens zu Theil geworden wäre, und ich nunmehr diese Verlassenheit vor mir hätte.

Unser Rückweg ging über Seve, einen Mitbürger zu besuchen, welcher Vorsteher der dortigen Porzellanfabrik ist. Der Tag wurde bey ihm zugebracht, da wir durch seine Hülfe die Einrichtung der Ofen, die Zeichnungen und den ganzen Vorrath fertiger Sachen sehen konnten. Letzterer ist noch sehr groß und kostbar, obgleich die Anstalt in den neuern Zeiten sehr

gelitten hat, ſo daß anſtatt dreyhundert ehmaliger Arbeiter jetzt nicht mehr hundert da ſind. Dennoch ſahen wir ganze Säle voll ſchimmernder Gefäße von dem größten bis zum kleinſten; große Urnen, worin ſich ein Mann verbergen könnte, von übermäßig koſtbarer Vollendung, die jedoch zu nichts als zur Verzierung glänzender Gemächer dienen können, auch nur zu Geſchenken an große Herren beſtimmt ſind. Andre Vaſen kleinern Umfangs, Schalen, Schüſſeln, und Service aller Arten; alles dieſes von der prächtigſten Vergoldung, wofür dieſe Manufaktur beſonders berühmt iſt, mehr als für die Formen, die noch zu viel von dem altfranzöſiſchen Geſchmacke haben. Auch mehrere kleine Stand- und Bruſtbilder waren zu ſehen, allein in Statuen und Köpfen hat das Porzellan immer etwas hartes und ſtumpfes und am unrechten Orte glänzendes. Man macht auch ganze Gemählde auf große Tafeln, diejenigen aber, welche wir ſahen, waren kleinlich, manierirt und hart in Farben.

Am meiſten aber zog uns der alte Vorſteher ſelbſt an; Herr Hetlinger unſer Mitbürger hat von Jugend auf ſo beſondere Schickſale gehabt, ſo viele Lebensarten durchgegangen, und iſt ſo manchen Gefährlichkeiten entronnen, daß die ungeſchmückte Wahrheit der Erzählung ſchon eine unterhaltende, ja lehrreiche Geſchichte gäbe; und ob er gleich in früher Jugend eine kurze Zeit ſogar mit Führern fremder Thiere herumgezogen, muß man ihn doch, ſo bald man ihn ſieht,

unter die Pectora laeta et non calcata candidiora nive zählen, er hat eine Unschuld des Gemüths, eine Einfalt der Seele beybehalten, die zu allen menschlichen Herzen sich einen leichten Zugang öffnet. Wiewohl er schon über dreyßig Jahre von seinem Vaterlande entfernt lebt, war es mir doch, wenn ich beym Mittagessen die Augen schloß, und seine Sprache und Redensarten hörte, als säß ich bey Hause mit einem gebildeten Freunde zu Tische. Er war mir ein Beweis, wie man sich sittlich verfeinern, und doch im Grunde den Charakter seines Geburtsortes beybehalten kann, und daß Unschuld des Herzens mit unbefangner Vernunft die wahreste feine Lebensart ist, die keiner weitern Politur bedarf. — Durch eine traurige Gefangenschaft unter Robespierre ist er um sein Vermögen und seine Gesundheit, ja bey einem Haar um das Leben gekommen. Von seinen Kenntnissen in dem Fache, dem er vorstehet, zeuget seine Wiederanstellung nach den Schreckenstagen. Aus der deutschen Litteratur kennt er nur die Schriftsteller seiner Jugendzeit, und hat eine kleine Bibliothek derselben in seinem Zimmer, aus welcher er mir Gellert und Rabener wies und freundlich rühmte. Hätte ich sie tadeln sollen? So wenig als ich einem Katholiken seine Heiligen table, oder einem Reformirten seinen Zwingli!

Als treuer Mitbürger hatte er unsrer Stadtbibliothek früher schon eine lebensgroße Büste Ludwigs XVI. von unverglasetem Porzellan zur Verehrung gegeben.

ein kostbares Werk, wovon vier einzige Exemplare gemacht worden, eines für Versailles, zwey für fremde Potentaten, und das vierte, das einen unmerklichen Fehler hat, schenkte der König Hetlingern. Auch finden sich noch viele in Wachs eingelassene kleine Vögel und Blumen von ihm, in zierlichen Farben, nach eigener Behandlung, worin er eine besondere Geschicklichkeit besaß.*)

Nachdem ich noch durch höhere Begünstigung den ersten Consul mitten im Gepränge seiner Generale, Minister und auswärtiger Großbotschafter geistlichen und weltlichen Standes, alle außer ihm in reichster Pracht, ganz in der Nähe zu schauen Gelegenheit gehabt, auch in der nämlichen Stunde, als ob es so seyn müßte, seine Gemahlin bey einer Putzhändlerin, vor deren Hause ich mit einem Bekannten sprach, hatte abtreten sehen, und nun unverzüglich zu den Antiken eilte, ihnen meinen letzten Besuch zu machen — wollte es mit dem Anschauen dieser todten Steine jetzt gar nicht gehen; der lebendige Bonaparte mit seinem Gefolge, seinen Kriegern, und allen Neugierigen, welche sich zu seinem Anblicke drängten, ja die benachbarten Dächer füllten, stand mir wie ein Blendlicht vor der Seele. Ich mußte mich auf einen Ruhesitz nieder-

---

*) starb 1804.

und den Sturm der Eindrücke vorüber lassen; siehe, da saß ich von ungefähr (das aber wie alle ungefähr wohl auch so seyn mußte) vor den Büsten des herrlichen römischen Ehepaars, welches man Cato und Porcia nennt, das ich früher schon nie ohne inniges Verweilen vorbeygehen konnte. Es that auch jetzt eine gute Wirkung; diese so klar ausgesprochene Menschlichkeit, wie aus dem Paradiese hervorgegangen, oder vielmehr durch ein ganzes Leben der Prüfung rein bewährt, in deren Betrachtung ich mich nach und nach vertiefte, brachte mich wieder zu mir selbst und auf den rechten Standpunkt, um die wahre Höhe der Menschheit anschaulich zu erkennen. Das ging so weit, daß wenn ich mir im Geiste die Bilder von B. und seiner Frau, wären sie auch von Phidias gehauen, dieser Gruppe gegenüber gestellt dachte, ich ohne Bedenken dem Römischen Paare den Vorzug gegeben hätte.

Abschied war nun auch genommen von dem Museum, dem Pflanzengarten, und den Tuilerien, meinen liebsten Plätzen, dergleichen ich in der armen Schweiz nicht mehr sehen werde. Ein gleiches nun ebenfalls mit Einem Ueberblick von der großen Stadt selbst zu thun, bestieg ich des Morgens frühe, das heißt hier nach Neun, die Höhe von Montmartre, wo ich schon unterweges einen Vorschmack der Heimath

hatte, indem mir aus einer Kneipe der Vorſtadt ein Geſang deutſcher Handwerksburſche entgegen ſchallte, wie ein Traum, der mich gleich auf hundert Stunden von Paris wegſetzte.

Bey Windmühlen vorbey und kleinen Schenken, die mit windigen Inſchriften die Nation zum Lebensgenuß einladen, denn dieß bisherige Zauberwort ſcheint ſich nach und nach in ſolche Winkel zurückzuziehen, kam ich zu der Kirche hinauf, an der noch die aufgeblaſene Inſchrift prahlte: Le peuple français reconnait un être supreme et l'immortalité de l'ame. Hier hat aber dieß höchſte Weſen einen armſeligen zurückſchreckenden Tempel voll Unrath und Schmutz, mit den erbärmlichſten Schildereyen unordentlich behangen. Man kann freylich allenthalben bethen, wer wollte aber ſeinen Gott nicht lieber draußen auf dem weitumſehenden Hügel verehren!

Zwey junge Männer kamen, die den auf der Kirche angebrachten Telegraphen ſehen wollten; daran hatte ich nicht gedacht, und ging mit ihnen hinauf. Als wir an einer Thüre klingelten, wurde ſie aufgemacht, ohne daß ſich jemand zeigte; oben auf dem flachen Dache, um das eine Galerie geht, war der Telegraph angebracht, und unter demſelben ein rings mit Fenſtern erleuchtetes Zimmer, in welches Schnüre herabhingen, vermittelſt derer durch Walzen der Kunſtbau geleitet wird. Zwey Männer ſaßen da, die gar gefällig erlaubten, alles zu beſichtigen und außen herum-

zugehen nur die Maſchinen nicht zu berühren, und die Fernröhre nicht zu verrücken, deren eines nach dem Louvre, das andre nach St. Denis gerichtet war. Da gegenwärtig der Telegraph ruhig und ſein Spiel nicht zu ſehen war, ſo fand ich Schadloshaltung an der weitreichenden Ausſicht dieſer Anhöhe, zu deren Füßen die unermeßliche Stadt mit ihren Kuppeln und Palläſten vor mir lag, ſo ſtille, als ob das dumpfe Donnergetöſe ihrer Menſchenwogen ganz verhallt wäre, ſo ruhig als ob kein Treiben der Leidenſchaften ſich mehr darin regte. So war auf dieſe geringe Entfernung ſchon alle menſchliche Unruhe verſchwunden, iſt es ein Wunder, inſofern dem fortlebenden Geiſte ſich noch eine höhere Ferne aufſchließt, wenn er von dem Wirrwarr unter ihm nichts mehr vernimmt noch vernehmen will? — und wenn nun dieß Menſchenneſt mit ſeinen vielen hunderttauſend Bewohnern und allen ihren Herrlichkeiten von dem Erdboden verſchlungen würde, welch eine Bewegung, welch Entſetzen in allen Welttheilen; und doch welch ein kleiner phyſiſcher Theil verſchwände, ich will nicht ſagen, von der Erde, ſondern nur von dem beſchränkten Raume, der den hieſigen Horizont ausmacht; ſo relativ iſt jede Vergänglichkeit. Auch die noch größre Babylon iſt verſchwunden, daß man nicht einmahl die Stätte weiß, wo ſie geſtanden.

Und wer iſt nun der Lobenswürdigſte unter dieſem wimmelnden Haufen, wer der Glücklichſte? Ja

Gedruckt bei A. W. Hayn.

PA2298
A6
1828
V.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.